<36635026310012



Doppelter Segen.

Wahre Geschichten.

Für

die erwachsene Jugend erzählt

von

Isabella Braun.

KATHOLISCHER BÜCHER-VEREIN IN BAYERN

München.

Verlag des katholischen Büchervereins.

1857.

Druck von F. S. Hübschmann.

Vorwort.

Ich habe meinen jungen Lesern hier ein Buch zu übergeben, für das ich ihr freundliches Wohlwollen erbitten möchte.

Es sind schlichte, einfache Erzählungen aus der Wirklichkeit. Sie gleichen den gewöhnlichen Pfaden des Lebens, deren Abwechslungen nur darin bestehen, daß sie entweder über freundliche, grünende Wiesen, durch wallende Kornfelder, oder durch öde Haiden ohne Wachsthum und Gedeihen führen, wohl auch an gefahrvollen Stellen dahin ziehen, wo ein wachsames Auge erforderlich ist, um nicht ins Verderben zu gerathen.

Ich lenke also die Aufmerksamkeit meiner lieben Leser nicht in ein fernes Wunderland, welches die Fantasie so sehr ergötzt, den Augen gefällt und das Interesse freilich mehr anregen würde. Aber das sind meines Er-

achtens, oftmals gefährliche Wanderungen, weil für Manchen die Fantasie zu einem Irrlichte wird, das vom Wege der Pflicht ableitet, oder das Auge so sehr blendet, daß es kein Gefallen mehr an der einfachen Wirklichkeit findet.

Doch auch diese Wirklichkeit besitzt, gleich den unscheinbarsten Gegenden, ihre Schönheiten und ihre gefährlichen Stellen. Um beide zu erkennen, bedürfen wir eines Lichtes, und das ist die heilige Religion. — Wenn dieselbe uns voranleuchtet, dann gehen wir sicher auch durch die Nacht des Lebens, nämlich durch Leiden und Trübsale; wir finden uns zurecht unter bangen Zweifeln; wir lenken wieder in den rechten Pfad ein, wenn wir in die Irre gerathen sind; wir erkennen unsere Pflicht und wir gewinnen Zuversicht, um muthvoll vorwärts zu schreiten; wir empfangen endlich von ihr auch Freudigkeit und einen zufriedenen Sinn, weil wir sehen, wie viel Gnade und Glück der barmherzige und gütige Gott auf unsern Lebensweg ausgebreitet hat.

Dies sollen die hier gebotenen Erzählungen aus der Wirklichkeit zeigen; ich mußte deßwegen möglichst treu bei der Wahrheit bleiben und durfte nicht die lieblich schimmernde Fantasie walten lassen.

Möchten meine lieben Leser und Leserinen, die bereits in ein Lebensalter vorgerückt sind, wo sie theilweise selbstständig den Lebenspfad wandeln müssen, hiezu aus diesen kleinen Erzählungen Nutzen schöpfen! Dann ist mein Zweck vollkommen erreicht und ich verzichte willig auf das höhere Wohlgefallen, welches mir bei Manchen eine fantasievolle Ausschmückung vielleicht erworben hätte.

München, im Sommer 1857.

Die Verfasserin.

Möchten meine lieben Leser und Leserinnen, die bereits in ein Lebensalter vorgerückt sind, wo sie theilweise selbstständig den Lebenspfad wandeln müssen, hiezu aus diesen kleinen Erzählungen Nutzen schöpfen! Dann ist mein Zweck vollkommen erreicht und ich verzichte willig auf das höhere Wohlgefallen, welches mir bei Manchen eine kunstgerechte Ausschmückung vielleicht erworben hätte.

München, im Sommer 1857.

Die Verfasserin.

I.

Ein Opfer der Demuth.

I.

Das Schuljahr neigte sich zum Ende; es war der letzte Abend vor der Prüfung und also auch für Manche der letzte Abend im Institute, wo sie mehrere Jahre zugebracht, eine neue Heimath und neue Geschwister gewonnen hatten. Freude und Traurigkeit kämpften in manchem dieser Herzen und darum wohl auch hatten sich mehrere der erwachsenen Zöglinge von der Menge abgesondert und in das verlassene Lehrzimmer zurückgezogen, um angeblich die Hefte für die morgige Prüfung zu ordnen oder zum Einpacken zu sammeln. Es waren sechs Mädchen ziemlich im gleichen Alter und an jener Gränze der Mädchenjahre angekommen, wo man nicht nur aus dem Institute zu treten pflegt, sondern wo der andere Schritt zugleich in die „Welt" führt.

Die erwähnten Mädchen schienen jedoch von ihrer vorgenommenen Arbeit nicht sehr angezogen. Die schönen, blauen Einbände lagen unberührt auf dem Schooße oder die Augen schweiften von den aufgeschlagenen Blättern zu der Einen und Andern, die beschäftigt war, ein Albumsblatt zum Abschiede zu schreiben, und immer wieder angeknüpfte Gespräche unterbrachen die kleinen Geschäfte. Nur Eines der versammelten Mädchen saß völlig in den Abschiedsschmerz versenkt in der Bank, stützte den Kopf mit der Hand, und es schien, daß alle Tröstungen der Freundinen nur ihren Kummer vermehrten. Plötzlich erhob sich rasch ihr Haupt und sie sagte:

„Es nützt Euch Alles nichts! ich bin nun einmal traurig und ich will traurig sein! Es käme mir als ein Unrecht und als Undankbarkeit vor, ohne Thränen und Herzweh aus diesem Hause, wo ich während sechs Jahren nur Güte und Liebe genossen habe, zu scheiden.“

Wieder senkte Rosalie, so hieß das Mädchen, das Haupt in die Hand und jetzt erst lösten sich die Thränen aus ihren Augen; sie strömten zwischen den Fingern herab auf den blauen Umschlag des Heftes und ließen die schöne Farbe zerrinnen, gleich wie die Regenwolken den blauen Himmel verdüstern. Aber die Mädchen wollten durchaus mit dem warmen Sonnenschein ihrer Liebe den Himmel ihrer Seele aufklären und Eine davon begann wieder:

„An Deiner Stelle, Rosalie, würde ich mich vor Allem auf die morgige Prüfung freuen. Während wir

deßhalb von Sorgen und Angst gequält sind, kannst Du mit Zuversicht Deinem Triumphe entgegen sehen, und auf die allerschönsten Preise rechnen."

„Und" — sagte eine Andere, — „Du kannst diese Freude ungestört genießen. Niemand beneidet Dich, Alle anerkennen, daß Dir die Preise von Rechtswegen gebühren und Alle lieben Dich. Ich weiß nicht, wie Du es angefangen hast, diese allgemeine Liebe zu gewinnen. Du bist eine kleine Zauberin und brauchst nur Dein gläsernes Stäblein zu schwingen, so fährt gleich die Liebe in die Herzen hinein." —

Aber Rosalie weinte noch heftiger und sagte unter Schluchzen:

„Um so mehr Grund habe ich, traurig über die Trennung von Euch zu sein!"

„O!" — sagte eine Dritte, — „Du wirst uns Alle bald vergessen haben. Bedenke, wie schön Du es zu Hause bekommst! Deine Eltern sind reich, sie lieben Dich; Du bist ihr einziges Kind; Du wirst auf Eurem herrlichen Schlosse und im Winter in der Stadt leben, in Gesellschaften gehen und dort glänzen; man wird Deine Kenntnisse daselbst noch ganz anders bewundern, als es hier im Institute geschehen ist." —

„Nein, nein!" — rief Rosalie, — „ich werde Euch niemals vergessen! Meint Ihr, die fremden Leute und die Gesellschaften könnten mir Ersatz bieten für Eure Liebe und die Freuden unter Euch? Ich werde keine neuen Freundschaften schließen! ich werde mein Leben

lang Euch treu bleiben und mich nur freuen, wenn Ihr mich besucht!" —

„Aber wenn Du so viel weinst" — schaltete eine Vierte ein, — „dann wirst Du morgen mit Kopfweh aufwachen und die Prüfung nicht bestehen, — Du, welche alle ersten Preise aus jedem Gegenstand erhält!"

„Ja, ja! das wird eine Schande abgeben" — sagte die Fünfte neckend, — „wenn Fräulein Rosalie nichts weiß, von der es sprichwörtlich heißt, daß ihr Kopf das Nest sei, wo das Talent sich angebaut habe und aus dem die Gedanken wie lustige Vögel herausfliegen." —

Nun lächelte Rosalie; ihr Auge glänzte, ihr ganzes, rosiges Gesicht strahlte vor Vergnügen. Sie dachte nur mehr an die Prüfung; rasch sammelte sie ihre Hefte und sprach:

„Ihr seid gut und lieb gegen mich; aber nun hört auf mit Euren Lobreden, sonst macht Ihr mich eitel. Doch Ihr habt Recht mit dem Einen, wir müssen jetzt vor Allem an die Prüfung denken, damit die Lehrerinen keine Schande an uns erleben. Morgen ist es dann Zeit zur Traurigkeit und zum Abschiede."

Bald waren alle sechs Mädchen eifrig mit ihrer Arbeit beschäftiget; dann läutete es zum Abendessen; sie schlangen paarweise den Arm in einander und gingen in den Speisesaal.

In der darauf folgenden Nacht, als der Engel des Traumes durch den weiten Schlafsaal schwebte, streute

er über alle diese jugendlichen Schläfer denselben Traum und doch wieder in verschiedener Weise; denn am Morgen erzählte Eines dem Andern, es habe von der Prüfung geträumt; aber der Gesichtsausdruck zeigte sich dabei sehr verschieden. —

Ueberfliegen wir einige Stunden. — Die Prüfung und Preisevertheilung war vorüber; die ganze Schaar eilte mit dem verschiedenartigsten Mienenspiele aus dem Saale. Hier blitzt der Stolz feurig aus den Augen, gleich wie beim jugendlichen Krieger, der in der Schlacht eine Fahne erobert hat; dort überzieht er das ganze Gesicht mit dem Ausdrucke des Selbstbewußtseins, das kalt und geringschätzend auf die Andern schaut; in diesem Antlitze strahlt die ungetrübte Zufriedenheit, denn die Freude der Pflichterfüllung ist den Sonnenfünkchen gleich, welche auf dem stillen, friedlichen See tanzen; jene Augen hingegen möchten gerne lächeln, aber der Neid auf die Bevorzugtern verdirbt dem Herzen die eigne Freude, es läßt sich nicht genügen an der eigenen Errungenschaft, sondern quält sich durch den leidigen Vergleich; dort, neben dem rosigen Mundwinkel aber lauert der schlimme Kobold des Trotzes und sagt deutlicher als Worte: „Es ist nicht der Mühe werth, Euch aufzublähen, wie ein welscher Hahn! hätte ich gewollt, es wäre mir eben so gut gelungen!" — in jenen Mienen trauert die ernstliche Reue und Beschämung über die verschwendete Zeit und in diesem Gesichte liegt weit ausgebreitet die völlige stumpfe Gleichgiltigkeit.

Doch wenden wir uns von der ganzen Schaar zu Rosalien, die auch schon während der Prüfung die allgemeine Aufmerksamkeit unbewußt auf sich gelenkt hat, indem sie alle gestellten Fragen entweder bei der an sie gerichteten Aufforderung klar und geistvoll beantwortete oder sie stillschweigend durch ihre lebhaften Augen und den halbgeöffneten Mund lös'te. Sie hatte der ganzen Prüfung Lebhaftigkeit und Interesse verliehen und sich doch so bescheiden, so jungfräulich schüchtern gezeigt, daß Jedes sich unwillkührlich zu dem Mädchen hingezogen fühlte. Als Rosalie wirklich die sämmtlichen ersten Preise aus jedem einzelnen Gegenstande erhielt, verwunderte sich Niemand und als sie sechs Prachtbände einer Legende unter dem Arme trug, verfolgte sie nicht einmal die neidischen Blicke Einer Mitschülerin. Es war wirklich so, wie Abends zuvor die Mädchen gesagt hatten: sie besaß die allgemeine Liebe und Anerkennung. Sie schritt also aus dem Saale mit einem so glückseligen Gesichte, daß es dem blauen Himmel ohne Wölkchen glich, in den Jeder gern hineinschaut. Als sie im Lehrzimmer anlangte, wurde sie umdrängt mit Beglückwünschungen; sie mußte ihre Bücher zeigen und Eine der fünf Freundinen sprach:

„Nun, Rosalie, habe ich nicht Recht gehabt? Ist das nicht ein glücklicher Morgen für Dich?“ —

Bei dieser Mahnung überwölkte sich sogleich Rosaliens Gesicht und sie entgegnete:

„Ja, ein glücklicher Morgen, auf den ein trüber

Abend folgt; denn wir müssen ja heute noch von einander scheiden!"

Bei diesen Worten ließ sie die Preise zurück, schlang die Arme in jene der Freundinen und ging mit diesen in den Klostergarten. O du schöne, glückliche Jugendzeit mit deinen innigen Freundschaftsbündnissen! Sie sind zwar nur aus den Sonnenstrahlen des Glückes gewebt; aber demnach besitzen sie eine fast wunderbare Dauerhaftigkeit, daß selbst kein späterer Lebenssturm, keine Trennung, keine noch so weite Entfernung sie zu zerreißen vermag. Immer und immer wieder kehrt das Herz zu Euch zurück, ihr Institutsgenossinen; es sucht Euch in weiter Ferne, es verlangt nach Euch mit dem Rufe der Sehnsucht und Euer Wiederfinden ist neue Jugend! „Nein, Rosalie, ich werde Dich nie vergessen!" So riefen die Mädchen damals und — so rufe i ch noch heute! —

Jetzt hatte die Stunde der Trennung geschlagen. Die Koffer standen gepackt, der Wagen hielt vor der Thüre; Rosalie hatte von Jedem einzeln Abschied genommen und stand nun im Refektorium vor der würdigen Oberin und den Lehrerinen. Erstere hielt sie bei der Hand und sagte liebevoll und ernst:

„Rosalie, du trittst nun hinaus in die Welt. Sie mag besser sein, als man sie schildert; ich kenne sie nicht; das aber weiß ich: sie vermag zu schmeicheln und zu bethören. Der liebe Gott hat dir reiche Gaben des Geistes und des Herzens verliehen; vergiß aber nie-

mals, daß dies nicht dein Verdienst, sondern Gottes Geschenk ist; bewahre dir die zarte Blume der Demuth, wenn Schmeichelei dich umgarnt. Sie bedarf des Schutzes und der Pflege; der heiße Sonnenstrahl des Lobes versengt sie leicht, während das Unkraut des Hochmuths daneben empor schießt unbemerkt und ungepflegt, bis es die zarte Blüthe umstrickt. In solcher Versuchung blicke hinein in die Legende; da kannst du Demuth lernen von Menschen, welche reiche Eigenschaften besaßen, aber sich niedrig dünkten vor Gott im Bewußtsein, wie mangelhaft auch das beßte, irdische Streben ist und wie ungleich jener hehren Vollkommenheit, nach welcher wir ringen müssen."

Rosalie gelobte, dieser Worte stets zu gedenken und schied mit warmer Rührung und Dankbarkeit aus dem stillen Erziehungshause, wo sie so glückliche, segensreiche Tage verlebt hatte.

II.

Die verlebten Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre gleichen dem aufgeschwemmten Lande, das sich unbemerklich zu einem Hügel erhebt. Was führt diese Sanduhr der Zeit doch Alles mit sich! Ein Minutenkörnlein birgt manchmal reines Gold des Glückes, ein anderes bringt das Quecksilber der Unruhe, wieder eines den Eisenstoff der Erfahrung; der bleierne Schmerz und die Reue, welche sich an die Fußsohle heften, rollen auch daher; die meisten Minuten aber sind leerer

Sand. Ja, die Zeit birgt manigfachen Inhalt; aber erst, wenn das Leben zum Berge sich aufgethürmt hat, fällt es dem Menschen ein, darin einen Schacht zu graben und die Erfahrungen als Goldkörner auszubeuten. Doch auch vom niedern Hügellande hat der Mensch Gewinn, wenn er von dieser Erhöhung aus seine Rundschau hält. Da fällt ihm gar Manches in die Augen, was er beim Durchwandern der Gegend nicht beachtete. So geht es uns auch, wenn wir von der Höhe der aufgeschwemmten Zeit auf die verlebten Tage schauen.

Von solch einem Standpunkte aus wollen wir nun Rosaliens Leben überblicken. Zwei Jahre liegen zwischen ihrem Institutsaustritte und der Gegenwart, zwei langsame Jahre, denn während für das Alter die Zeit auf eilenden Flügeln vorüberzieht, schleicht sie für die Jugend dahin, weil das verlangende, stürmische Herz ihr immer voraus eilt.

Zuerst sehen wir Rosalie heimkehrend und freudig von den Eltern begrüßt, wie sie nun die kindliche Liebe ihres Herzens als wohlgepflegte Blüthe duften läßt im Vaterhause. Wir sehen sie ihr kleines Zimmer zum jungfräulichen Heiligthume ausschmücken mit all' den frommen, einfaltsvollen Bildern, die sie als Andenken aus dem Kloster mitgebracht hat. Dort an der Wand befindet sich ihre kleine Hängbibliothek und darin glänzen die errungenen Trophäen ihres Fleißes, drei lange Reihen Bücher in rothem, goldberändertem Einbande und zu oberst die

sechs Bände ihrer Legende. — Dann sehen wir sie am Tische sitzen und lange Briefe voll Liebe, voll Sehnsucht und Erinnerung an die Institutsfreundinen schreiben; — wir sehen sie am Klavier, wo sie die alten, eingelernten Lieder singt und damit die Vergangenheit hervorzaubert. Wir sehen Sehnsuchtsthränen in den Augen und dann gleich wieder kindliches Lächeln auf den Lippen, wenn die Mutter herein tritt. Aber wir sehen, wie die freundliche Jugendzeit diese Thränen trocknet, wie die Briefe kürzer werden; wir hören auch neue Lieder und neue Variationen, nicht nur auf dem Klaviere, sondern auch in ihrem Leben. Wir sehen sie umhergehen und fahren in der Gegend, freudestrahlend im Genusse der Schöpfung und endlich sehen wir sie in der nahen kleinen Stadt, wo die Eltern das Winterquartier aufgeschlagen, in Gesellschaften und neuen Freundeskreisen; wir sehen sie strahlend in blühender Schönheit, bewundert und geliebt; wir hören ihr fröhliches Geplauder und auch wie sie in ernstem Gespräche ihre erworbenen Kenntnisse entfaltet und sehen diese Kenntnisse in selbstständiger Anschauung und Ueberlegung, im Austausche mit den Gedanken Anderer reifen und sich vermehren, und wir sehen sie als Mittelpunkt der Gesellschaft. Anfänglich bedecken die langen Wimpern ihre Augen mit einem Schleier und ihre Wangen röthen sich, wenn Lob und Schmeichelei in ihr Ohr dringt; doch allgemach gewöhnt sie sich daran und hält die Augen offen. Aber sie hat die Abschiedsermahnungen im Kloster nicht vergessen;

oft eilt sie zu ihrer Legende, die sie auch in die Stadt mitgenommen hat und liest darin. Sie hat auch ihre Jugendfreundinen nicht vergessen; deren Liebe ist immer noch die Perlenschnur, welche den Schmuck ihres Lebens ausmacht. Sie findet sogar Einige davon in der Stadt wieder und schließt sie mit jubelnder Freude in die Arme; immer noch sind sie ihr die liebsten im ganzen Freundeskreise geblieben, immer noch besteht zwischen ihr und ihnen die alte Vertraulichkeit. Rosalie ist durch all' die Schmeicheleien nicht eitel und oberflächlich geworden; nur ein gewißes Selbstbewußtsein ist in ihr Herz eingezogen, und sie denkt: „Wenn ich mich im Spiegel beschaue, kann ich mir unmöglich vorsagen, daß ich häßlich sei, ja, es kann mir nicht einmal unbemerkbar bleiben, daß ich sogar hübsch bin; — eben so wenig kann ich mir in falscher Demuth einreden, ich sei talentlos und ohne Kenntnisse, wenn ich mich im Spiegel des Vergleichs mit Andern betrachte; ich muß wohl dem Spiegel und dem Lobe glauben, wenn ich auch gerne anerkenne, daß Beide ein wenig schmeicheln." —

Ein Jahr später sehen wir Rosalie wieder auf das Land zurückgekehrt. Aber sie sitzt nicht mehr im alten Stübchen, es ist kein Stübchen, sondern ein schönes Zimmer und die alten Bilder aus dem Kloster haben prächtigen Kupferstichen und Gemälden und langen Spiegeln in Goldrahmen Platz machen müssen. Nur das hängende Büchergestelle mit seinen Prachtbänden ist noch ein Schaustück; sie zeigt dieselben oft ihren neuen Be-

kannten und zu der Erinnerung gesellt sich auch die Freude über die Bewunderung ihres Fleißes.

Und das ist Alles so ganz natürlich; es ist eben das aufgeschwemmte Hügelland der Ereignisse zweier Jahre. Nachdem wir diese kurze Uebersicht gehalten, wollen wir Rosalie auf ihrem Pfade weiter geleiten und sehen, was das Stundenglas der Zeit Alles in seinem Sande herabrollen läßt, ob es nur reine Goldkörner, oder auch noch andere Mischung mit sich führt. —

III.

Die wunderschönen Herbsttage waren gekommen, wo die Sonne eben so glänzend, wie im Sommer herniederstrahlt, aber nur milde erwärmt und nicht brennt; wo das Laub der Bäume sich bunt färbt und die Erde vor ihrer langen Schlafenszeit die herrlichen Abschiedsfeste feiert.

Rosaliens Eltern waren früher als gewöhnlich in die Stadt gezogen, denn derselben war eine besondere Ehre zugedacht: der Landesfürst hatte auf seiner Reise auch dem Städtchen einen Besuch zugesagt. Alles vereinte sich daselbst, um würdige Vorkehrungen zum Empfange und Aufenthalte des Fürsten zu treffen, wobei Rosaliens Vater als ein vornehmer und reicher Gutsbesitzer nicht fehlen durfte. Es wurde unter Anderm ein Festspiel zu diesem Zwecke abgefaßt, das in Mitte eines freien Platzes im Parke aufgeführt werden sollte.

Die ganze Einwohnerschaft war in Aufregung und Bewegung, die Rollen wurden vertheilt, einstudirt; Proben wurden abgehalten und wieder abgehalten und auf's Neue abgehalten. Aber der eigentliche Willkomm und Festgruß sollte in einem Prologe geboten werden und weil damit noch die Ueberreichung einer Festgabe verbunden war, die also eine unmittelbare Annäherung erforderte, mußte hiezu die geeignete Person gewählt werden. Einstimmig fiel die Wahl auf Rosalie, deren liebreizende Erscheinung, verbundem mit gewandtem Benehmen, einer schönen Ausdrucksweise und der hervorragenden Stellung des Vaters, sie auch vollkommen dazu befähigte.

Unerwarteter Weise sträubte sich Rosalie ernstlich, diesen ehrenden Auftrag zu übernehmen. Sie erklärte sich bereit, in dem Festspiele unter ihren Freundinen mitzuwirken, schlug aber diese und jene aus dem Mädchenkreise für diese Hauptrolle vor; sie suchte zu beweisen, wie ihre Befangenheit den ganzen Eindruck stören, ja gänzlich verderben würde.

Es war Rosalien vollkommen Ernst mit dieser Zurückweisung und ihr ganzes Gemüth empfand Widerwillen, hier als die Bevorzugte hervorzutreten. Als sie allein in ihrem Zimmer saß, hörte sie immer jene Abschieds-Ermahnung der würdigen Institutsoberin: „Bewahre die zarte Blume der Demuth; sie bedarf des Schutzes und der Pflege. Der heiße Sonnenstrahl des Lobes versengt sie leicht, während

das Unkraut des Hochmuths daneben empor schießt und sie umstrickt.“ —

Rosalie hatte an dem lauten, freudigen Klopfen ihres Herzens bei dem gemachten Antrage deutlich gefühlt, daß jene Stunde gekommen sei, wo sie die Blüthe der Demuth zu hüten habe. Ihre Weigerung war so warm und so ungekünstelt aus ihrer Seele geflossen, und hatte sich in so aufrichtige Worte der Anerkennung ihrer Freundinen ergossen, daß sie in den Augen Aller gewann. Aber gerade dadurch blieb die Wahl fest auf ihr ruhen und wie damals im Institute räumten die Mädchen ihr mit aufrichtiger Neidlosigkeit den Vorrang ein, und wußten sie so liebevoll zur Annahme zu bestimmen, daß sie endlich dem allgemeinen Wunsche willfahrte.

Nachdem der Würfel gefallen war, überließ sich Rosalie der Freude, welche diese Auszeichnung ihr gewährte. Der Prolog war echt künstlerisch abgefaßt und die schönen Verse bildeten den Wellenschlag, der ihre Worte von selber in Begeisterung hob und senkte. Unzählige Male wiederholte sie laut diese Dichtung; ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten und sie ward selber von dem Wohllaut ihrer Stimme, wie von dem tief innerlichen Ausdrucke ergriffen, den sie in die Worte legte.

Je öfter sie die Verse wiederholte, um so mehr vermischte sich in ihr die Bewunderung des Dichters mit der Selbstbewunderung ihres Vortrags. Sie hatte am Ende diese schöne Poesie zur eignen Poesie der Seele gemacht. Als sie vor einem größern Kreise die Probe

hielt, war Alles entzückt. Ja, dieser Vortrag mußte dem Fürsten die Ueberzeugung der Wahrheit geben. Rosaliens Freundinen drückten ihr gerührt und bewegt die Hand und flüsterten: „Du trägst eben wieder den Preis davon!“—

Der anberaumte Tag erschien und der Fürst war in die Stadt eingezogen.

Herrlich glänzte der Festmorgen; die ganze Parkwiese war ein großes Perlenmeer; jeder Zweig der Bäume glitzerte wie in Reihen von Diamanten; am Himmel schwebte die Sonne und goß ihre Silber- und Goldstrahlen auf den Festplatz, als wollte sie mit unzähligen Engelsfingern auf den Fürsten zeigen, der sein Volk glücklich macht. Es hätte keines andern Schmuckes bedurft, als den, welchen die Natur selber anlegte; dennoch schimmerten überall Blumengewinde und Ehrenpforten; die erhöhte Tribüne, von wo aus der Fürst das Festspiel überschauen sollte, prangte in Fahnen mit den Landes- und Stadtfarben. Ein leiser Wind bewegte sie und es war, als ob sie dem Fürsten einen lebendigen Willkomm bieten wollten. Tausende von Zuschauern hatten sich auf dem Platze eingefunden und selbst die Aeste der Bäume mußten die Schaulustigen aufnehmen. Da glänzte auch manches geröthete Knabengesicht wie ein großer Apfel durch das Blätterdach; überall herrschte die froheste, glücklichste Stimmung. —

Endlich war tiefe, lautlose Stille eingetreten, denn der Fürst hatte das Zeichen zum Beginne gegeben. Rosalie trat vor in dem fantasiereichen Gewande der

Waldfee. Ein leiser Ton der Bewunderung zog durch die versammelte Menge und nur die Gegenwart des Fürsten verhinderte den lauten Ruf des Beifalls. Wie eine hochglühende Rose stand sie da; aber plötzlich erlosch die Glut auf ihren Wangen und tiefe Befangenheit goß über ihr Wesen eine holde Verwirrung; sie versuchte zu sprechen; doch die Stimme versagte ihr. Nun traf sie ein freundlich ermunternder Blick des Fürsten und dieser gab ihr den Muth wieder. Anfangs zwar schwebten die Worte leise aber doch klar von ihren Lippen; allmählig siegte die Begeisterung; hellklingend, weich, kräftig, je nach dem Sinne der Dichtung, immer aber in harmonischer Melodie sprach sie die Verse; die innere Begeisterung gab den Worten die rechte Weihe der Wahrheit und als sie endete, drückte die ganze Versammlung mit lautem, einstimmigen Rufe dieser Wahrheit das Siegel auf. Als sie vortrat, um dem Fürsten das Festgeschenk zu reichen und er es aus ihrer Hand nahm, sah sie dessen Blick von einer hellen Perle durchglänzt. Wieder und immer wieder schallte der Hochruf der Menge und er war zugleich ein Ruf der Bewunderung für Rosalie. —

Endlich trat tiefe Stille ein. Der Fürst drückte ihr und der Versammlung in einfachen, gerührten Worten seinen Dank aus, der Vorhang fiel, die Waldfee verschwand, und das Festspiel nahm bald darauf seinen Anfang. Alles ging in gehöriger Ordnung; aber den Sieg hatte doch ganz allein Rosalie errungen.

Nach Vollendung des Festspieles umdrängten sie die Freundinen mit begeisterten Lobeserhebungen. Sie stand in deren Mitte wie eine Königin, welche die ihr gebührende Huldigung empfängt. Das Lob eines Fürsten, die laute, stürmische Anerkennung der Menge hatte sie vollkommen berauscht. Ihr Selbstgefühl steigerte sich zum Stolze; sie war nur mit sich beschäftigt und hatte kein Wort der Bescheidenheit, kein Wort der Anerkennung für die Andern, denn sie hatte das Festspiel ganz und gar vergessen.

In diesem Augenblicke rollte ein schweres Bleikörnlein durch ihr Stundenglas; aber sie merkte es nicht; sie merkte gar nichts, auch nicht wie die Freundinen sich verletzt zurück zogen. Sie entbehrte dieselben auch nicht, denn sie horchte nur auf die bethörenden Stimmen des eignen Herzens und diese sprachen laut und süß. Ihre Augen glänzten, ihr Mund lächelte, aber sie glänzten und lächelten Niemanden, als dem eigenen Ich entgegen. Sie glänzten und lächelten noch daheim in der Einsamkeit und als der Schlaf die Augen zudrückte — glänzte und lächelte ihr Traum.

Des andern Morgens erwachte sie mit dem Gefühle, als ob sie in einem Zauberwalde geschlafen hätte. — War sie wirklich in einem Zauberwalde gewesen? — Auf ihrem Platze am Frühstückstische lag ein Ring, dessen Oberseite ein Diamantenkranz schmückte. Erstaunt und verwirrt betrachtete sie denselben, als der Vater lächelnd zu ihr trat und sagte, daß der Fürst

vor seiner so eben erfolgten Abreise ihr diesen Ring als Zeichen seiner Huld und Gnade und zur Erinnerung an die gestrige Stunde sende.

Jetzt wetteiferten die kleinen Diamanten mit Rosaliens Augen um den Glanz. Mit stolzem Lächeln steckte sie den Ring an ihren Finger und als die Freundinen herbei geeilt kamen, um denselben zu bewundern, schlang sie nicht, wie damals, als sie die Preise erhalten hatte, die Arme um sie in gemeinsamer Freude. Zwar sprach sie kein hochmüthiges, verletzendes Wort; aber der kalte Hauch des Stolzes nahm ihrer Rede die ehemalige Innigkeit. Sie war plötzlich herausgetreten aus der Gleichheit mit den Gespielen ihrer Jugend und die Freude am Ringe war nicht die Freude des Besitzes, sondern die Freude des Hochmuths.

Rosalie, jetzt ist es Zeit! schlage deine Legende auf! Aber nein, sie thut es nicht! Sie hat all' ihre Preise vergessen und nur dieser letzte Preis glänzt ihr mit seinem gefährlichen Schimmer entgegen. —

IV.

Der Mensch ist gewohnt, den Wendepunkt des Jahres nach dem Kreislauf der Erde zu feiern; aber für jeden Einzelnen gibt es Zeitpunkte, welche viel besser einen Lebensabschnitt bezeichnen, als es der Silvesterabend vermag. Von einem Einzigen, oft unscheinbaren Ereignisse, hängt nicht selten das Glück und Unglück

unsers Lebens ab, denn es besteht eine fast wunderbare Wechselwirkung zwischen den Außendingen und der Innenwelt des Menschen. Nicht nur die Giftstoffe und Arzneien kreisen, Verderben oder Segen bringend, durch unser Blut; auch der Geist und das Gemüth ist solchen stark wirkenden Einflüssen unterworfen.

Für Rosalie wurde die zuletzt erwähnte Begebenheit ein wichtiger Lebensabschnitt; es war ein völlig neues Jahr, in das sie nunmehr trat. Freilich wehte noch kein eisiger Winterhauch durch die Atmosphäre, und doch schien die starre Kälte über alle ihre bisherigen Lebensblüthen zu ziehen und sie standen in Einer Nacht so gänzlich vom Reife verbrannt da, wie oftmals ein weiter, noch Tags zuvor hold blühender Garten.

Rosalie forschte erstaunt, woher der eisige Wind wehe; sie sah überall hin, nur nicht auf den einzig richtigen Platz. Der eisige Wind kam aus ihrem Gemüthe und hieß Hochmuth; er hatte ihre Freundinen erkältet, fröstelnd zogen sie sich zurück.

Rosalie erschien in Gesellschaften liebenswürdig und geistvoll, wie zuvor; Alles bewunderte sie noch mehr, als ehedem; Niemand konnte mehr von ihrem Anblicke die schöne Waldfee trennen und sie feierte unzählige Male den Nachtriumph. Bald aber fühlte sie, daß dies kein Ersatz für die frühere Liebe und Zutraulichkeit ihrer Jugendgenossinen sei; sie fühlte sich einsam mitten im Menschengewühle, weil diese ihr fehlten. Ihr Herz klagte über Neid, Mißgunst und Ungerechtigkeit; es

wurde bitter und herb gestimmt, und bitter und herb wurden ihre Blicke und Worte. Sie fühlte sich als die einzig Beleidigte und sie hüllte sich zur Aufrechthaltung ihrer Würde immer mehr in den eisigen Mantel des Hochmuths.

Rosalie verlebte einen Winter, in welchem ein Vergnügen das andere ablös'te; aber es war ein stachelvolles Vergnügen, sie konnte sich der Rosen, die sie immer ritzten, nicht freuen. Dies Vergnügen bildete einen Gegensatz mit dem früher genossenen, wie die Blumen des Frühlings mit den künstlichen, leblosen Blumen in ihrem Haare: sie hatten wohl die Farbe mit einander gemein, aber es fehlte den Letzteren der Duft. Rosalie sprach geistvoller als je; aber ihrer Rede fehlte das Gemüth; die Bewunderung, welche sie ärntete, entstand auf Kosten der Liebe; Liebe aber wäre ihr doch werthvoller gewesen. Ihr Mund lächelte wohl, aber das Lächeln kam nicht von Innen heraus, es war eine mühvoll erkünstelte Sache und müd und übelgestimmt kehrte sie jedesmal vom Vergnügen zurück. Zu Hause las sie allerlei Bücher; doch diese handelten meist auch von ihrem eigenen, krankhaften Weltschmerze; sie schilderten die falsche Welt und Rosalie glaubte ihnen, denn sie meinte, dies Alles selber erfahren zu haben.

Rosalie war froh, als der Winter zu Ende ging und die Eltern wieder auf das Land zogen. Die größte Einsamkeit war ihr lieber, als diese Einsamkeit der Seele mitten unter Menschen, die sie bewunderten, aber

nicht liebten. In dem Schlosse waren wenigstens die alten Diener und Dienerinen, die sie immer geliebt hatten und sie freute sich auf dieselben.

Aber auch diese Freude zerstob nach wenigen Tagen. Warum sprachen diese Leute so ganz anders mit ihr, wie ehedem? — Ach! der kalte Hochmuth hatte ihrem ganzen Wesen den Stempel aufgedrückt, ohne daß sie es selber ahnte, und für diese einfachen Leute mit ihrem richtigen Gefühle war Rosalie plötzlich zum gnädigen Fräulein geworden, mit dem sie eine andere Sprache führen mußten.

Also auch diese Hoffnung hatte sie betrogen! Da begann sie ein ausführliches Tagebuch zu schreiben voll Klagen über die kalte Welt, voll herber Lebenserfahrungen, voll Anschuldigungen, voll weiser Betrachtungen. Niemand blieb verschont, Niemand als ihre eigne Person, ihr liebes, verfolgtes, verkanntes „Ich." —

In solch trüber Stimmung ging sie eines Tages einsam spazieren und trug eines ihrer neuen Bücher in der Hand, um sich an einer schattigen Stelle zum Lesen niederzusetzen. Es war bereits zur Zeit der Heuernte. Die Wiesen standen theilweise in ihrem hohen, schönen, bunten Schmucke, theilweise lagen sie kahl gemäht und zeigten das neue, saftige Grün und das ausgebreitete Gras duftete lieblich. Ueberall arbeiteten die Menschen und obgleich sie den Schweiß von der Stirne wischten, sahen sie doch sehr heiter und glücklich aus und sangen auch mitunter frohe Lieder. Sie ging sinnend weiter,

indem sie diesen Anblick mit den Geschichten ihres Buches verglich. Da kam sie unvermuthet zu einer einsamen Hütte, die unweit des Dorfes stand. Vor derselben saß im Schatten eines alten Hollunderbaumes auf dem Hausbänkchen ein Weib.

„Die alte Elsbeth! meine liebe alte Wärterin, die mich in den Tagen der Kindheit so oft auf dem Schooße getragen hat! Wie konnte ich sie so lange und so gänzlich vergessen!“ — rief Rosalie, als sie derselben ansichtig wurde. Sogleich eilte sie auf Elsbeth zu und winkte schon von Ferne, indem sie sagte: „Elsbeth, Elsbeth! wie geht's? — kennt Ihr mich nicht mehr?“ —

Elsbeth suchte sich zu erheben; aber sie hatte ihren Stock in der Hütte gelassen und es gelang ihr nicht. Da sprach Rosalie fast verweisend: „Was macht Ihr solche Umstände mit mir, Elsbeth? Bleibt sitzen; wenn ich auch nicht mehr Euer kleines Mädchen bin, so ist es immer noch Eure Rosalie.“ —

Da gingen dem alten Weiblein die Augen über und sie sagte:

„Grüß Gott zu hunderttausendmalen, liebes, gnädiges Fräulein! Hab's ja immer gesagt, daß es nicht wahr ist, daß Sie hochmüthig geworden sind, wie die Leute meinen! Hab' mich freilich verwundert, daß Sie nicht zu mir kommen; aber es wird schon seinen guten Grund gehabt haben.“

Bei diesen Worten zog eine Röthe der Beschämung über Rosaliens Wangen und sie sprach rasch, um die Gedanken der Alten auf etwas Anderes zu lenken:

„Aber warum sitzt Ihr da so mutterseelen allein, Elsbeth? Wo ist das kleine Bärbel, die Euch immer vorgelesen hat?“

„Nun das kleine Bärbel ist eben auch größer geworden, gnädiges Fräulein,“ — entgegnete Elsbeth. „Es geht nicht anders im Leben; die Jungen werden kräftig und die Alten werden schwach und so laufen ihre Wege auseinander. Das Bärbel muß nun auch im Felde arbeiten und da habe ich meine Vorleserin verloren. Aber ich habe ja noch meinen Rosenkranz und wenn ich den abbete, erzählt er mir die Leidensgeschichte meines Herrn und das ist das Beßte für ein altes Weib, das nur mehr wenige Schritte vom Grabe steht.“ —

Rosalie setzte sich auf einen bemoosten Baumstumpf ganz in der Nähe der Alten und sagte:

„Nun, Elsbeth, da will ich Eure Vorleserin werden, und zu Euch kommen, wollt Ihr?“ —

Ueber das alte Gesicht des Weibleins flog ein ganzer Blüthenregen der Freude und sie lächelte dem jungen, freundlichen Gesichte ihres ehemaligen Pfleglings entgegen. Rosalie schlug das mitgebrachte Buch auf und sagte:

„Wir wollen gleich anfangen, Elsbeth, ich hatte ohnedem im Sinne zu lesen und Ihr seid so gescheidt, daß Ihr schon versteht, was in meinem Buche steht.“—

Rosalie war in diesem Augenblicke sehr glücklich. Elsbethens zitternde Stimme klang mit unnenbarem Wohl-

laute in ihre Seele hinein. Der stille, ländliche Ort, die Abgeschiedenheit und Ruhe, der blaue, wolkenlose Himmel, das leise Gesumse der Bienen — Alles wirkte zusammen, um die Vergangenheit zur Gegenwart umzuwandeln. Wie ein kleines Mädchen schaute sie also zu Elsbeth auf und begann laut und langsam eine Geschichte ihres Buches zu lesen. Die Alte hörte eine Weile zu, dann schüttelte sie mehrmals den Kopf und sagte, als Rosalie eine Pause machte:

„Davon versteh' ich nichts! So ist's in meiner Zeit nicht gewesen und ich bin viel zu alt, um mich auf die neue Zeit noch einzustudiren. Da sind mir die alten Geschichten lieber und taugsamer, die Sie mir einmal aus ihrem schönen Preisbuche vorgelesen haben; da drinnen ist allerlei gestanden von den lieben Heiligen. O, liebes Fräulein! waren das schöne Sachen, man hat gemeint, schon halb im Himmel zu sein, wenn man's nur gehört hat!" —

„So, Elsbeth, mein Buch gefällt Euch also nicht?" sagte Rosalie lächelnd. „Nun da muß ich Euch das nächste Mal, wenn ich wieder komme, freilich die Legende mitbringen!" —

Plötzlich fuhr es ihr durch den Sinn: „Aber wo ist meine Legende? — Ich habe sie ganz und gar vergessen. Ist sie in der Stadt zurückgeblieben oder hat Mama sie einpacken lassen? Die alte Legende!" — dachte sie lächelnd; — „fällt sie mir auch wieder ein! Ja, das war doch eine schöne Zeit! Doch, ich will nicht

mehr an sie denken! nein, nein, ich will nicht mehr an sie denken, weil ich damit an die falschen Freunde gemahnt werde, die mich des Neides und der Mißgunst wegen schnöde verlassen haben!" — Und Rosalie zitterte in ihrem Herzen vor zorniger Erregtheit. Sie senkte das Auge und ihr Blick fiel auf den Ring an ihrem Finger; die Diamanten funkelten im Sonnenstrahle. Aber es war ein stechendes Licht, das ihre Augen blendete. Sie wollte nicht an die alten Zeiten und die alten Freunde denken und selbst dieser Ring mahnte sie daran. Sie stand rasch auf, sie konnte nicht mehr bleiben, aber sie bot der alten Elsbeth die Hand und versprach, morgen wieder zu kommen.

Sie ging nach Hause. Nein, sie *wollte* nicht an die alte Legende denken, aber sie dachte immer an sie. Kaum war sie im Schlosse angelangt, fragte sie nach den Büchern. Die Mama hatte sie eingepackt, sie waren noch in der Kiste und diese stand auf dem Boden unter dem Dache, morgen sollte sie geöffnet werden.

Nein, nein, nein! Rosalie wollte nicht an die alte Zeit *denken*, aber sie *träumte* von ihr; sie träumte vom Institute, von den Freundinen, um die sie den Arm geschlungen hielt und denen sie Liebe und Treue gelobte; sie träumte von der Prüfung, von der Legende und sie hörte im Traume wieder jedes einzelne Wort der Abschiedsermahnung. Als sie erwachte, konnte sie kaum erwarten, bis die Kiste geöffnet wurde; sie stieg selbst auf den Boden, sie sah zu, wie der Bediente den Deckel

hinweghob und nun schimmerten ihr die lieben, rothen Einbände entgegen. Sie nahm sie hervor; wie staubig sie waren, die guten, alten Bücher! und das Gold war verblichen, gleich ihrer Erinnerung an das, was darin stund. Aber das Gold konnte aufgefrischt werden und die Erinnerung auch! — Sie nahm die Bücher mit fort, Niemand durfte sie tragen, sie wollte lieber zweimal und dreimal und noch öfter, wenn es sein mußte, darnach gehen. Und nun kramte sie in der alten Kiste. Auf dem Boden lag noch allerlei. Da lagen die alten Sachen: die Klosterbilder und die Briefe der Freundinen mit den vertrockneten Sehnsuchtsthränen jugendlicher Schwärmerei.

Nein, nein! sie wollte immer noch nicht an die alte Zeit denken; aber lesen mußte sie doch diese falschen Versicherungen, um noch zorniger zu werden und zu finden, wie gerecht ihr Zorn sei. Denn Rosalie war bei dieser Mahnung wirklich entrüstet worden. Sie las, und sie d a c h t e nicht mehr an die alte Zeit, — sie war mitten darin, sie war wieder sechszehn Jahre alt, sie schlang den Arm um ihre Freundinen und wandelte mit ihnen durch den Klostergarten.

Es war schnell Mittag und Nachmittag geworden. Rosalie nahm eines ihrer rothen Bücher und ging zu Elsbeth. Die Alte erwartete sie. Butter, Honig und Brod lagen wie ehemals auf einem reinlich gedeckten Tischlein, das vor der Hausbank stand, und es erfolgte eine beiderseitige herzliche Begrüßung.

Rosalie erquickte sich und dann schlug sie das Buch auf, wie sie in ihrer Kindheit gethan hatte, um Gott gleichsam um seine Meinung zu fragen, was eben passe. Es traf das Leben der heiligen Elisabeth, der Königs-Tochter aus dem Ungarlande, der frommen Landgräfin von Thüringen. Rosalie las von der demüthigen Fürstin, wie sie ihre Krone vom Haupte nahm und sie an den Stufen des Altares niederlegte, weil sie keine goldene Krone tragen wollte, wo ihr Heiland eine Dornenkrone trug; sie las von all' den Werken der Barmherzigkeit und Demuth, welche die Fürstin verrichtete; von der demuthsvollen Art, wie sie ihre Freundinen behandelte und von ihrem demuthsvollen Lebensende. —

Die alte Elsbeth hatte die Hände im Schooße ruhen, es war ja das Leben ihrer Namenspatronin — einer Fürstin zwar, aber doch demüthiger, als die geringste Magd, und das bewegte sie zu tiefst im Herzen; Thränen rannen über die gefurchten Wangen und sie fand kein Wort, als Rosalie längst geendet hatte. — Auch in deren Gemüth war eine ganz andere Welt aufgegangen, als die, welche sie durch ihre bisherigen Bücher und durch ihre von Hochmuth verblendeten Augen gesehen hatte; ein anderes Licht leuchtete ihr entgegen, als das des Diamantenkranzes. Rosalie war wieder ein demuthsvolles Mädchen geworden; die Demuth gab ihr die rechte Klarheit; sie erkannte, daß der Hochmuth in ihrer Seele als Unkraut aufgeschossen

war und daß er die Liebe ihrer Freundinen erstickt hatte.

Sie war tief ergriffen und bewegt. — Leise stand sie auf, schlich zu Elsbeth, kniete nieder vor der alten Wärterin ihrer Kindheit und küßte die von Schwielen rauhe Hand. Elsbeth wußte nicht, was das bedeute, sie ahnte nicht, daß Rosalie demüthig und still dankte, weil Elsbeth sie unbewußt zurück geführt hatte zur Klarheit und Wahrheit.

Rosalie ließ das Buch auf dem Tische liegen, denn sie versprach, oft wieder zu kommen; dann ging sie. Aber sie lenkte nicht auf den Weg zum Schlosse, sondern sie schlug den Pfad zur Dorfkirche ein. Das kleine Portal stand offen; Niemand war in der Kirche. Sie trat bis zu den Steinstufen des Altares und betete dort lange, demüthig und innig. Dann warf sie einen leuchtenden Blick auf ihren Ring, zog ihn vom Finger, stand auf und eilte mit raschem Entschlusse zum Portale zurück; dort stand der Opferkasten. Ein klingender Ton — und der Ring lag unter den Pfeningen der Armen, — ein Opfer der Demuth. —

Jetzt eilte Rosalie nach Hause. Die Lerchen sangen und stiegen mit leichtem Fluge zum Himmel und sangen immer reiner, je mehr sie sich dem Himmel näherten. Da stimmte Rosalie in diese Lieder ein, sie sang die alten Lieder der Kindheit und auch sie klangen immer reiner und seliger.

„Was ist dir begegnet mein Kind?“ frug die er-

staunte Mutter, als Rosalie so gänzlich verändert nach Hause kam. Nun legte sich dieselbe vertrauend an's Mutterherz und flüsterte: „Mutter, ich habe ein kleines Opfer der Demuth verrichtet und das macht mich so glücklich!" Dann erzählte sie ihr Alles, was äußerlich und innerlich in der letztern Zeit mit ihr vorgegangen war und die Augen der Mutter weinten Freudenthränen über ihr liebes Kind. Eine davon fiel nieder auf Rosaliens Finger und diese rief jubelnd:

„Mutter! Mutter! sieh, das ist der ächteste Diamant!"

Die Mutter war mit dem Opfer einverstanden. Sie ging zum Pfarrer des Ortes und erzählte ihm die Begebenheit. Dieser nahm den Ring aus dem Opferkasten und fügte ihn an den Finger des Muttergottes-Bildes, das in Holz gehauen unter dem Kreuze stand. —

Ja, das war ein Opfer der Demuth und Gott nahm es wohlgefällig an. Von jenem Tage an war die alte Zeit zur neuen Zeit geworden, Beide waren in einander verschmolzen und Rosalie besaß Alles wieder, was sie ehemals besessen hatte: Demuth, Bescheidenheit, ihre Jugendfreundinen und sie hatte auch ihre Legende gleichsam wieder auf's Neue zum Preise gewonnen. Oft las sie daraus der alten Elsbeth vor und als diese endlich die wenigen Schritte zum Grabe erreicht hatte und im Jenseits wohl bessere Kunde von den lieben Heiligen erhielt, als das Buch geben konnte, ging Rosalie oft noch zu der armen Hütte und las im Schatten

des Hollunderbaumes still für sich die frommen Geschichten. Sie dachte oft:

„Nicht da, wo ich Triumphe meines Talentes ärntete, auch nicht aus weisen und gelehrten Büchern habe ich gelernt, was allein glücklich machen kann, sondern aus dem Umgange eines frommen, alten Weibes und aus dem schlichten Buche meiner Legende, vor welchem die Worte geschrieben standen:

„Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Seine Gnade.“ —

II.

Doppelter Segen.

(Ein Bild aus dem Familien- und Dorfleben.)

Man rühmt das Leben in großen, volkreichen Städten, wo der Mensch jeder Beachtung und Bekrittlung entgeht und Keiner sich um die Verhältnisse des Andern kümmert. Das hat allerdings seine Vortheile; aber wie viele Leiden, welchen eine freundliche Theilnahme Linderung brächte, werden ungestillt und unbeachtet hier durchgekämpft, und wie viele Freuden, die fast das Herz in Jubel zersprengen möchten, müssen ein-

sam und unbeachtet hier genossen werden! Und das ist noch mehr; denn während die Menschenbrust herbe Leiden einsam zu tragen vermag, ist sie kaum im Stande, die Wonne und Seligkeit in sich zu verschließen.

Anders ist es in einem kleinen Orte, als in der volkreichen Stadt. Eines kennt das Andere und dieses stiftet eine Art Verwandtschaft. Leid und Freud wird hier zum Gemeingute und nur die Bösen sondern sich davon ab.

Von einer Freude in solch kleinem Orte will ich nun diesesmal erzählen.

In einem armseligen Dorfhäuslein wohnte eine Wittwe. Es versteht sich von selbst, daß sie arm war, obgleich sie niemals einem Menschen oder gar der Gemeinde zur Last fiel. Sie besaß nebst der Hütte ein Stücklein Ackerfeld, ein Stücklein Kartoffelland und auch ein Stücklein vom Krautgarten der Gemeinde; zudem hatte sie fleißige Hände, die sich zur Sommerszeit draußen im Felde regten und im Winter drinnen in der Stube geschäftig waren. Sie hatte auch nur für sich und ihr einziges Kind zu sorgen, aber das war ein Sohn, der sich nicht das Ackerfeld zum Pflügen und Anbauen erwählt hatte, sondern sich einem andern Felde zuwandte; mit Einem Worte: er war ein Student geworden und hatte den geistlichen Beruf erwählt. Das aber kostet Geld, mehr Geld, als das arme Weib ohne Gottes Hilfe hätte auftreiben können.

In dem Hause der Wittwe sah es gewöhnlich sehr dürftig aus. Heute aber ist es daselbst ganz anders, also eben gelegene Zeit, um unsern Besuch abzustatten.

Schon seit vielen Tagen hatte es Mutter Margareth „sehr unmüssig," — wie sich die Nachbarn ausdrückten. Wer aber in den verborgenen Haushalt und in die geheimen Pläne des Weibes geblickt hätte, würde seit Monaten dasselbe gedacht haben. Jedes fette Gänslein, das sie gerupft zu Markte trug, mußte dabei mithelfen, denn jeder dafür erlöste Kreuzer rollte in eine irdene Sparkasse und sie wäre eher hungrig zu Bette gegangen, als daß sie diese zerschlagen hätte, um die gefangenen Geldstücke daraus für ihre eignen Bedürfnisse zu befreien. Jedes Federchen, das sie auszupfte, kam sorgsam in einen großen Sack, wohl gesondert von den steifen, die sie für's eigene Bett gut genug fand. Jeder Faden, den sie spann, nahm Theil an ihren Gedanken und wenn die Spindel lustig auf dem Boden kreiselte, war ihr's fast auch lustig zu Muthe; wenn aber die Fäden zum Schneller wurden, hatte sie eine so große Befriedigung, wie der Reiche, der ein Goldstück zu seinem Schatze fügt. Das Gespinnst wurde nicht verkauft, sondern zum Leinweber getragen mit dem eifrigsten Ermahnen, es gut zu machen und wenn es dann als Gewebe auf dem Grasboden lag, hätte sie es am liebsten mit Freudenthränen begossen über den braven, frommen Sohn, weil sie meinte, die Engel müßten mit ihrem

hellsten Sonnenblicke darauf lächeln und es blüthenweiß bleichen. Aber die alten Augen waren von früher vergossenen Leidens- und Sorgensthränen vertrocknet; so mußte schon gewöhnliches Wasser und gewöhnlicher Sonnenschein das Werk vollbringen. —

Das Alles und noch viel mehr geschah ganz allein im Hinblicke auf den heutigen Tag und es waren also lange Vorbereitungen, an denen Niemand Theil nehmen konnte, weil Niemand darum wußte. Jetzt war es jedoch anders geworden und fast der ganze Ort nahm daran Theil; denn Mutter Margareth war eine gute Nachbarin. Diese Nachbarschaft erstreckte sich aber bis zum allerletzten Hause in Länge und Breite des Dorfes, denn es ist ein Vorrecht der Guten, mit der freundlichen Dienstbeflissenheit des Gemüthes Jedem nahe zu kommen; Mutter Margareth war freundlich und theilnehmend gegen Jung und Alt und ärntete also, was sie gesät hatte: Liebe und Theilnahme. —

Nachdem also Mutter Margareth lange vor dem heutigen Tage die irdene Sparkasse zerschlagen und mit Hilfe der Ersparnisse ein Stüblein des Hauses „herrisch" eingerichtet und für den Sohn eine ganze Aussteuer besorgt hatte, kam der hochwichtige Tag, wo der Sohn als neugeweihter Priester in die Heimath einziehen sollte. Es war ein Samstag, also für die Dorfjugend ein halber Schulfeiertag. Doch auch die Alten hatten einen solchen daraus gemacht und die Arbeit des Samstags schon am Freitag abgethan. Knaben und Mädchen brachten dicke

Blumenbüschel von beiden Händen umschlungen oder von der Schürze gehalten; Jungfrauen saßen auf der Thürschwelle des Hauses oder auf dem Bänkchen, um Kränze und Gewinde zu flechten. Der kleine Hausaltar in der Stubenecke war mit Blumensträußen umstellt, und das große hölzerne Kreuz trug den schönsten Kranz aus weißen und rothen Rosen; selbst die Hausthüre wurde geschmückt und der Schullehrer hatte seinem ehemaligen Zöglinge eine Inschrift zum Willkomm gemacht.

Es war ein fröhliches Geplauder um das kleine, arme Haus. Die Kinder freuten sich auf die schönen Heiligenbilder, welche das „Herrle" mitbringen und unter sie vertheilen würde; denn sie meinten nicht anders, als er beziehe sie direkt aus dem Himmel, vom lieben Herrgott, der Muttergottes und den Heiligen selber, wie ja auch am Himmelfahrtstage, wo in der Dorfkirche der Heiland empor schwebte und durch die Decke zog, schöne Bildchen herabflogen unter die empor blickende Kinderschaar. — Die Größern und die Erwachsenen freuten sich auf den Segen des Primizianten und endlich auf die Primiz, die am Sonntag über acht Tage abgehalten werden sollte. Sie hofften auf recht schöne Witterung und sahen jetzt schon jedem Wölkchen nach, weil dann der Altar auf den Kirchenplatz zu stehen kam, um der Volksmenge aus Nah und Fern weitern Raum zu geben.

So nahm also Jegliches Theil an Mutter Margarethens Geschäftigkeit, denn nichts erweckt größere

Theilnahme, als Mutterglück, und welch ein Glück ist es auch, einen guten Sohn zu haben, der auch noch zum Segen und zur Belehrung von vielen Hunderten seiner Mitmenschen bestimmt ist! —

Einer im Dorfe hatte ganz besondern Antheil bei Margarethens Freude; dies war Josephs Pathe, der reiche Jürgelbauer, und gerade weil er ein kinderloser Mann war, konnte er deren Mutterglück und Mutterstolz so ganz begreifen. Er hatte seine beßten Rosse mit dem neuen Geschirre angezäumt, dieselben vor das Bernerwägelein gespannt und war selber in die nahe Stadt gefahren, um den Primizianten abzuholen. Er hatte der Mutter Margareth gesagt:

„Vor Abend kommen wir nicht, denn der Joseph muß auch mit mir ein Schöpplein Wein trinken, was schon der heilige Paulus nicht verschmäht hat; etwa um 6 Uhr sperrt die Ohren auf, denn ich knalle schon von Weitem, daß es bessere Anzeige macht, als sogar ein Posthorn.“ —

Es war ein wonnigschöner Juli-Nachmittag. Der Himmel zeigte kein einziges Wölklein, sondern lächelte in klarstem Blau auf die grünen Fluren und die goldgelben Felder hernieder. Ein leises Lüftchen bewegte die Gräser; die Aehrenhalme studirten mit dessen Hilfe ihre Complimente ein, damit sie sich vor dem frommen Jünglinge, gleich wie die Aehren vor dem ägyptischen Joseph, beugten. Tausende von Mückchen tanzten in der Luft und verkündeten schöne Tage; die Bienen sumsten im Aehren-

felde und auf der Wiese: — es war ein Tummeln und Jubeln aller Kreaturen. —

Bereits war es Nachmittag und in der kleinen Hütte Alles geordnet. Aber Mutter Margareth schaute immer wieder nach, ob denn nichts fehle, ordnete jeden Stuhl von Neuem, daß er ja nicht schief stehe und hatte keine Ruhe da noch dort. Ihr altes Herz war regsamer, als es in den jüngsten Tagen gewesen; die Aufregung der Erwartung trieb sie umher; endlich nahm sie ihren Rosenkranz zur Hand und wollte beten; aber der liebe Gott mußte sich heute schon mit dem stillen Jubel der Seele begnügen; jeder Herzschlag war ja ein Dank gegen Ihn, denn ohne Seine Hilfe wäre es nicht bis zu diesem Glücke gediehen. Immer sah sie von Neuem auf die Uhr und wünschte den Zeigern Flügel; klang aber eine Stunde, dann fuhr sie zusammen und hätte die Zeiger lieber aufgehalten. — Sie fürchtete sich bei aller Glückseligkeit vor dem Augenblicke, wo die Peitsche knallen würde. War es denn ihr Sohn, der kam? — Ja, er war es und doch auch wieder ein ganz Anderer! Die Hände des Bischofs hatten ihn für den Altar geweiht; er sollte die Menschen belehren als Gesalbter des Herrn! und sie, das einfaltsvolle ungebildete Weib war seine Mutter! Konnte, durfte sie ihn noch mit „du" anreden? — Hatte nicht Gott ihn von ihrem Mutter-Herzen weggenommen?

Alle diese Gedanken und Gefühle drängten sich in ihrem Innern und vermehrten ihre Unruhe.

Mitten in diesem Zustande von Freude und Angst gewahrte sie einen dunklen Schatten vor ihrem Fenster; er verschwand wieder und darauf öffnete sich die Thüre; herein trat der Pfarrer des Ortes, ja, er selber, der hochwürdige Herr! — Freundlich lächelnd bot er ihr die Hand und sagte:

„Muß doch auch kommen, Mutter Margareth, und nachschauen, wie Ihr's dem Primizianten hergerichtet habt. Den ganzen Tag sind die Kinder mit Blumenbüscheln an meinem Fenster vorüber gegangen, und es hat mich zu Hause nicht mehr gelitten vor lauter Neugierde. Ei! ei! schaut nur, wie schön es bei Euch ist!"

Während der Pfarrer sich im Häuslein mit der alten Wittwe umsieht, wollen wir ihn näher betrachten.

Er hat nichts Auffallendes in seinem Aussehen; er ist ein schlichter, alter Dorfpfarrer, dem es wohl geht unter seinen Pfarrkindern, weil er sie Alle liebt und weil sie ihn verehren, wie einen Vater. Man sieht ihm keine Gelehrsamkeit an und wir wissen auch nicht, wie viele dicke Folianten er durchstudirt hat. Aber Eine Wissenschaft hat er gründlich studirt, und es gab unzählige geheime Schriftzüge dabei zu lesen. Diese Wissenschaft ist das menschliche Herz und diese Schriftzüge stehen als seltsame Hyroglyphen auf der Stirne, am Mundwinkel, ja, in jeder Bewegung des Menschen. — Auch besaß dieser Pfarrer eine Sprachkenntniß, welche alle Zungengeläufigkeit der Gelehrten übertraf. Er verstand eben so wohl den stillen Seufzer des Kummers,

wie denjenigen einer geängstigten, reuevollen Seele; er verstand das Lächeln des Mundes in seiner unschuldsvollen Freude, wie das Hohnlächeln des Bösen; er verstand die aufsteigende Röthe der Wange im jugendreinen Angesichte, wie die feurige Zornesgluth. Jede stumme Sprache des Innern, die sich der äußern Bewegung mittheilte, verstand er ganz wunderbar. Aber auch eben so gut konnte er sich den Andern verständlich machen; oft genügte ein einziger, langer, ernster Blick; oft eine Bewegung der Hand und wenn sein Mund sprach, fand er stets die rechten Worte und die rechte Weise. Dem Einen freilich klang sein Wort wie der Donner des Gesetzes oder es schnitt wie ein scharfes Schwert in die Seele; dem Andern hingegen klang es wie die Quelle dem Ohre des schmachtenden Wanderers, wie ein milder Gruß vom Himmel, wie die Stimme des Hirten, der die Schafe lockt zur Heerde.

Wohl kein Anderer, als dieser Dorfpfarrer, wäre geeigneter gewesen, Mutter Margareth in diesem Augenblicke aus all' den widerstreitenden Gefühlen und Gedanken zur ruhigen Klarheit zu bringen, und gerade die Art, wie er es that, zeigte von seiner Menschenkenntniß, die aus der Liebe stammt. Er nahm sich einen der wohlgeordneten Stühle, setzte sich, stützte beide Hände auf den Stock und sah in echter Gemüthlichkeit auf das Weiblein, welche, den Rosenkranz in der Hand, vor ihm saß.

„So ist also der Joseph doch ein geistlicher Herr geworden!" — begann er. „Denkt Ihr noch daran,

Margareth! wie ich ihm das Ministrantenbüchlein gab und wie Ihr immer Angst hattet, er möchte es nicht recht sagen und unser lieber Herrgott ihn nicht verstehen; wie ich Euch dann tröstete, daß dieser doch so ein Büblein verstehen werde, selbst wenn er Worte erfinde, weil er die Mohren und die Chinesen so gut versteht, wie unser Eins?"

Margareth ward durch diese Worte ganz in die Vergangenheit versetzt. Sie schüttelte wohlgefällig den Kopf, lächelte vor sich hin und sagte:

„Ist mir's doch gerade, als sei es heut und als ob der Bub' vor mir stünde leibhaftig. Wer mir's damals gesagt hätt', wie es heut in dieser Stub' aussieht; ich hätt's nicht geglaubt. Aber sauer ist mir's schon geworden und Müh' hat's gekostet, selbiges ist gewißlich wahr! Als mein Mann in der Todtenbahr gelegen ist, hab' ich gemeint, es sei nur gut, daß der Joseph bald statt seiner werd' ackern und pflügen können und es ginge gar nicht ohne ihn! aber es ist später doch gegangen."

„Ei, wie ist's doch gekommen, Margareth, daß dem Joseph das Studiren eingefallen? — Weiß es wahrhaftig nicht mehr recht!" — sprach der Pfarrer.

Und die Alte erwiederte, ganz gesprächig gemacht durch die Erinnerung:

„Das war so: — Der Joseph hat's immer anders getrieben, als seine Kameraden. Wenn die gelärmt haben auf der Gasse oder auf dem Anger, ist er daheim ge-

blieben, hat aus Papier große Bögen zusammen gepappt und ein Meßgewand daraus geschnitten, daß ich mich nur hab' verwundern müssen, wie er's zu Stand bringt. Dann hat er sich in die Ecke vor's Altärle gestellt, die Hände gefaltet und so andächtig zum Himmel geschaut, als ob lauter Engel herab blickten. Und wie ich Euch das erzählt hab', — hochwürdiger Herr, habt Ihr ihn zum Ministranten gemacht. Heilige Muttergottes! war das eine Freud'! Mir aber ist's Angst geworden, daß er in der Messe etwas versäume und ich hab' immer beten müssen, daß er's recht macht." —

„Weiß! weiß!" — fiel nun der Pfarrer ein, — „und weil er einige Male die Worte verkehrt sagte, hab' ich ihn zu mir in's Stüblein genommen und sie ihm erklärt und immer besser und länger, bis er mein kleiner Student geworden ist. Und damals hat er mir anvertraut, er möcht studiren; aber dazu wolltet Ihr Euch lange nicht verstehen, Margareth! — Nun, — wer hat Recht gehabt, Ihr oder ich? und seid Ihr jetzt nicht froh darüber? und ist's nicht besser gekommen, als wenn er nun den kleinen Acker baute?" —

Das Weib blickte dankbar zum Himmel, faltete die Hände und sagte nur: „Wohl! wohl!" — Der Pfarrer fuhr fort:

„Ihr habt damals auch gemeint, so ein studirter Herr werde Euch nicht mehr estimiren und Ihr werdet zu gering für ihn sein. Ich aber sagte Euch: Je mehr der Mensch lernt von himmlischer Weisheit, desto besser

wird er einsehen, daß Niemand auf der Welt mehr zu schätzen ist, als ein frommes, aufopferndes Mutterherz. — Ist's so gekommen oder nicht, Margareth?" —

„Ja, ja"! — entgegnete diese, mit einem von Glück strahlenden Auge. „Ein guter Bub ist er geblieben, mein Joseph, hat mir gefolgt auf's Wort und mir Alles an den Augen abgesehen, wenn er in die Vakanz gekommen ist; — vorgelesen hat er mir und selbst gesprochen wie ein Buch und dabei doch wieder, wie mein Bub, — so ehrfürchtig vor dem Alter und seiner Mutter."

Da sagte der Pfarrer, indem er auf die Uhr schaute:

„Ueber unserm Gespräch ist's fast Abend worden; ich muß noch an meiner Predigt studiren und horcht nur Margareth, mich dünkt, ich höre den Jürgelbauern knallen, so lustig schallt's herüber."

Bei diesen Worten bot ihr der würdige Pfarrer verabschiedend die Hand und war gleich darauf verschwunden. Margareth fuhr zusammen und wußte nicht, sollte sie hinauseilen, oder niederknieen und beten; sie that das Letztere im Drange ihres Mutterherzens, aber ihre Lippen bewegten sich nicht.

Inzwischen hatten sich die Gassen von Klein und Groß angefüllt; das Wägelein hielt vor der Thüre und im nächsten Augenblicke stand Joseph — freudestrahlend, das Bild eines frommen, unschuldigen Jünglings — in der Stube.

Aber was ist's mit der Mutter? Sie steht vor ihm, die Hände verschlungen und an die Brust gedrückt. Er

tritt fast erschrocken herzu und ruft: „Mutter, habt Ihr denn keinen Gruß für mich? — Da bricht das übervolle Mutterherz in ein lautes Freudenschluchzen aus. Auch Joseph kann sich nicht mehr zurückhalten vor Rührung. Er neigt sich hernieder und schlingt seine beiden Arme um sie, als ob er noch ein kleiner Knabe wäre. Und nun ist jedes andere Gefühl, als das der Mutterliebe entschwunden. Die ganze Glückseligkeit einer Menschenbrust strahlt durch die Freudenthränen und sie ruft: „O, wenn dieses Glück dein Vater erlebt hätte! Grüß dich Gott, Joseph, tausend und tausendmal!"

Jetzt leuchtet ein Strahl des Mutterstolzes in ihrem Auge; sogleich aber verwandelt sich der Stolz in Demuth. Sie kniet nieder und bittet um den Segen. Da strahlt himmlische Begeisterung in des Sohnes Blick. Er soll den Segen über die Mutter sprechen! Eine Thräne der kindlichen Rührung zittert an seiner Wimper; seine Augen sind zum Himmel gerichtet; er legt die Hände auf der Mutter Haupt, — sie zittern, — und er spricht mit bewegter Stimme:

„Per impositionem manuum mearum et per invocationem omnium Sanctorum omni benedictione coelesti atque terrestri benedicat te omnipotens Deus Pater et Filius et Spiritus sanctus. Amen. Pax tecum.

(Durch die Auflegung meiner Hände und durch die Anrufung aller Heiligen segne dich mit allem himmlischen und irdischen Segen der allmächtige Gott, der

Vater, Sohn und heilige Geist. Amen. Der Friede sei mit dir.)

Tief gerührt steht der reiche Bauer in einiger Entfernung und er fühlt im tiefsten Herzen: „Aecker und Wiesen, Haus und Hof — Alles ist nichts gegen ein frommes Kind!" Jetzt kniet auch er nieder und bald ist die kleine Stube gefüllt mit Kindern und Greisen, mit Weibern und Männern.

Die Bewillkommungs-Scene ist vorbei, die Nachbarn haben die Stube verlassen, Mutter und Sohn sind allein. Jetzt führt ihn die Erstere in sein Stüblein und zeigt ihm all' die kleinen Vorkehrungen und Schätze. Fast traurig sieht dieser ihr in's Auge und sagt: „Das Alles habt Ihr Euch abgedarbt, Mutter! Wie kann ich's Euch je vergelten! Aber ich will's Euch vergelten mein ganzes Leben lang! Ihr sollt zu mir kommen und bei mir bleiben, frei von aller Sorge und Plage; alle Eure Liebe will ich Euch vergelten mit Liebe und Gott helfe mir, daß ich Euch ein glückliches Alter damit bereite."

Die Nacht rückte heran und es war Schlafenszeit gekommen. Da nahm Joseph das Weihbrunnkesselein von der Wand und sagte zur Mutter: „Heute Abend hab' ich Euch gesegnet, jetzt thut nach altem Brauch, und segnet mich!" — Wie ehedem als Knabe, beugte er seine Stirne, die Mutter tauchte ihre zitternden Finger in das geweihte Wasser, bespritzte ihn damit, machte das Kreuzzeichen über ihn und bewegte die Lippen leise zum Segensgebete. —

O du doppelter Segen, der du heute in diesem Hause gespendet wardst, wie heilig bist du! Kindes-Segen und Muttersegen, walte in jedem Hause! Du baust die Stufen an der Himmelsleiter, die von irdischem Glücke zu ewiger Glückseligkeit führt. Freilich, nicht jede Mutter kann von ihrem Sohne den Priester-Segen empfangen; aber Segen kann jedes Kind, Sohn oder Tochter, über die Eltern bringen und jegliche Freudenthräne aus deren Augen ist eine himmlische Thauperle, ein Weihbrunn, in welchen Gottes Wohlgefallen leuchtet und ihn zum Elternsegen verwandelt.

III.

Der Holzbub'.

I.

Es war zur Winterszeit. Auf den Feldern lag tiefer Schnee, glatt gestrichen vom Winde, der darüber hinsaus'te. An schönen Tagen glänzte dieses Bett, als ob die Sterne nach der langen Nacht, wo sie am Himmel Wache halten, am Tage sich darauf gelagert hätten, halb träumerisch die Aeuglein aufschlagend. Der Himmel sah oftmals in klarstem Blau hernieder und die beiden Farben schienen sich gegenseitig holdselig anzulächeln.

Dennoch war trotz all' dieser Herrlichkeit kein rechtes Leben in der Schöpfung, denn die Natur verlangt, gleich dem Menschenherzen, Wärme überall. Die Fluren, welche zu jeder andern Jahreszeit, von Menschen und Gethier belebt waren, lagen nun öde da; nur ängstlich herum flatternde Vögel setzten sich auf die bereiften, dürren Hecken und wetzten umsonst den Schnabel an den krystallartigen Eiszapfen; einige Raben flogen umher und der Schnee erschien gegen ihr kohlschwarzes Gewand noch weißer; ihr Krächzen unterbrach allein die Todtenstille. Weit und breit sah man keinen Menschen und wenn Einer auch des Weges kam, klangen seine Schritte vom weichen Schnee gedämpft und die Kälte schien das lustige Lied sogar im Munde der Jugend zu hemmen. Oft aber mußte der blaue Himmel sich hinter dem grauen, undurchsichtigen Nebel verbergen, oder dichte Schneemassen flogen in geschaarten Flocken hernieder und verhüllten die Gegend.

Zu dieser Zeit war es freilich behaglicher in der großen Stube des Bauernhofes, wo die niedere Decke die Wärme zusammenhielt, oder selbst in der kleinen Stube der elendesten Hütte, denn es fehlte nicht an Reisig aus dem nahen Walde. — Am behaglichsten war es nun vollends beim reichen Holzbauern, denn da „wadelte" es nur so in der Stube, wie die Leute sich ausdrückten. Kein Wunder, er besaß auch eine starke Holzung, wovon sein Hof seit alter Zeit den Namen trug. Da brauchte man nicht zu sparen, denn es blieb

immer noch mehr übrig, als der Bauer unterbringen und verkaufen konnte. An jedem Markttage fuhren zwei tüchtige Pferde einen hochgeladenen Wagen voll in die Stadt; das Holz hatte in diesem Winter ihm bereits schweres Geld eingetragen und immer noch war der Vorrath groß, als ob er's dem egyptischen Joseph nachgemacht, und gerade für diesen erzstrengen Winter den Vorrath aufgeschichtet und zusammengespart hätte.

Der Holzbauer war der reichste und dabei angesehenste Mann im ganzen Orte und das nicht ohne Grund, denn er verwaltete das Amt des Schulzen, er konnte in der Zeitung lesen und den Bauern das Recht so haarscharf erklären, als ob er studirt hätte; er konnte genau beweisen, wie es die Herren in der Stadt, welche die Gesetze schreiben, machen sollten. Daß er dabei immer nur an die Bauersleute dachte, wie es für diese gut wäre, weil sie ja doch den wichtigsten Stand — den Nährstand — bildeten, und daß er bisweilen über die Stadt- und Herrenleute den Kopf schüttelte — dies Alles vermehrte nur sein Ansehen im Dorfe und in der Umgegend. Die Landleute sagten: „Das ist der rechte Mann, der hat den rechten Verstand und meint's gut mit uns."

Aber der Holzbauer war auch seiner Wohlthätigkeit halber absonderlich geachtet; denn wenn es irgendwo armselig und nothig zuging, blieb sein Haus, sein Speicher, ja sogar sein Geldranzen nicht verschlossen und aus seinem Reisig band sich mancher Arme den Büschel;

die Bäurin aber speis'te die Armen, welche an jedem Freitag vor die Thüre kamen und ihr Vaterunser beteten, nicht nur mit einem „Helf Gott!“ ab, sondern steckte in das mitgebrachte Säcklein reichliche Gaben, sammt einem „Gesegne es Gott!“ Kein Wunder also, daß der Holzhof in Ansehen stand weit und breit und daß die Leute nicht genug von Glück sagen konnten, als der Holzbauer nach dem Tode des Lehmhäuslers dessen fünfzehnjährigen Sohn Leonhard in sein Haus aufnahm; denn er war dessen Taufpathe und wollte halten, was ihm der Katechismus als Pflicht auferlegte. Die Wittwe war über die Massen armselig daran und hatte genug zu thun, um den kleinen Veit und die Bärbel groß zu ziehen.

Der Leonhard erkannte getreulich, welch große Wohlthat sein Goth ihm und der Mutter und Veit und Bärbel damit erweise. Er aß ja für Zwei und konnte noch nicht für Einen arbeiten, denn zum Knecht war er trotz seines kräftigen Gliederbaues doch noch zu jung. Er blickte zu seinem Wohlthäter fast wie zu einem Heiligen auf und hatte vor jedem seiner Worte einen tiefen Respekt. Wenn der Bauer mit ihm sprach, stand er wie in den Boden gewurzelt, staunte ihn an und hielt das für's Allergescheidteste, was er am wenigsten verstund. Sein Eifer zu gehorchen unterschlug ihm nicht selten die Beine, so daß er stolperte und hinfiel, worüber jedoch der Bauer gutmüthig lachte.

Leonhard war ein großer, plumper und ungelenker

Bursche, noch nicht aus dem Groben herausgearbeitet, wie der Bauer zu sagen pflegte. Seine dicken, schwarzen Haare, die weit in die Stirne hereinwuchsen und welche er bei jeder Verlegenheit — und der arme Knabe kam im reichen Hofe kaum nie aus der Verlegenheit — mit seiner Hand bis zu den Augen herabstrich, gaben ihm ein finsteres Aussehen; aber dafür war sein Herz um so freundlicher und dies wußten die Bäurin und der Bauer gar wohl, so daß sie ihn gut leiden konnten. Niemand wußte es aber halb so gut, als seine eigne Mutter und wer des Abends, wenn er nach Hause kam, an den Fenstern gehorcht hätte, der würde es auch erfahren haben. Da ging seine Zunge geläufig und er wußte kein Ende zu finden in seinen Erzählungen vom Goth und der Bäurin. Jedes Mal fing er mit denselben Worten an:

„Mutter, Ihr könnt's gar nicht glauben, wie brav mein Goth ist! Gott segne ihn und die Bäurin!"

Immer wußte er etwas Neues zu berichten und immer nur Gutes: wie heute die Bäurin für die arme Stasi „einen ganzen halben Laib" Brod abgeschnitten hätt', — kein so dünnes Stücklein, das auf einmal in den Mund hinein gehe, nein, — ausreichbar für eine Woche; — und dann wieder, wie sie der lahmen Margareth eine Schüssel voll Mehl, Schmalz und Eier geschickt hab' und selbst hingegangen sei. So wußte er hundert gute Thaten von seinen Wohlthätern aufzuzählen; wenn die Engel im Himmel Alles nachschrieben,

hatten sie ordentliche Arbeit und das Buch der Tugenden mußte bald voll werden. Alle, selbst das kleine Bärbel, horchten ihm aufmerksam zu; die Mutter faltete dabei die Hände und Alle machten es ihr nach und Alle sagten: „Das sind gute Leute, Gott segne sie! Gott segne den Holzhof zusammt Allem, was d'rin ist!" Es gab keine dankbarern Menschen, als die Wittwe des Lehmhäuslers mit ihren Kindern.

Schon waren mehrere Monate verstrichen, seit Leonhard im Hofe Einzug gehalten hatte. Er rührte seine Arme tüchtig im Dienst des Bauern und es waren auch zwei kräftige Arme. Man konnte ihn in Haus und Stall wohl brauchen, denn er war verlässiger, als der beßte Knecht und that nie etwas nach seinem eigenen Sinne. Er hatte die feste Ueberzeugung: wie es der Goth anordnet, ist's am Besten; der kann nicht fehlen. Einmal aber kam's doch anders, und wie das kam, ist eine traurige Geschichte, die dem armen Jungen fast das Herz zersprengt hätte, und das will viel heißen beim Herzen eines Bauernbuben, welches nicht an städtischer Empfindsamkeit kränkelt. —

II.

„Leonhard!" — rief eines Abends der Bauer, als der Knabe von seiner Mutter zurückkehrte; — „Leonhard, ich hab eine kleine Fuhr Holz aufgeladen; der Wagen steht im Stadel. Spann' morgen frühzeitig die zwei alten Mähren an; sie zwingen's schon noch und

fahr' damit zur Stadt." — Indem er freundlich lächelte, fügte er bei: — „jetzt bist du der Holzbub und von da zum Holzknecht ist's auch nicht weit hin, bis du endlich gar auch ein Holzbauer wirst. Also mach' deine Sach' recht und wohl. Mein' halt, du solltest dafür zwei Kronenthaler lösen, auf ein paar Kreuzer weniger kommt's just nicht an, kannst dir meinethalben auch ein Paar Sechser dabei verdienen, wenn ich nur fünf Gulden krieg."

So sprach der Holzbauer und Leonhard wurde vor Freude feuerroth im Gesichte. Er sollte in die Stadt fahren, er ganz allein, nicht hinter dem Knecht darein, nicht für einen armseligen Söldner, sondern für den reichen Holzbauern, der weit und breit bekannt war! Was der Bauer im Scherze andeutete, sah der Knabe bereits im Ernste vor sich. Er sah sich von diesem ersten selbstständigen Geschäfte im Geiste Stufe für Stufe im Rang der Dienstboten steigen und sah neben sich bereits seine eigene Person stehen, derselbe Leonhard und doch ein ganz anderer, ein erwachsener Bursche mit der Goldquaste auf dem Hut und der dicken, silbernen Uhr in der Tasche; und das war der Oberknecht Leonhard, wahrhaftig, kein anderer!

Ja, das sind die wachen Träumereien eines Dorfjungen, freilich verschieden von denen eines Studentleins, der sich im Geiste schon im künftigen Ministerkleide sieht; aber jeder Stand hat eben seinen eigenen Ehrgeiz und gewiß war der unsers Leonhards von höchst bescheidener Art!

Der Knabe sah jedoch in diesem Auftrage noch etwas Anderes, und das machte ihm die allergrößte Freude. Der Goth setzte Vertrauen in ihn! Er sollte mit zwei Kronenthalern in der Tasche, — welch' eine Summe Geldes! — mutterseelen allein zurückkehren und der Bauer traute ihm zu, daß er sich darum tüchtig wehren könne, wenn Räuber ihn anfielen. Alle derartigen Geschichten, die er je gehört hatte, fielen ihm ein. Es war ihm nicht anders, als stünde er mitten im Angriff und Kampf; aber er fürchtete sich nicht. Er stemmte sich auf seinen zurückgesetzten Fuß und stand da — als wollte er sagen: „Nur Alle her! ich nehm's mit Euch auf!" Er hatte sich so leibhaft in diese Scene hineingedacht, daß er mit seinen Armen in der Luft herumfuhr, bis er ein Gelächter hörte und einer der Knechte meinte, ob der Leonhard gar im Wirthshaus gewesen sei? es wäre doch zu früh.

Der Knabe ging etwas beschämt aus dem Hofe und verfügte sich in den Stadel, um seinen Wagen zu besichtigen. Da stand er wirklich, fest geladen, eine kleine, aber schöne Fuhr, wie sich's nicht anders für den Holzhof schickte, dicke Scheiter und Prügel, unter Brüdern zwei Kronen werth. Er hatte so eine große Freude an dem Wagen, daß er ihn von allen Seiten beschaute und immer lief er wieder um denselben herum. Nun eilte er aber in den Pferdstall um nach den alten Mähren zu sehen, klopfte ihnen auf den Rücken und dachte: „O, die machen noch Ansehen, schier besseres, als des Nach-

bars beßte Rößlein; aber sie sind auch gut gehalten und brauchen sich nimmer zu überarbeiten. Ja, der Goth ist halt ein braver Bauer, mitleidig gegen Menschen und Vieh!"

Beim Nachtessen saß Leonhard mit etwas Selbstgefühl unter den Knechten, weil er sich selber schon halb und halb für Einen hielt und als er im Bette lag, träumte er die schönsten Dinge von der Welt, natürlich, von der Welt eines Bauernjungen. Er war früh genug auf dem Wege; aber er mußte zuvor noch der Mutter am Fensterladen klopfen um ihr die wichtige Nachricht mitzutheilen. Sie rief ihm noch allerlei gute Lehren nach, denn sie war früher oft genug mit Eier und Schmalz in der Stadt gewesen, um sich dort auszukennen und wie sich die Leute auf's Handeln verlegen. Sie schärfte ihm auch ein, für sich selbst ein Trinkgeld auszubedingen, denn die Lehmhäuslerin war sehr arm und mußte das Brod kaufen; der Veit und die Bärbel hatten aber einen gar so guten Apetit; sie wußte, daß ihr Leonhard jeden Kreuzer gewissenhaft nach Hause bringen würde.

Der Holzbub' zog mit seinen Rößlein lustig die beschneite Strasse dahin und knallte mit der Peitsche, um sich warm zu erhalten, denn es ging ein schneidend kalter Wind; es war eine so grimmige Kälte, daß der Hauch am Munde gefror, und die Mähnen der Pferde wie graue Haare am Halse lagen. Aber Leonhard fühlte das kaum. Der Bauer hatte ihm eine warme Fuhr-

mannsdecke mitgegeben; doch er wickelte sich nicht darein, sondern knallte nur lustig darauf los; es gab eine erwärmende Bewegung beim langsamen Schritt der Pferde. Allmählig holten ihn andere Wagen ein, die auch zum Markte fuhren. Da bedünkte sich unser Holzbub als wichtige Person und wunderte sich höchlich, wie Einige gar nicht erstaunt thaten. Andere redeten ihn jedoch ganz so an, wie er's sich erwartet hatte. „Was, bist schon des Holzbauern Knecht geworden, daß du heut auf den Markt ziehst? Kannst es noch weit bringen! Ist zwar eine kleine Fuhr; aber mit Kleinem fängt man an und es ist ein gut geladenes Wägelein!"

Solche und ähnliche Worte hörte Leonhard mit Wohlgefallen und es schürte ein helllichtes Freudenfeuer in ihm, daß die grimmige Kälte nicht Herr über seine Glieder werden konnte. Nach drei Stunden erreichte er endlich die Stadt und suchte sich einen guten Platz für seinen Wagen aus.

Er stand bereits vier volle Stunden auf dem Platze; Wagen um Wagen zogen mit Käufern ab, nur für seine Fuhre hatte sich noch Keiner gefunden; dem Einen war sie zu klein, dem Andern die Scheiter zu dünn, dem Dritten zu theuer und Leonhard kam in eine arge Entrüstung. Allgemach fing die Kälte an, ihn zu drangsaliren, denn hier konnte er weder knallen, noch sich Bewegung machen und so kräftig er auch die Arme über einander schlug und so warm er auch in die erstarrten rothen Hände hauchte — es gab Alles nicht aus. Nun wickelte

er sich in seine Decke und ärgerte sich über die Stadtleute. Er dachte: „Der Goth habe schon recht, wenn er über diese herzieht, sie wollen den Bauern nur Alles abzwacken, und meinen, sie sollten Alles geschenkt bekommen.“ — Aengstlich sah er auf die Thurmuhr und fürchtete, es möchte gar kein Käufer sich vorfinden; mit welcher Schande müßte er dann heimkehren! So ein gutes Wägelein Holz und kein Käufer! —

Minute um Minute enteilte; aber es kam dem armen Jungen sehr langsam vor. Endlich näherte sich ihm ein Mann und sah nach seinem Wagen. Frohe Hoffnung erfüllte unsern Leonhard und er bot dem Manne mit lauter Stimme und mit Lobpreisungen sein Holz an. Derselbe sah sehr bleich, sehr kümmerlich und sehr traurig aus; aber er war nach Leonhards Dorfbegriffen gut gekleidet, freilich etwas dünn für diese Jahreszeit, denn er trug über seinem kurzen, schwarzen Röcklein keinen Mantel.

„Was soll das Holz kosten?“ frug der Mann mit sehr schwacher Stimme und sah dabei aus, als ob er sich vor der Antwort fürchtete. Leonhard dachte an die Worte seines Pathen, daß die Stadtleute gerne den Preis herabdrücken und er dachte auch an seine arme Mutter. Er sprach also:

„Nun, sechs Gulden und noch mehr ist's werth; gebt mir sechs Gulden, und einen Zwölfer hab' ich bei der Kälte als Trinkgeld gewiß verdient.“

Da fuhr ein düsterer Zug über des Mannes Angesicht und er entgegnete:

„Sechs Gulden! Junge, das ist zuviel; es ist ja kaum ein Viertels-Klafter; es ist höchstens vier Gulden werth."

Leonhard war durch das lange Warten und die arge Kälte bereits ungeduldig geworden und nun setzte der Mann noch sein Holz herunter; dies schöne Holz aus dem wohlbekannten Hofe, wo jedes Scheit wie ein Span brennt vor Dürre. Als ob sein Bauer mehr verlange, als es werth sei! „Ja", dachte er, — „der Goth hat recht, mit den Stadtleuten ist nichts zu machen; die wollen Alles geschenkt!" Er entgegnete also gegen seine sonstige Weise fast grob:

„Vier Gulden! warum nicht gar umsonst! Und ein Trinkgeld wollt Ihr mir am Ende auch nicht geben!" — Er wendete sich bei diesen Worten um, denn es ward ihm ja ein Preis geboten, der ihn höchlich entrüstete.

Der Mann aber bewegte sich nicht von der Stelle; er holte aus tiefster Brust Athem, trat zum Knaben und sagte:

„Willst du mir das Holz um fünf Gulden geben, so führe es in meine Wohnung."

Leonhard bedachte sich; — sollte er, oder sollte er nicht? Aber es war so kalt, es ging schon gegen Mittag und vielleicht fände sich am Ende gar Niemand mehr zum Kaufe. Es war doch wenigstens die angesetzte Summe. Freilich hatte er es sich so schön aus-

gedacht, dem Goth mehr aufzuzählen und damit den Beweis zu liefern, wie brauchbar er sei. Er zauderte also eine Minute und sagte verdrießlich:

„Und mein Trinkgeld? — um das soll ich am Ende auch kommen?“

Der Mann erwiederte: „Das Holz ist um den gebotenen Preis freilich mehr als bezahlt; aber ich will dir dein Trinkgeld geben.“ — Dann wendete er sich um und sagte vor sich hin: „In Gottesnamen! es muß sein; denn sie friert!“

Leonhard war durch die gemachte Zusage besänftigt; er knallte mit der Peitsche und trieb die halberstarrten Pferde an. Der Mann ging voran, lenkte in eine enge Gasse und wieder in eine andere und immer wieder in eine neue, daß es kein Ende nehmen wollte; endlich hielten sie an. Es war ein trauriger Winkel, ein armseliges Haus und kaum ging die niedere Fuhre durch das Thor in einen kleinen Hof. Jetzt warf Leonhard seine Decke über die Pferde, kletterte behende auf den Wagen und fing an, das Holz abzuladen. Er warf ein Scheit nach dem andern herab, daß es auf dem hart gefrornen Boden schallte. Es war eine kalte Arbeit, denn die Scheiter lagen fast künstlich geschichtet; seine Hände starrten und griffen ungeschickt darein, daß er sich unzählige Male ritzte und das Blut daran herab rann. Aber er achtete dessen nicht. Plötzlich hielt er inne und eine Veränderung zog durch sein offenes, ehrliches Gesicht.

Immer stand der Mann daneben, fast jedes Scheit und jeden Prügel zählend, als ob es köstliche Silberbarren wären. Als Leonhard einen Augenblick inne hielt, trat er näher zum Wagen, die Seitenwände standen noch fest, Scheit an Scheit; aber auch er fuhr zusammen und rief:

„Du hast mich betrogen, Junge! Ist das ein Holz? ist das so, wie ich's von Außen sah? und das soll fünf Gulden kosten?“ —

Leonhard konnte ihm nichts antworten; er sah immer nur in den Wagen; denn da lagen nicht Scheiter und Prügel, — nein, kleines, elendes Reisig, wie es die Armen vom Walde heimtragen; nur außen herum war gutes Holz und die oben aufgeschichteten Scheiter hatten den eigentlichen Inhalt verborgen.

„Was ist das?“ fuhr es durch die Seele des ehrlichen Knaben. „Wer hat über Nacht den Wagen umgeladen? Nein, so hat es mein Goth nicht eingeschichtet! aber die Knechte kamen doch auch nicht mehr in den Stadel!“

Solche Gedanken zogen rasch durch des Knaben Sinn. Während dieser kurzen Zeit hatten sich mehrere Zuschauer eingefunden; ein Schuhmacher, der im Hinterhause wohnte, legte die Ahl bei Seite, trat heraus und sagte:

„Was soll das Holz kosten, Nachbar?“ Der Mann nannte ihm den Preis und sogleich wandte sich der Schuster heftig zum Buben und schrie mehr, als

er sprach: „Schämst du dich nicht, die Leute so zu betrügen? Fünf Gulden für dieses Holz! Du bist ein Erzspitzbube und man sollte dir die Scheiter an den Kopf schlagen. Gleich lädtst du den Wagen wieder auf und packst dich hinaus oder mein Schustersriemen soll dich's lehren! Ja wohl, die armen Leute so zu betrügen!"

„Immer noch stand Leonhard schweigend. Er war ein Spitzbube, ein Betrüger genannt worden! Glühende Röthe flog über sein Gesicht und er wollte heftig antworten. Da ging ihm ein Stich durch's Herz. Was sollte er sagen? War's nicht so, wie der Schuster sprach? war's nicht wirklich eine kleine Betrügerei? — Aber wen müßte er anklagen, wenn er die Schuld von sich abwälzen wollte? — Seinen Pathen, seinen Wohlthäter, den Holzbauern, weit und breit wegen seiner Ehrlichkeit und Wohlthätigkeit bekannt!" — Und der Knabe schwieg. Langsam stieg er vom Wagen herab, näherte sich dem Holze, bückte sich und das Blut rann aus seinen Händen auf die Scheiter. Eben wollte er wieder aufladen, als der Mann, der bis jetzt schweigend dagestanden war, sich ihm näherte und sagte: „Laß es liegen, und lad es vollends ab." —

Aber der Schuster trat dazwischen und rief: „Sie werden dem Schlingel doch nicht fünf Gulden bezahlen?" und darauf wandte er sich zu Leonhard: „Drei Gulden und keinen Heller mehr kriegst du dafür, und wenn dir's nicht recht ist, pack dich weiter!"

Da kam dem Knaben über solch harte Behandlung

fast das Weinen in die Augen und er stotterte: „Aber mein Bauer will fünf Gulden und um weniger, hat er gesagt, dürfe ich es nicht hergeben."

Eben wollte der Schuhmacher wieder entrüstet einschreiten, als der Mann ihn auf die Seite zog und ihm leise einige Worte sagte. Der gutmeinende Rathgeber verstummte, augenscheinlich betrübt; aber er zuckte die Achsel und kehrte in seine Stube zurück. Bald saß er wieder vor seiner Arbeit und klopfte und hämmerte auf das Leder noch einmal so stark, als nöthig war, als ob er seinen Zorn daran auslassen wolle. Hin und wieder sah er in den Hof und warf dem Knaben Zornesblicke zu.

Dieser hatte inzwischen den Wagen abgeladen und stand mit niedergeschlagenen Augen vor dem Manne, welcher nur sagte, es sei gut — und, von Leonhard gefolgt, eine enge Treppe empor schritt, worauf er eine Thüre öffnete. Vor derselben blieb Leonhard stehen; aber der Mann ließ die Thüre offen und er konnte den engen Raum überschauen.

Daß die Thüre offen blieb, brachte der Stube keinen Schaden; denn es mochte darin kaum weniger kalt sein, als im Gange, wenigstens nach den fest gefrornen Fenstern zu schließen. Auf einem elenden Bette lag eine kranke Frau. Jetzt wußte Leonhard, warum der Mann in so dünnem Rocke einherging, denn über das Bett war sorgfältig dessen Mantel gebreitet, um die Kälte abzuhalten.

Als der Mann zur Kranken trat, versuchte er zu lächeln und sagte freundlich: „Nun wirst du bald nicht mehr frieren; ich habe Holz gekauft und will gleich Feuer anmachen.“

„Du hast Holz gekauft?“ — sprach die Frau mühsam. „Aber wo nimmst du das Geld her?“

Da lächelte der Mann wieder, als ob er über Tausende gebieten könne.

„Aengstige dich nicht!“ — sprach er; „es ist heute Monatsschluß; sie haben mich auf der Kanzlei ausbezahlt.“

„Wohl!“ — entgegnete die Kranke; — „aber es kann nur wenig sein und wovon sollst du leben? Sie haben dir ja bereits Vorschuß gegeben. Alles! Alles meinetwegen! O, diese lange Krankheit! wenn es nur bald zu Ende wäre, ganz zu Ende!“

Da neigte sich der Mann tröstend zu ihr und sagte: „Rede nicht so; Alles kann ich ertragen, nur dies nicht! das bricht mir den Muth und auch das Herz. Laß uns daran denken, daß es bald wieder besser geht! Laß uns Hoffnung und Muth fassen! Gott verläßt uns nicht!“

Leonhard stand so nahe an der Thüre, daß er Alles sehen und hören konnte, obwohl der Mann gar nicht ahnte, daß ihm der Knabe gefolgt war. Jetzt trat jener zum Kasten und nahm seinen ganzen Reichthum, sechs Gulden heraus. Einen davon steckte er in seine Westentasche, suchte in derselben nach kleiner Münze und entdeckte zwei Sechser, die sich in der Ecke verkrochen hatten.

Nun eilte er aus der Thüre und stand überrascht vor dem Knaben. Mechanisch nahm Leonhard das Geld in Empfang; aber als der Mann ihm sein Trinkgeld darreichen wollte, schloß er die Hand, verneinte heftig mit dem Kopfe und eilte von dannen; denn er vermochte sein übervolles Herz nicht mehr zu beschwichtigen. Dann trieb er die Rößlein an, knallte mit der Peitsche, aber nicht lustig, sondern etwa so, wie der Schuster vorhin sein Leder geklopft hatte — und fuhr aus dem Hofe, rasch fort aus der Stadt; aber Dorf und Stadt waren ihm fast gleichmäßig entleidet.

III.

Mit welch' andern Gedanken und Empfindungen zog Leonhard die Straße dahin, als er Morgens hergezogen! Und doch hatte er volle fünf Gulden in der Tasche, also die Summe, welche der Bauer verlangte und die — wie er jetzt einsah, ein gutes Geschäft war; und doch fuhr der Wagen leer dahin, er konnte sich darauf setzen, durch die Decke vor der Kälte geschützt, und es war lange nicht mehr so kalt, denn die Sonne funkelte auf den Schneefeldern und die Silbersternchen hielten darauf ihren Tanz. — Aber das Geld in seiner Tasche lastete trotz dem leichten Gewichte schwer auf seiner Seele und nur jenes, das er nicht besaß, jene zwei Sechser, sein wohlverdientes und zurückgewiesenes Trinkgeld, — erleichterte den Druck einiger Massen. O wie viel Tausendmal im Leben sind wir unter den günstig-

sten Verhältnissen weniger zufrieden, als unter herbem Drucke, weil kein äußerliches Ungemach auch nur halb so schwer, wie das geringste Unrecht auf der Seele lastet, und hätte Letzteres auch nur das Gewicht eines Federchens!

Von Allem, was Leonhard heute erlebt, von den eignen Mühen und der erduldeten Schmähung an, bis zur Scene der Armuth und Krankheit in jenem Stübchen, hatte ihm nichts so wehe gethan und einen so tiefen Eindruck hinterlassen, als daß sein Wohlthäter durch Betrug einen größeren Gewinn zu machen gesucht. Ja, der Bauer hatte betrogen; — und so hartnäckig der Knabe auch in seinen Gedanken dieses Wort zurückwies und so eifrig er auch alle Wohlthaten, von denen er ein Zeuge gewesen, dagegen hielt — immer kam dieser Gedanke wieder, trotz der Schaaren von Weiblein, die um „Gotteslohn" ganze Büschel Reisig unter dem Arme trugen und aus dem Holzhof schlichen. Die kranke Frau im Bette, nur von des Mannes Mantel gewärmt, verdrängte Alles und dessen geduldiges Schweigen übertönte jeden Segensruf. Leonhard dachte keineswegs über dies Alles nach; er war an das Denken gar nicht gewöhnt und hatte keine andern Studien über Recht oder Unrecht gemacht, als jene, die der Katechismus enthielt. All' diese Gedanken kamen ungerufen, ja er wehrte sich dagegen, er suchte den Goth zu vertheidigen, der bisher als ein Vorbild der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit ihm gegolten und der gleichsam ein Heiligenbild in seiner Seelenkammer war. —

Je näher Leonhard dem Dorfe kam, desto unbehaglicher wurde ihm zu Muthe. Was sollte er thun? — ganz und gar schweigen von dem, was ihm begegnet war? — Das kam ihm fast als unmöglich vor. — Alles erzählen? — woher sollte er dazu den Muth nehmen? Einem Andern es sagen? — Nein und hundertmal nein! nicht einmal der Mutter, geschweige einem andern Menschen! — Unter diesen Zweifeln erschreckte ihn jeder Baum, der an die Nähe des Dorfes gemahnte und als er des Bauern Wald ansichtig wurde, konnte er nicht anders, er mußte die Faust ballen und mit seiner Peitsche dem Walde drohen, aus dessen Schooße doch für Tausende Segen hervorgegangen war, wie so Mancher in bequemer Aushilfe auf eine Sache die Schuld wälzt, welche nur der Mensch selber trägt. — Es wäre dem Knaben recht gewesen, wenn sich aus dem Walde ein Räuber hervorgewagt und ihm das Geld entrissen hätte. Ohne Widerstand würde er es demselben überlassen haben, nur damit der ungerechte Gulden nicht in den Holzhof käme. —

Endlich fuhr Leonhard in den Hof. Da er von Menschen verlassen war, konnte er unbefragt den Wagen in den Schuppen und die Pferde in den Stall führen. Er wünschte, dieses möchte ewig dauern; denn er mußte nun den Bauern aufsuchen, um ihm das Geld zu übergeben. — Als er aus dem Stalle trat, sah er den Bauern hinter dem Stubenfenster stehen. Wie rein und klar waren diese Fenster! nicht mit kalten Eisblumen über-

zogen, sondern von behaglicher Wärme aufgethaut. Der Bauer öffnete das Fenster, als ob es Sommer wäre, und rief dem Knaben zu:

„Mach! mach! daß du herein kömmst! Die Bäurin hat dich schon gesehen und gedacht, du werdest hungrig sein; mach schnell, sonst kaltet die Suppe!“

Leonhard fuhr mit der Hand über seine Haare, wie er bei jeder Verlegenheit zu thun pflegte, und trat langsam in die Stube. Außer dem Bauern und der Bäurin befand sich Niemand darin; Letztere saß auf der Ofenbank und schnitt Späne zu schmalen Anzündhölzern; Ersterer rauchte behaglich seine Pfeife und bewillkommte seinen Pathen mit lachendem Gesichte, indem er rief:

„Nun gib Bericht; wie hast du dein erstes Geschäft abgemacht? Laß hören und sehen, zu was du brauchbar bist!“

Leonhard griff in seine Tasche und langte stillschweigend fünf Guldenstücke hervor, welche er dem Bauern hinreichte.

„Schau! schau!“ — rief dieser; — „hätt's kaum gedacht! meinte, du werdest es dir von den Stadtleuten abdisputiren lassen. Und wo steckt dein Trinkgeld?“ — Als der Knabe jedoch mit der Antwort zögerte, rief der Bauer: „Was? das haben sie dir abgeknickert? Ja ohne das geht's bei denen nicht ab! Aber du sollst deßhalben nicht zu kurz kommen.“

Dabei langte der Bauer in seine Westentasche und

nahm einen Vierundzwanziger heraus, denn er wollte dem Buben für das erste Geschäft ein gutes Trinkgeld zur Aufmunterung geben. — Aber Leonhard schüttelte heftig mit dem Kopfe, daß der Bauer ganz erstaunt rief:

„Was ist dir? Warum nimmst es denn nicht? Muß ich's noch lang hinhalten, oder ist dir von der Kälte das Reißen in den Kopf gefahren, weil du so schüttelst?"

Da faßte Leonhard Muth und entgegnete:

„Behaltet den Vierundzwanziger, Goth! mir hat der Mann in der Stadt schon ein Trinkgeld geben wollen, aber ich hab's auch nicht gemöcht!"

„Was? so stolz bist du?" — rief der Bauer höchlich erstaunt. — „Aber da steckt etwas Anders dahinter; ich seh dir's an; heraus mit der Sprach!" —

Immer noch schwieg Leonhard und fuhr wieder über sein dickes Haar, daß es fast die Augen bedeckte. Die Bäurin war aufmerksam geworden, ließ ihr Messer ruhen und sah auf den Knaben. Als Leonhard nicht antwortete, trat der Bauer näher zu ihm und blickte mit seinen forschenden Augen in dessen verwirrtes Gesicht. Da stotterte Leonhard:

„Sie haben mich einen Spitzbuben geschimpft, weil außen Scheiter und innen Stecken gelegen sind."

„Haben sie?" höhnte der Bauer. „Ja, so machen's die Stadtleute allemal; die wollen um fünf Gulden ein schweres Klafter Holz, oder sie wollen's gleich ganz ge-

schenkt. Wir aber können für ihre schlechte Waare nicht genug bezahlen. — Und dafür hast du ihnen das Trinkgeld vor die Füß' geworfen und gedacht, der Bauer kann mir ein Besseres geben?"

Leonhard zögerte, ohne den Vierundzwanziger zu nehmen. Der Bauer fuhr in seiner Rede fort: „Und gewiß war's ein rechter Hungerleider, der's kaufte; denn die können's Raissoniren am beßten." —

Bei diesen Worten stieg das ganze Erlebniß leibhaftig vor Leonhards Blicken auf; seine Augen überzog ein Flor von Thränen des Mitleids und er stotterte etwas kaum Vernehmbares von der kranken Frau. Da verlangte der Bauer gebieterisch Alles vom Anfang bis zum Ende zu hören und kein Sterbenswörtlein auszulassen. Leonhard gehorchte; er berichtete den ganzen Hergang, und wie er mitten in seiner Erzählung war und ihn der Bauer nicht unterbrach, die Bäurin aber näher trat, löste das Mitleiden seine Zunge und seine Furcht, daß er kein einziges Wort verschwieg.

Der Knabe hatte geendet, eine Todtenstille herrschte in der großen Stube; nur die Schwarzwälderuhr tickte vernehmbar und so eine Uhr hat auch eine Sprache; sie kann viel von der Zeit erzählen und an das letzte Stündlein gemahnen, wo der Todtenwurm neben dem Haupte tickt. — Ob der Bauer die Uhr hörte und ob sie ihm etwas sagte, ist ungewiß; aber die Bäurin hatte die Hände gefaltet und sah ganz traurig aus. Plötzlich unterbrach Jener die Stille und rief:

„Und du hast wohl gesagt, dich geh's nicht an, sondern deinen Bauern und das sei kein Anderer, als der Oberreiner vom Holzhof?“ —

Da fuhr dem Knaben ein Funke Stolz in's Herz und blies den Muth an, daß er keck sich empor richtete und rief: „Nichts hab' ich gesagt, kein Wörtlein; geschwiegen hab' ich, weil Ihr mein Goth seid und uns Allen Wohlthaten erweiset zu jeder Stund. So ist's und nicht anders! Aber ich wollt', daß ich nicht in die Stadt gefahren wäre!“ —

„So?“ — rief der Bauer; — „du wolltest, daß du nicht in die Stadt gefahren wärst? — Du fährst hin, wo ich's will und mit was ich dich hinfahren heiß! Das wär mir das Rechte! Soll ich mir am Ende gar von dir eine Predigt halten lassen und von dir lernen, was ich zu thun hab'? — Am nächsten Mittwoch fährst wieder hin, daß du's nur weißt, und merk dir's!“

Bei diesen Worten schritt der Bauer entrüstet aus der Stube und der Knabe blieb regungslos auf seinem Platze stehen. Alle Eßlust war ihm vergangen; er merkte gar nicht, daß die Bäurin auftrug, bis sie ihn zum Tische nöthigte und ihn ermunterte, zuzugreifen. Da wurde der Hunger Sieger über die Aufregung und er aß begierig. O du köstliche Jugendzeit, wo Nahrung und Schlaf stets das herbste Leid bezwingen, und wenigstens für kurze Zeit die Oberhand behalten, und wo dann die Hoffnung auflebt, es werde Alles wieder gut gehen! —

Obgleich am andern Tage nicht mehr von dem erwähnten Vorfalle die Rede war und das Leben sich in seinem alltäglichen Geleise bewegte, Jedes seine bestimmte Arbeit ohne viele Worte und Fragen verrichtete, war doch einer, der eine merkliche Veränderung verspürte, nemlich Leonhard. Er konnte seinem ehedem so gütigen Pathen nichts mehr recht machen und sah sich bei jeder Arbeit scharf beobachtet, als ob der Bauer nichts zu thun hätte, als auf ihn ein Augenmerk zu haben. Die Dienstboten steckten verwundert und neugierig darob die Köpfe zusammen und riethen hin und her; Keines konnte die Ursache der Veränderung entdecken; denn Leonhard blieb nach wie vor ein Muster des Gehorsams und Fleißes, wenn er ihnen auch nicht mehr, wie ehedem, als solches vorgestellt wurde. Aber gerade deßwegen hielten sie nun zu dem Knaben und fanden die Behandlung, welche er vom Bauern ertragen mußte, für ungerecht, ja, sie suchten ihn auszuforschen und aufzureizen; keines von Beiden jedoch gelang ihnen: Leonhard schwieg und äußerte sich dankbar gegen seinen Wohlthäter. Er war noch zu jung, um aus Grundsatz also zu handeln; aber sein gutes Herz gab ihm das Rechte ein und er wußte seinen Katechismus auswendig. Dieser hatte ihm oft genug gesagt, wie das vierte Gebot sich nicht nur auf die Eltern, sondern auf Alle erstrecke, die Elternstelle vertreten, ja sogar die Lehrer, Meister und Hausväter in sich schließe. Wenn der Bauer ihm finstre Blicke zuwarf, dachte er an die freundlichen,

die er schon empfangen hatte, wie der dankbare Mensch im Leiden an die Freuden denkt und im Herbstnebel nicht vergißt, daß Gott auch Sonnenschein gespendet hat. Dennoch war Leonhard oft so traurig, daß er gern gestorben wäre; denn es ist eine Eigenthümlichkeit der Jugend, in Freud wie Leid kein Maß und Ziel zu halten. Ehedem hatte ihn jedes Erwachen von Neuem erfreut und keine glücklichen Ereignisse waren nöthig, ihn fröhlich zu machen. Es war genug, zu leben, lebendige Geschöpfe um sich zu sehen, die Glieder kräftig zu rühren von früh Morgens bis Abends. Er liebte ja alle Geschöpfe, Menschen und Thiere, und wenn er im Stall die Pferde, Ochsen und Kühe fütterte, that er's mit so großer Freudigkeit, als ob sie ihm gehörten und als ob es lauter Kameraden wären. Jede Jahreszeit hatte ihm bisher Freude gemacht, denn jede bot ihre eigene Glückseligkeit, eine dünkte ihm besser als die andere zu sein. Er war eben ein frisches, frohes Menschenkind, wie wir Alle sein sollten.

Jetzt war's mit einem Male ganz anders, denn er war aus dem Erdenhimmel der Jugend heruntergefallen, und dieser ist die Zufriedenheit derjenigen, denen wir angehören. Es kam ihm vor, als ob er keinen festen Heimathboden unter seinen Füßen hätte, als ob er ein Ueberzähliger im Hause wäre. Wenn er Abends wie gewöhnlich nach Hause kam, konnte er nicht mehr, wie sonst, unbefangen vom Goth erzählen; denn selbst seiner Mutter hatte er aus innerem Triebe den kleinen stör-

enden Vorfall verschwiegen und Bärbel so wie der kleine Bruder klagten, daß der Leonhard gar nicht mehr lustig sei.

So waren mehr als vierzehn Tage verstrichen und immer blieb es beim Alten. Eines Abends stand der Bauer im Schuppen und lud den kleinen Wagen mit Holz. Da gewahrte er zufällig den Knaben und die alte Begebenheit stieg mit einem Zornesaufbrausen aus seiner Seele; er konnte es nicht überwinden, daß ihn gleichsam der Bub' belehrt und gemeistert hatte. Er hielt inne in seiner Arbeit, und wie von einem bösen Geiste gestachelt, kam ihm die Lust, den Knaben zu versuchen. Ganz gegen seine ursprüngliche Absicht warf er schlechtes, dünnes Reisig unter die guten Holzblöcke und sprach kurz und barsch zu Leonhard:

„Richt' dich auf morgen; es ist Markttag; die Fuhr muß in die Stadt und den Preis dafür kennst' schon!"

Leonhard blieb vor dem Bauern stehen; es zog ihm glühend heiß vom Herzen zum Kopfe, er wollte reden, brachte aber kein Wort hervor. Da schrie ihn der Bauer zornig an:

„Nun, was steh'st du da und schau'st mich an, statt zuzugreifen und aufzuladen?"

Da sagte Leonhard mit zagender Stimme: „Ich thät Euch bitten, Goth, daß ich nicht in die Stadt fahren müßt mit diesem Wagen und daß Ihr statt meiner den Knecht schicken möchtet."

Nun fuhr der Bauer in Zorneswuth auf und schrie:

„Was, du willst einen eigensinnigen Kopf haben und mir anordnen? Ich aber sag dir und merk dir's: entweder fahrst du morgen gutwillig in die Stadt und bringst mir fünf Gulden heim, oder wir sind geschiedene Leut' — du gehst heut' noch heim und läßt dich dein Lebtag nimmer im Hof blicken!“ —

Leonhard blieb noch eine Weile stehen, als ob er nachdächte; aber er dachte nichts; es schwirrte ihm vor den Sinnen. Als er zum Bewußtsein kam, wendete er sich und ging in seine Bodenkammer, suchte seine wenigen Habseligkeiten zusammen, band sie in ein Bündelein, schlich im Schatten des Abends zum Hofe hinaus und eilte durch die Gassen zum Hause seiner Mutter. Nur die beiden Geschwister waren in der Stube; aber er beachtete sie gar nicht. Er setzte sich auf die Ofenbank, legte seinen Kopf auf den Bündel und brach nun in ein lautes Schluchzen aus. Beide Kinder sahen ihn sitzen und weinen und schrien und weinten aus vollem Halse darein. Erschreckt eilte die Mutter aus der Bodenkammer; aber lange Zeit verging, bis sie eine Ahnung der Ursache dieses trostlosen Jammers erhielt und erfuhr, daß Leonhard aus dem Hofe vertrieben sei. Die beiden Kinder hatten sich in Schlaf geweint und nun erzählte der Knabe den ersten und letzten Vorgang, von seinem Jammer gedrängt. Sie hörte zitternd den Bericht und wußte dieser lauten Stimme des Gewissens, die ihr wie eine heilige Lehre klang, nichts entgegen zu halten, obwohl die Folgen traurig vor ihr standen und

sie immer nur das Eine dachte: „Was werden die Leute meinen und sagen!“

So saßen sie den ganzen Abend beisammen, ohne zu reden, nur die Hände gefaltet. Erst als sie gemeinschaftlich das Nachtgebet verrichteten und es wie gewöhnlich mit einem Vaterunser für den Goth beschloßen, kam Ruhe und Zuversicht über Beide und sie dachten: „unser Herrgott könne Alles recht machen.“ —

IV.

Traurige Tage folgten für Leonhard und dessen Mutter. Das Geplauder und Gelächter der kleinen Kinder war der einzige Freudenlaut in der armen Sölde und ihnen zu liebe versuchte auch Leonhard hie und da zu lächeln; doch es glich der Herbstsonne, die vor dickem Nebel nicht durchdringen kann und nicht erwärmt. Selbst den Kindern kam es nicht, wie ein Lächeln vor und sie klagten, daß der Leonhard gar nicht mehr, wie ehedem sei und wieder fortgehen solle. Vieles Reden und Berathen war in diesem Hause auch nicht gebräuchlich und so sah es darin nichts weniger, als tröstlich aus. Anfangs scheute sich Leonhard, aus dem Hause zu gehen und fürchtete sich sogar vor der Sonntagsschule, dem Fragen und Necken seiner Kameraden, am meisten aber vor dem Pfarrer und Lehrer, als ob er wirklich ein armer Sünder wäre. Schande und Spott blieben auch nicht aus, und sein unschuldiges Herz zitterte oft unter der Last, die es zu tragen hatte und

manchmal drängte es ihn, die Fäuste zu ballen und kräftig um sich zu schlagen; aber er bezwang sich standhaft. —

Gleich am andern Tage war die Lehmhäuslerin zur Holzbäurin gegangen, um die Sache wieder auszugleichen; aber diese schüttelte den Kopf und sagte, es sei jetzt mit dem Bauern nicht zu reden, bei dem müsse Alles Zeit und Weile haben und der Zorn verrauchen; sie steckte der armen Wittwe heimlich Lebensmittel zu, was sie fernerhin zu wiederholen versprach und an ihrem Fürwort zu Leonhards Gunsten in rechter Zeit sollt's auch nicht fehlen. —

Allgemach schien man im Dorfe die ganze Sache zu vergessen, denn Mutter und Sohn waren wohl gelitten. Der eine und andere Bauer verwendete den kräftigen Jungen zu allerlei kleinen Dienstleistungen, so daß er doch nicht müssig und ohne jeden Erwerb herumsitzen mußte.

Bereits waren seit Leonhards Heimkehr mehrere Wochen verstrichen. Der Winter näherte sich dem Ende; die ersten Vorboten des Frühlings stellten sich ein; milde Lüftchen zogen über die Felder, daß der Schnee zerfloß, bis der Winter sich rasch noch einmal umkehrte und wie im losen Scherze seine Flocken dicht ausstreute. Aber die Sonne zwang ihm doch das Regiment ab mit ihrem holdseligsten Lächeln und wenn er auch des Nachts noch hie und da den Hausdächern das Schneekäppchen aufsetzte, mußte er's gleich wieder am Tage höflichst ab-

ziehen, und wenn er seinen Wind schickte, daß der Wetterhahn auf Pfarr- und Schulhaus pfiff und knarrte, kam sie, die liebe Sonne, und vergoldete diesen Hahn, daß ihm sein Unmuth verging.

Zu dieser Zeit sind auf dem Lande meistens die Kirchen dichter gedrängt, denn ein gutes, gesegnetes Frühjahr ist des Bauern Hoffnung und weil dies nur der liebe Herrgott geben kann, heißt es: darum beten. Nicht nur in Predigt und Hochamt waren sämmtliche Stühle besetzt, auch in der Christenlehre fanden sich viele alte Leute ein, was der Pfarrer immer gerne sah, weil, wie er sagte, die Worte des Katechismus auch öfter gesäet werden sollten, wie der Weizen auf dem Felde.

An einem solch schönen Sonntagsnachmittage war die Kirche zur Zeit der Christenlehre mehr als je von Jung und Alt besetzt. Der Pfarrer sah ganz seelenvergnügt im Kreise umher und wählte sich heute absichtlich die beßten Schüler zum Examen aus, damit die Erwachsenen auch etwas zu hören bekämen. Es traf sich eben günstig und taugsam für die erwachsenen Zuhörer, denn er war beim Hauptstück der christlichen Gerechtigkeit und zwar bei der zweiten Abtheilung „meide das Böse“ angelangt. Bereits seit einer halben Stunde hatte er eindringlich über die Entziehung des verdienten Tag- und Arbeitslohnes gesprochen und kam nun zu „den fremden Sünden,“ die ein Knabe geläufig hersagte. Jetzt rief er unsern Leonhard auf,

indem er die Frage nach dem Wortlaute des Katechismus stellte:

„Wie können wir uns hüten, daß Andere uns nicht zur Sünde verleiten?"

Leonhard war rasch aufgestanden, denn er hatte, wie gewöhnlich, seine Aufgabe gut gelernt. Er richtete das offene, ehrliche Gesicht gegen den Pfarrer und wollte eben laut beginnen, als sein Auge dem des Holzbauern begegnete, welcher ihm gerade gegenüber im Chorstuhle stand und auch ihn im Auge hatte. Da fuhr eine dunkle Röthe über des Knaben Angesicht; es schwirrte durch seinen Sinn, aber am deutlichsten die Antwort, die er zu geben hatte und die aus seinem Munde wie eine Anklage klingen mußte. So gut und flüssig er sie zu sagen vermocht hätte — zitterte doch seine Stimme, als er begann:

„Wir müssen solche Menschen —

Aber wieder sah er den Holzbauern, sah dessen Blick scharf auf ihn gerichtet, — und er konnte nicht weiter reden, die Erinnerung hemmte seine Worte. Der Pfarrer suchte ihm darauf zu helfen; doch Leonhard senkte das Auge, er stotterte und hielt inne. Nun hieß ihn der Pfarrer erzürnt über die vermeintliche Unkenntniß niedersitzen und rief einen andern Schüler auf.

Dieser begann sogleich, daß es durch die ganze Kirche schallte und hallte:

„Wir müssen solche Menschen, die durch Rath, Befehl, Aufreizung, Schmeichelei,

oder auf was immer für eine Art uns zur Sünde verleiten wollen, meiden und fliehen."

Und nun stellte der Pfarrer die zweite Frage:

„Wie sollen wir uns selbst hüten, Andere zum Bösen zu verleiten."

Wieder antwortete der Knabe deutlich:

„Wir müssen auf alle unsere Worte und Werke wohl Acht haben, damit wir Andere, besonders die Jugend, nicht reizen, das heißt, sie zum Bösen verleiten."

Der Pfarrer sprach darauf eindringlich in vielen erklärenden Beispielen, wie sie für die Lebensverhältnisse seiner Zuhörer sich eigneten über diese beiden Fragen und Antworten. Sein väterlich wohlmeinendes Herz, das immer für das ewige Heil, mit dem auch das zeitliche übereinstimmt, besorgt war, wendete sich bittend und ermahnend an seine Pfarrkinder und keine Seele blieb ungerührt von dem Ernst und der Liebe seiner Ermahnungen. —

Als die Christenlehre vorüber war, kehrte Leonhard allein nach Hause. Nicht die erlittene Beschämung, von welcher sein Pathe Zeuge gewesen, schmerzte ihn, sondern es ängstigten ihn die Worte des Katechismus und es kam ihm vor, als hätte sein ehemaliger Wohlthäter seinetwegen einen Vorwurf erlitten. Trotz des hellen, warmen Sonnenscheins, der alle seine Kameraden auf den Anger lockte, saß er mutterselig allein in der Stube und zwar recht traurig und beklommen.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre und hereintrat — der Holzbauer. — Leonhard stand erschrocken auf; aber der Bauer sah ihm mild, wie der Sonnenschein nach langer Winterszeit, in die Augen; er streckte die Hand aus und rief: „Komm her, Bub'! und verzeih mir alten Mann, was ich dir Leid's gethan hab'! Heut in der Kirch' hab' ich's verspürt, wer Recht von uns Beiden hat — und nun kann ich's nimmer aushalten; ich muß selber kommen und dich holen!" —

Es waren einfache Worte, die der Mann sprach; aber sie kamen aus dem Herzen und sie drangen so gewaltig zum Herzen des Knaben, daß dieser keine Antwort, als ein lautes Schluchzen hatte! Er wäre am liebsten auf die Knie gesunken und hätte die Hände emporgestreckt, warum? wußte er selbst nicht. Doch der Bauer ließ ihm nicht Zeit; er nahm ihn bei der Hand und führte ihn schweigend aus dem Hause fort in seinen Hof, in seine Stube. Wie das Weib die Beiden kommen sah, brach helllichte Freude aus ihrem Auge und helllichte Freude wogte in ihrer Seele. Der Mann aber sagte vergnügt und mit einem fast seligen Lächeln:

„Du wirst es lang schon gemerkt haben, was mir die Zeit über gemangelt hat, wenn auch der Stolz es nicht zuließ, daß ich's sagte: der da ist's gewesen und es hat mich geplagt und gedrückt fast Tag und Nacht. Heut in der Christenlehre bin ich aber erst zur rechten Einsicht gekommen, und da hab' ich den Leonhard wieder geholt, daß er bei uns bleibt an Kindes Statt." —

Da wischte sich das Weib die Thränen aus den Augen statt jeder Antwort. Der Bauer aber fuhr fort: „Morgen Leonhard" — fähreſt in die Stadt mit einem gut geladenen Wagen und die Bäuerin soll's nicht fehlen lassen an einer Zuthat. Wohin? das weißt! und bring mir guten Bericht heim, dann erst wird mir's ganz leicht um's Herz. Jetzt aber geh' zu deiner Mutter und sag ihr: der Holzbauer lasse sie grüßen und künftig kommest du zu ihr nur mehr in Heimgarten."

Leonhard zog also wieder zum reichen Bauern; Alles, Knechte und Mägde, die Leute im Dorfe und besonders der Pfarrer und Lehrer hatten Freude darüber. Mit ihm zog der Geist des rechten Friedens ein und als er mit guter Botschaft und mit Danksagungen aus der Stadt zurückkehrte, war der Bauer erst völlig zufrieden. Welch eine andere und welch eine beredte Schilderung entwarf Leonhard von der Freude, mit der des Bauern Wohlthat aufgenommen wurde. Gott hatte freilich schon früher geholfen und der kranken Frau Genesung gespendet. Sein Vaterauge erkannte im Voraus Alles und kein Vorwurf sollte den reichen Mann drücken, der bei all seinem Wohlthun sich von eingewurzelten Vorurtheilen zum kleinen Unrecht verleiten ließ. Jetzt waren diese Vorurtheile vernichtet und wenn die Nachbarn wie ehedem über die Stadtleute loszogen, schwieg er, und wenn sie ihn an seine frühern Reden mahnten, sagte er:

„Nachbarn, ich denke und hab's erfahren an mir

selber: es fehlt der Eine und der Andere; ich will in Zukunft lieber überlegen, was unser Herrgott sagte: wer unser Nächster sei — Jeder, der unsre Hilf zunächst braucht; und weil im Himmel droben die Bauern und Stadtleut' all' zusammen kommen, mein ich — es wär' wohl am taugsamsten, auch in der jetzigen Welt schon friedsam zu leben und einander beizustehen in Arbeit, in gutem Wort und guter That." —

An Leonhard sollten sich seines Pathen ehemalige Worte erfüllen: — er wurde wirklich später der Holzbauer und segnete seinen Wohlthäter tausendmal durch kindliche Liebe und Dankbarkeit. —

IV.

Marianna.

I.

In der engsten Gasse einer kleinen Stadt stand ein sehr kleines Haus. Es schmiegte sich zwischen die angrenzenden Häuser, wie ein schmaler Mann im Menschengewühle, der die Arme zusammenzwängt und die Schultern emporzieht. Wenn man es betrachtete, wie kaum die zwei Fensterstöcke Platz hatten und der Giebel mit dem einzigen Fensterlein spitz auslief, das

Dach aber auf der einen Seite sich schief senkte: da kam man unwillkührlich zu dem Gedanken, seine Inwohner möchten kaum zu Athem kommen und sich schwer gedrückt fühlen. Es war zu all Diesem hin auch eine gar sonnenlose Gasse. Wenn das Pflaster der andern Strassen fast zu brennen schien und die Fenster wie in einem Feuermeere leuchteten, war es in dieser Gasse noch kühl und feucht; erst, wenn die Sonne sich dem Untergange zuneigte, suchte sie auch noch diesen Platz und das schmale, schiefe Haus mit ihrem Abschiedsgruße auf.

Und dennoch herrschte in dieser fast elenden Hütte ein freudenklares Leben. Es sah darin lange nicht so öde aus, als der Vorübergehende denken mochte. Zwei alte, treue Hausgeister bewohnten es seit langer Zeit. Der Eine davon: der Geist der Ordnung, übte sein strenges Regiment vom rein gefegten Fußboden, bis hinauf zum gebräunten Getäfel der Decke und ringsherum in der Stube. Der weiße Tisch aus Tannenholz mit den gekreuzten Füßen und dem Brettchen, das rings um denselben lief und einen Fußschemel ersetzte, die Ofenbank, die wenigen Stühle, die an der Wand angebrachte Schüsselrahme mit den aufgestellten Geräthschaften, der Spiegel, die Heiligenbilder: Alles war so sauber gehalten, daß es blinkte und zu lachen schien selbst ohne Sonnenschein. So streng dieser eine Hausgeist in jedem Winkel waltete, eben so mild führte der andere sein Regiment. Es war der Geist des

Friedens und der Eintracht und seine Unterthanen waren drei Menschen — Vater, Mutter und ihre Tochter Marianna.

Es waren fast arme Leute. Mann und Frau hatten sich erst im vorgerücktern Lebensalter geheirathet, wie das Häuschen dem Erstern als elterliches Erbgut, auf dem sogar eine Schuld lastete, die jährlich verzinst werden mußte, zugefallen war. Nun fühlten sie sich aber doch recht zufrieden, sich einmal am eigenen Herde erwärmen zu können; sie dankten Gott dafür und unterwarfen sich frohmüthig den beiden genannten Hausgeistern und als ihnen der liebe Gott ein kleines Mädchen schenkte, übergaben sie es gleich nach der Taufe denselben. Marianna blieb ihr einziges Kind; man hörte in dem kleinen Hause also auch nicht einmal jene harmlosen geschwisterlichen Streitigkeiten, die mit Weinen beginnen und mit Lachen enden. Marianna war gleichsam vom Frieden, der aus Gottes Wort stammt, aufgezogen. Keine Leidenschaften klangen an das Ohr des Kindes oder entrollten sich vor dessen Blicken. Es lernte frühe beten, die Menschen lieben und arbeiten. Schon in jungen Jahren war sie die kleine Hausmagd, machte es der pünktlichen Mutter nach, fügte sich geduldig in deren Eigenheiten, die sich mit dem Alter mehrten, und zeigte sich dabei so munter, daß die Mutter lächeln mußte und sagte: „O du kleiner Leichtfuß! warte nur, es wird dir auch einmal noch das Lachen und Scherzen vergehen." Aber sie schaute dabei das lustige Mädchen so herzinnig

an, daß es eigentlich hieß: „Bist doch mein Herzblatt, du kleine Marianna!“

Wenn die Mutter jammerte, daß ihre Glieder so alt und gleich müde würden, dann tröstete Marianna: „Warte nur noch ein Paar Jahre und dann thu ich Alles ganz allein; dann kannst du dich in den gepolsterten Stuhl setzen und mir zuschauen.“ — Und wenn der Vater klagte, daß die Zeiten immer schlimmer würden, er aber nächstens nicht mehr genug verdienen könne, dann entgegnete Marianna: „Braucht's auch nicht, Vater. Bis dahin werde ich groß und stark, verdiene statt deiner viel, viel Geld und dir soll's gut gehen!“ Dann sahen die Eltern auf das zuversichtliche Mädchen, lächelten und dachten: es könne so werden und es sei doch ein rechtes Glück, ein so wackeres Kind zu haben. Unter diesen Umständen reifte der Geist des Kindes frühzeitig und es ging der kleinen Marianna wie allen Kindern, die unter ältern Leuten aufwachsen: sie wurde bälder als ihre Altersgenossen verständig. Doch das störte ihren jugendfrohen Sinn nicht im mindesten. Wie im dichten Waldesschatten am Fuße alter Eichstämme die Frühlingsblumen farbenreich und duftig blühen, so ging es auch Mariannen. Sie genoß den Frühling des Lebens so rein und frisch wie andere Kinder, denn er strahlte bei ihr von Innen heraus; ja, sie genoß ihn fast noch ungetrübter, weil sie von manchem Sturme, der aus kindlichen Untugenden entsteht, verschont blieb. Der Geist des Friedens geleitete

sie aus dem Hause überall hin, zur Kirche, zur Schule, auf den Spielplatz und auf alle Gänge, welche sie zu machen hatte. Der Pfarrer und der Lehrer lächelten sie freundlich und wohlgefällig an und wenn die Gespielen in Streit geriethen, wußte sie stets den Friedensstifter zu machen. Alle Kinder liebten sie daher von ganzem Herzen und sie kam mit den lustigsten Geschichten nach Hause, die sie den Eltern in ihrer kindlichen Plauderweise erzählte.

Obgleich also wenig Sonne in die enge Gasse und in das noch engere Haus drang, war es doch freundlich in demselben. Der Vater besorgte als Austräger allerlei Geschäfte und wenn er Abends im Familienkreise ruhte, gab es von beiden Seiten viel zu berichten, wobei die Mutter die Abendsuppe kochte und dazwischen redete und horchte. Nachher setzte sich das friedliche Kleeblatt zusammen; der Vater las aus der Hauspostille ein Kapitel und Marianna kam dann auch mit dem schönen Geschichtenbuche, welches ihr der Herr Pfarrer gelehnt hatte und las daraus vor, wobei die Mutter spann und der Vater sein Pfeiflein rauchte.

Marianna war bereits aus der Werktagsschule entlassen und steuerte nun eifrig nach dem Ziele, das sie vor Augen hatte; sie merkte, daß es allgemach Noth thue, denn die Eltern seufzten öfters bänglich über die harten Zeiten und den kargen Verdienst. Sie war bei der Frau Meßnerin, welche eine Nähschule hielt, in die Lehre getreten. Diese konnte sie so wohl verwenden,

daß sie ihr das Lehrgeld nachließ und das Versprechen ertheilte, sie nach der Lehrzeit als Gehilfin annehmen oder ihr selbst gute Kundschaft verschaffen zu wollen. Diese Zeit kam rasch, denn für die Arbeitsamen dreht sich der Tag scheinbar geschwinder, als für die Reichen trotz ihrer jagenden, abwechselnden Vergnügungen und dem langen Schlafe in den neuen Tag hinein. Als Marianna nach der ersten Woche, in der sie für Geld arbeitete, ihren Eltern sechs Zwölfer auf den Tisch legte und selbst noch einige Kreuzer, welche sie als Austraggeschenk erhalten hatte, in die Sparkasse rollen ließ, strahlte ihr Gesicht, als ob sie das große Loos gewonnen hätte. O, der hat auch das große Glücksloos gezogen, welcher es versteht, aus seinem eigenen Fleiße den Erwerb zu schöpfen! Es war so freudenhell in ihren Augen, weil innerlich die froheste Zuversicht waltete und diese ging in die Herzen der alten Eltern über. Es ist bei solchen Leuten nicht der Brauch, viele rührende Worte zu sagen; aber statt dessen zeigte jeder Blick von Mutter und Vater, wie zufrieden sie mit dem Mädchen waren und sie bekam nicht Ein böses Wort.

Bald wurde Marianna die gesuchteste Kleidermacherin des Städtchens und schlug nun zu Hause die eigne kleine Werkstätte auf. Da hatte die alte Mutter freilich anfangs viel zu brummen, wenn die Schnipfelchen auf dem Boden herumlagen und den ganzen Tag nur zu thun, um aufzuräumen. Wenn Marianna den Kleiderzeug auf dem großen Tische ausbreitete, und ihre

Scheere so keck darin herumschnitt, als ob sie ein ganzes Waarenlager hätte und nur ein neues Stück zu holen bräuchte, schlug die Alte ihre Hände über den Kopf zusammen und rief ein über das andere Mal: „O Jemini, o Jemini! du verschneidest es! Gib um Gotteswillen Acht, Marianna! gib noch einen Daumen breit zu, besser zu groß, als zu klein; die Kinder wachsen schon hinein!“ Oder sie lamentirte auch über die hoffärtige Zeit, und was doch Gärtners Rose einen Schößsenleib brauche, gerade wie ein Fräulein, nicht wie eine ehrbare Jungfer, daß nächstens die Welt untergehen müsse, dies könne unser Herrgott nimmer mit ansehen. Wenn jetzt der König Salomon lebte, der hätte noch mehr als zu seiner Zeit über die Eitelkeit zu predigen. Dann lachte Marianna und sagte: sie werde der Mutter selbst noch einen solchen Kleiderleib machen, und dies kam derselben so komisch vor, daß sie lachen mußte und sagte: „Meinst, ich gäb' mich in meinen alten Tagen zum Faßnachtsnarren her?“ und dann wieder sich bückte, die Fleckchen aufhob und sammelte, weil sie meinte, man wisse nicht, wie man Alles einmal noch verwenden könne.

Weil nun Marianna so viel zu Hause war, suchte sie auch ihr Stübchen freundlich auszuschmücken. Sie stellte einige Blumenstöcke vor's Fenster, welche Gärtners Rose ihr zum besondern Danke verehrt hatte und der Vater brachte gar einen Zeisig nach Hause, den er in einen Käfig that und gerade ober dem Fenster aufhing, da-

mit der Vogel um so lieber singe und nicht am Heimweh leide. Dann sangen Marianna und der Vogel abwechselnd oder miteinander; vor dem offenen Fenster spielten nicht selten die Kinder und es fehlte nicht an muntern Worten. Bald rief das Eine: „Marianna, hast du nicht ein winzig kleines Fleckchen zum Halstuch für meine Annamiedl?" Marianna lächelte, hob vom Boden ein Abschnitzel auf, machte ein dreieckiges Tüchlein daraus, mit ausgezupften Fransen an zwei Enden, oder schnitt einen kleinen Schurz zurecht, welches großen Jubel unter der Kinderschaar verursachte und andere schüchterne Bitten, oft nur mit den Augen ausgesprochen, hervor rief. Da wollte der Eine ein paar farbige Fleckchen zu seinem Ballen; der Andere flehte: „Marianna, näh mir doch nur mit ein paar Stichen meinen Schusserbeutel zusammen! und so klangen freundliche Bitten an ihr Ohr, die sie nicht mürrisch zurückwies, sondern lieber ein halbes Stündlein länger arbeitete. Diese kleinen Gefälligkeiten trugen ihr reichliche Zinsen an Liebe ein; doch daran dachte sie gar nicht einmal. Sie war gefällig, weil sie gar nicht anders konnte und weil es ihr selbst die allergrößte Freude machte.

Wenn der Abend und die Zeit des Dämmerlichts herannahte, pflegte Marianna bis zum Lichtanzünden um den Stock zu gehen, d. h. einige Gassen zu durchwandern. Das war eine gar erheiternde Zeit. Aus manchem Fenster klang ein freundliches „Grüß'

Gott!" Dann auch wieder: „Komm doch ein wenig herein, Marianna und gib mir einen guten Rath, wie ich das machen soll." Darüber war sie sehr erfreut und kam sich fast wichtig vor. Es gab ein Hin- und Herreden und Ueberlegen; am Ende fiel Alles ganz gut aus und die Leute sagten: „Du bist doch eine Geschickte! Sag nur, wie fängst du es an, daß du immer nagelneu, wie aus dem Laden, aussiehst und doch hast du stets das Alte? Du hast gewiß einen eigenen Weber im Himmel, daß bei dir nichts reißt und alt wird?" — Dann lächelte Marianna geheimnißvoll und dachte an ihren lieben, alten Hausgeist, aber sie sagte nichts, um Keines zu beschämen; denn sie hatte jene Klugheit, welche aus einem guten Herzen stammt.

Einmal stand unter ihren Bekannten eine Hochzeit in Aussicht, zu der mehrere Freundinen geladen waren. Da gab es große Noth; es fehlte überall am Hochzeitsstaate und Marianna hatte viel zu rathen. Es ging an ein Zertrennen der ältern Kleider; sie wurden vor's Licht gehalten, für gut befunden, geputzt und Marianna sagte lustig: „Laßt nur mich machen! ich staffire euch Alle aus. Kommt ein paar Sonntage nach einander zu mir, — ein Feiertag fällt auch dazwischen; nach der Vesper setzen wir uns zusammen und schneidern, daß es eine Lust ist!" Das erregte allgemeines Vergnügen und die Mädchen riefen: „Wißt ihr was? wir legen zusammen, Mariannens Mutter soll uns dann Kaffee kochen und wir haben einen Spaß obendrein!"

Das wurde richtig in's Werk gesetzt und zur bestimmten Zeit war Alles so gut zurecht gemacht, daß die Mädchen einstimmig sagten: Diese Kleider ständen und erfreuten sie besser und mehr als nagelfunkelneue, und daß es lustiger gewesen sei, miteinander zu arbeiten, statt umher zu laufen ohne Ziel und Zweck und daß sie in Zukunft am Sonntag ihre Kleider zusammenflicken wollten, weil sie am Werktage nicht Zeit dazu hätten.

Oft auch ging Marianna auf die „Stöhr" — in die Häuser. Da gab es freilich manchen innern Verdruß, wenn die Frau überpünktlich war und ihre Eigenheiten hatte. Aber Marianna schwieg und dachte: „man bezahlt mich ja dafür, daß ich's mache, wie es die Leute wollen!" und schluckte den heimlichen Aerger hinab. Bisweilen brummte und summte er freilich auch in der jungen Seele fort und sie ging etwas ärgerlich aus dem Hause. Wäre sie gewesen, wie manche Andere, so hätte sie den Aerger nach Hause getragen, ihn an Vater und Mutter ausgelassen und daheim das böse Gesicht geschnitten, das sie bei Fremden nicht zeigen durfte. Aber erstens hatte sie dafür die Eltern zu lieb und zweitens war sie heiter genug zu denken:

„Die Welt ist rund, sie muß sich drehen,
Es wird, es wird schon besser gehen!"

Wenn sie unter die Hausthüre trat, hörte sie schon die alte Mutter rufen: „Bist du's Marianna? komm schnell! die Suppe ist schon fertig!" Denn sie wußte,

daß Marianna in den Häusern lieber das gute Nachtessen entbehrte, um dafür das Geld nach Hause zu bringen. Dann sagte Marianna: „Was ich für eine gute Mutter hab'! so eine gibt's auf der weiten Gotteswelt nimmer!" und schmeichelte der Alten kindlich, plauderte und erzählte allerlei; dann mußten Vater und Mutter erzählen, als ob Alle eine weite Reise um die Welt gemacht, und sich Wochen und Monate lang nicht gesehen hätten. Menschen, die Alles, Freud und Leid mit einander theilen und sich recht von Herzen lieb haben, denen geht der Stoff zum Vertrauen nie aus, denn auch das kleinste Ereigniß ist ihnen wichtig, weil die täglichen kleinen Leiden und Freuden ja das Leben ausmachen. Nur lieblose Menschen sind gegen ihre Nächsten einsilbig und verschlossen. O was ist das für ein Glück, wenn unser innerstes Denken und Fühlen vor den Angehörigen, wie ein offener Brief ausgebreitet liegen kann! Da drücken auch die schwersten Lasten das Herz nur halb so schwer, weil ein Anderes sie zur Hälfte mitträgt und die Zuversicht des Andern das erlöschende Lichtlein der Hoffnung von Neuem anzündet.

Trotz der vielen Arbeit sah Marianna blühend, wie eine Rose aus, was ihr ohnedem hübsches Gesicht noch holdseliger machte. Die sorgsame Mutter duldete es nie, daß sie tief in die Nacht hinein arbeitete, denn sie pflegte zu sagen: „Unser lieber Herrgott hat eigens die Nacht zum Ausruhen erschaffen und eine Abtheilung gemacht. Wer den Tag über fleißig arbeitet,

der bringt genug zuwegen. Ich glaub', wenn die Stern in einem fort scheinen müßten, sie thäten auch nicht so glitzern, wie jetzt. Geh zu Bett, Marianna und bet' dein Vaterunser, daß du Morgen gesund aufwachst." — Dann gab sie ihr, wie seit ihrer Kindheit den Weihbrunnen, und bald darauf schlief Marianna so tief und ruhig, wie die frischen Blumen auf der Wiese, die erst beim Morgenthau und Tagesschimmer die Köpflein erheben.

So lebten diese drei Menschen in Glück und Eintracht dahin. Ihr Wohlstand, wenn man es so nennen kann, mehrte sich, denn der Vater konnte Abends zum Kruge Bier ohne Sorge sein Pfeiflein rauchen und die Mutter ihr Schälchen Kaffee trinken; Marianna hatte in der eigenen Sparkassa so viel, daß sie heimlich daran dachte, in diesem Jahre die Zinsen der Hausschuld zu bezahlen, und dem Vater damit seine große Sorge abzunehmen; das freute sie mehr, als die Aussicht auf das allerschönste Kleid.

II.

Einige Jahre waren auf diese Weise hingeschwunden und die liebe Alltäglichkeit hatte ihr freudenvolles Füllhorn über das kleine Haus ausgeschüttet. An jedem Tage sagte die alte Mutter: „Hätt' doch nicht geglaubt, daß es uns noch so gut gehen würde! ich weiß nicht, womit wir das verdient haben. Andere müssen oft in einer elenden Dachkammer, oft auch um Gottes-

willen" — leben und wir sitzen im eigenen Haus, haben ein gutes Essen, geschmalzene Wassersuppe, geschmalzene Kartoffeln, oft auch noch ein Stück Fleisch auf dem Kraut und ein Schälchen Kaffee obendrein; im Ofen brennt das Feuer, wenn es kalt ist und im Sommer kommt die Wärme umsonst in die Stube; wenn sie nur die Fliegen nicht mitbrächte! ich glaub' schier, das ist mein einziger Wunsch." — So sagte die Alte und faltete dabei andächtig die Hände, wie zum Dankgebet; dann schaute sie auf ihre Marianna, und betete innerlich fort, denn nun konnte sie vor lauter Dank gar nicht fertig werden.

Marianna war ebenfalls seelenvergnügt. Sie freute sich von einem Tage auf den andern, als ob die Kleider, welche sie nähte, für sie selbst gehörten. Jedes Stücklein machte ihr Freude; wenn dann Klein und Groß darin einherschritten, war sie förmlich stolz, und zu Weihnachten merkte sie oft, daß die Kinder sie noch so freundlich ansahen, als ob sie selbst ein Christ-Engel sei. So oft sie nach Hause kam, hatte sie ein neues Wunder von Glück zu berichten und pflegte zu sagen: „Es ist doch gerade, als ob ich unsers Herrgotts Liebling wäre, — Alles läßt er mir gelingen; wenn ich meine, diesesmal hätt' ich ein Kleid verpfuscht und mir das Herz vor Angst klopft, — dann sitzt es gerade am allerbeßten, wie angegossen; — und wenn ich fürchte, diesesmal hätt' ich zu arg in den Zeug hineingeschnitten und es reiche nicht — dann bleibt mir noch ein schönes

Stück übrig. — Sag' einmal, Mutter, ist das kein Glück?" —

Die Alte nickte gläubig und dankte Gott auf's Neue. Dann erzählte Marianna, wie gut heute die Leute mit ihr gewesen seien, was sie Alles gesagt hätten, oft auch schüttelte sie vor den etwas tauben Ohren der Mutter die Sparbüchse und wenn der Vater jammerte, daß er nun zinsen müsse, zerschlug sie dieselbe, daß die irdenen Scherben auseinander flogen und die Groschen, Sechser und sogar Guldenstücke auf dem Tische rollten. Dies that sie so freudig, daß man es ihr anmerkte, wie glücklich sie war, es hergeben zu können. Hie und da kaufte sie auch ein neues Kattunkleid, denn sie pflegte sich äußerst sauber anzuziehen; dann war sie so erfreut darüber, daß es sie nur wunderte, wie nicht alle Leute sie erstaunt anschauten. — Kurz, es gab so viele und manigfache glückliche Ereignisse in dieser kleinen Familie, wie oft der Millionär sie nicht aufzuzählen hat.

Es war wieder Sommer geworden, wo gewöhnlich die Arbeit etwas nachließ, denn da hatten theils die Leute zu viel Arbeit außer dem Hause, auf Feld und Wiese, oder die Sommerkleider waren schon im Frühlinge zurecht gemacht worden; alle Flickereien und Weißnähereien ließen aber die Leute meist im Winter und Herbste besorgen, wo man ohnedem in der Stube sitzt. Marianna war also um diese Zeit stets etwas besorgt um Arbeit und dieselbe wäre oft ganz ausgegangen, wenn

nicht in diesen Monaten viele Fremde, welche die schöne Gegend zum Landaufenthalte wählten, ihr doch hie und da eine kleine Flickerei gegeben hätten. In diesem Sommer nahm nun die Zahl der Fremden bedeutend zu und bald waren alle großen Häuser vermiethet, ja, in das größte, dessen Rückseite in das Höflein der kleinen Hütte schaute, war eine vornehme Familie gezogen, die sogar Wagen und Pferde, einen Kutscher und einen Bedienten bei sich hatten.

Das war ein wichtiges Ereigniß für unsere Marianna, welche keine Modezeitung hielt, ja noch nicht einmal eine solche gesehen hatte, und die Leute in dem Städtchen wollten doch auch modisch gekleidet sein und nicht gegen die Hauptstadt zurückbleiben. Sie warf also höchst neugierige Seitenblicke auf die Fremden, um ihnen die allerneueste Mode abzusehen.

Da öffnete sich einmal ganz unerwartet die Thüre; Marianna blickte erschrocken hin, denn vor ihr stand leibhaftig eine vornehme Fremde in Hut und Mantille. Sie getraute sich kaum nach deren Begehr zu fragen und machte nur einen tiefen Knix.

Die Fremde redete sie an: „Bin ich recht hier? man hat mir gesagt, daß in diesem Hause eine Kleidermacherin wohne?"

Marianna machte wieder einen tiefen Knix und sagte: „Ich bin es selber; mit was kann ich dienen?"

Die Fremde fuhr fort: „Ich habe einen Kleiderzeug und auch zum Muster ein Kleidchen mitgebracht;

aber es müßte gleich geschehen, es gehört zu einer Landpartie für übermorgen. Wann sind sie im Stande, es zu liefern?"

Marianna antwortete freudig, daß sie sich gleich daran machen könne, und es sicher morgen Abend fertig haben werde. Die Fremde erklärte sich damit zufrieden und gab den Ort der Ablieferung an, worauf sie mit einem herablassenden Kopfneigen aus der Thüre trat. Marianna schaute ihr nach, bis sie um die Ecke bog und dachte sich, wie ganz anders doch die vornehmen Stadtleute gingen, so leicht, als ob sie den Boden nicht berührten, was auch nöthig sei, denn es wäre Jammerschade, wenn die feinen Stiefelchen schmutzig würden. Sie dachte nach, wie sie das doch lernten und wie ganz anders sie den Kopf und die Schultern hielten, und noch Vieles dachte sie, als sie in die Stube zurückkehrte. Sie konnte nicht umhin, sich dagegen im Spiegel zu beschauen und sich auch ein wenig in Nachahmung zu drehen; aber es fiel so komisch aus, daß sie über sich hell auflachen mußte. Die Mutter, welche eben hereintrat, schaute sie ganz verwundert an und sagte: „Ist denn heute Fastnacht? ich hab' gemeint, wir seien nah' an Himmelfahrt; was ist in dich gefahren, Marianna?"

Diese erzählte ihr nun lustig die kleine Begebenheit und daß sie es probirt habe, ob sie nicht auch ein Fräulein abgäbe. Nun aber lachte die Mutter nicht mehr und sagte ernsthaft: „Laß das bleiben, Marianna!

„aus Lehm wird sein Lebtag kein Porzellan," das merk' dir!" —

Nun wußte Marianna, wie viel es bei der Mutter geschlagen habe, denn wenn sie mit ihren alten Sprichwörtern anrückte, war immer Ruß im Kamin, es gab leicht Feuer, das heißt, eine Predigt über die verdorbene Zeit. Sie setzte sich also stillschweigend an ihr Nähtischlein, drehte das Kinderkleidchen nach allen Seiten und studirte so eifrig daran, wie mancher Student vor dem Examen, damit er nicht durchfalle. — Dann aber hatte sie Muth gewonnen und dachte: „Nun, das ist auch keine Hexerei, das bring ich schon zu Stande," und ging gleich frisch daran, das Kleidchen zuzuschneiden. Dann stichelte sie munter darauf los und plauderte dabei, was es doch wieder für ein Glück wäre, da ihr gerade die Arbeit ausgegangen sei.

Die alte Mutter hatte aber diesesmal wahre Aengsten; sie sagte ein über das anderemal: „Marianna, gib Acht! denk': „der Geschickteste führt bisweilen den Karren zu tief in den Sand!" gib Acht, Kind, gib Acht!"

Endlich war das Kleidchen fertig, und es sah so allerliebst aus, daß Marianna eine kindische Freude daran hatte. Sie zog selbst ihr beßtes Kattunkleid an, that ein frisches Tuch und eine neugewaschene Schürze um und ging mit rasch klopfendem Herzen zum bezeichneten Hause, unter dessen Thüre ein Bedienter stand, den sie schüchtern nach dem Zimmer der Kammerjungfer

frug. Dieser führte sie in raschen Sätzen, als ob er fliegen könne, eine Treppe empor, riß eine Thüre auf und sagte:

„Mamsell Betty, es wünscht Sie Jemand zu sprechen.“

Marianna trat ein; aber fast wäre sie vor Erstaunen fest gewurzelt stehen geblieben, denn die Kammerjungfer war Niemand anders, als die Fremde, welche sie für eine so vornehme Dame gehalten hatte. Heute sah sie sogar noch schöner aus; sie hatte ihr schwarzes Haar aus dem Gesichte wellenartig gekämmt und auf dem Hinterkopfe saß eine Schleife, deren Enden bis auf die Schultern herabhingen; das feine rosa Kleid machte einen ganzen Reif, das seidne Schürzchen war mit einer Garnirung geziert und so schmal und so kurz, daß Marianna denken mußte, für was es doch auf der Welt sei, darüber müsse man ja noch eine Schürze thun, um es zu schonen, es wäre ja Sünd und Schade, wenn ein Schmutzfleck darauf käme.

Mamsell Betty bemerkte Mariannens Erstaunen und fühlte sich davon geschmeichelt. Sie gab sich ein noch vornehmeres Ansehen und befahl dem Bedienten, nachzusehen, ob Fräulein Aurelie zu Hause sei, um das Kleid anzuprobiren. Derselbe kehrte mit einer bejahenden Antwort zurück, worauf Betty mit dem Kleide hinausschwebte und Marianna, die vor die Thüre getreten war, in vollkommener Bewunderung zurückließ. Bald kehrte jene zurück, erklärte sich mit der Arbeit zufrieden und

daß sie nicht geglaubt habe, im Orte eine so geschickte Nätherin zu finden und daß sie ihr nun auch Arbeit für sich selber bringen werde. Dann zog sie die Schublade des Kastens heraus, klimperte daselbst unter vielem Gelde und bezahlte die Rechnung mit einer Zulage von einem Zwölfer, worauf sie die erstaunte Marianna in Gnaden entließ.

Diese kam ganz geblendet von dem, was sie gesehen, nach Hause. Sie erzählte mit vielen Worten der Mutter, was sie erlebt hatte, schilderte die Kammerjungfer, welche viel vornehmer aussehe, als selbst die Frau Landrichterin, geschweige die Rentbeamtin und Assessorin, und fügte bei, daß sie viel Geld haben müsse, denn sie nähe ihre eignen Sachen nicht einmal selber, daß ihr der Bediente gehorchen müsse, einmal hätte er sie sogar Fräulein genannt, und noch viel erzählte sie, bis ihr der Athem ausging. Die Mutter aber schüttelte immer fort den Kopf, als ob er gar nicht mehr fest auf dem Halse sitze und sagte: „Marianna, das gefällt mir nicht, das taugt nicht! Denk daran: „Je schöner die Farb, je leichter verschießt sie!" — „Hochmuth kommt vor dem Fall!" und, „wenn sich der Frosch zum Ochsen bläst, muß er zerspringen!"

So viel Sprichwörter, drei nach einander, hatte die Mutter noch nie zuvor gesagt, und dabei schüttelte sie immer von Neuem den Kopf. Das machte Marianna ganz traurig; sie schmollte diesesmal innerlich gegen die Mutter, weil sie der Mamsell Betty sicher

Unrecht thue, diese sei doch gar nicht stolz und hochmüthig gegen sie gewesen. —

Von diesem Tage an kam Betty oft in die enge Gasse und in das kleine Haus, anfänglich um Bestellungen für ihre Herrschaft und sich selber auszurichten, später, um ein Stündchen mit der allezeit muntern Marianna zu verplaudern und endlich, weil die Beiden eine Freundschaft auf ewige Zeiten, wie sie sich versicherten, geschlossen hatten. Man hörte nun noch ein lustigeres Lachen in der armen Stube; Betty war, ihre gezierte Sprache abgerechnet, auch wie andere junge Mädchen von Mariannens Bekanntschaft und wenn sie kein fremder Mensch beobachtete, zeigte sie sich so natürlich, wie Marianna selber. Der alte Vater sah lächelnd auf die beiden Mädchen; er hatte sein Wohlgefallen an der muntern Betty, die sich zehnmal in der Stube umdrehte, ehe er's sich versah, und welche ihn ganz durch ihre Schmeichelei einnahm, wenn sie ihm die Pfeife stopfte und ihn — „alter Papa" — nannte. Nur die Mutter war uneinnehmbar; sie schüttelte mehr als je den Kopf, blieb in ihrer Ofenecke sitzen und es war, als ob die Sprichwörter das Einzige seien, was sie in ihrem Leben gelernt hatte.

Aber auch noch Andere schienen mit der neuen Freundschaft unzufrieden zu sein; es zeigte sich zuerst in verdrießlichen Gesichtern, dann in spöttischen Mienen und endlich in einer völligen Verschwörung gegen die sonst so geliebte Marianna. Es waren ihre

früheren Schulgespielinen und nachherigen Freundinen. Marianna saß nemlich in neuerer Zeit in der Dämmerstunde oft mit Betty zu Hause, oder wenn sie um den Stock ging, begleitete sie dieselbe, da diese gerade um die besagte Zeit auch leicht von der Herrschaft abkommen konnte. Dadurch litt der sonst so trauliche Verkehr auf ihrem Abendgange einen harten Stoß und die frühern Freundinen fanden sich zurückgesetzt. Gerade weil Betty das Ansehen eines Fräuleins hatte, erregte es noch mehr Unzufriedenheit; bald wurde unter ihnen nichts anderes geredet, als von Mariannen, daß sie hochmüthig geworden sei und sich wohl zu gut dünke für ihres Gleichen, aber es werde wohl eine Zeit kommen, wo sie dann den „Gutgenug“ abgeben sollten, da könne jedoch Marianna lange warten.

Solche und ähnliche Reden wurden getauscht und diejenigen, welche sich früher feind waren, vereinten sich nun, um gemeinschaftlich über die arme Marianna zu klagen. Diese war anfangs ganz erstaunt über die Veränderung, welche sie gewahrte, dann ernstlich bekümmert und wollte die beleidigten Freundinen versöhnen. Aber Betty sagte: „Was fällt Dir ein? damit sie meinen, sie seien im Rechte? nein, nein! laß sie nur, sie werden schon selbst kommen, wenn sie etwas von Dir brauchen. Mit Demuth und übertriebener Gutmüthigkeit fährt man schlecht in der Welt, das glaube mir, denn ich habe mehr Erfahrung, als Du in solchen Dingen.“

Marianna glaubte diesen Worten, denn Betty war ihr Orakel; sie konnte ja gar so schön und klug reden und hatte es in der Welt mit ihrer Lebensweisheit offenbar weiter gebracht, obwohl sie nach ihrem eigenen Bekenntnisse auch nur von armen Handwerksleuten abstammte.

Doch die Mädchen aus Mariannens Stand und Alter blieben nicht die einzig Unzufriedenen und Beleidigten. Betty hatte ihr unter der Dienerschaft verschiedener Familien allerlei Arbeiten verschafft, welche immer äußerst pressant waren. Dadurch kam Marianna in die unangenehme Lage, einige Male eine Stöhrnätherei abschlagen zu müssen. Dies verdroß die Leute sehr, denn sie meinten, alte Kundschaft hätte billig das Vorrecht. Ohne daß die gute Marianna es ahnte, hatten sich manche ihrer ehemaligen Gönner zu Feinden umgewandelt und erwählten die Frau Meßnerin an ihrer Statt. Bald wurde dies fühlbar und Marianna sah sich ohne Beschäftigung. Doch Betty wußte auch davon die gute Seite herauszuwenden und sagte eines Tages:

„Wenn Du guten Rath annehmen wolltest, könnte ich Dir wohl einen geben. Was schadet es, wenn Du etwas aus Deiner Sparkasse daran setzest? es kommt Dir später hundertfach wieder herein. Vor Allem solltest Du Dich selber ein wenig ausstaffiren, Deine Kleider sind nichts als armselige Lumpen, zusammengeflickt und ausgewaschen. Wenn eine Kleidermacherin Zutrauen gewinnen will, muß sie am eignen Leib das Muster

tragen. Wenn Du nur ein wenig modischer aussähest, könntest Du den Sommer über von den Herrschaften genug Arbeit bekommen, denn sie lassen in einem fort verändern. Du würdest dabei so viel lernen, als ob Du selbst in der Stadt in die Lehre gingest. Wer aber wird einer Kleidermacherin Zutrauen schenken, an der man die Mode von den letzten zehn Jahren erkennt, die nicht einmal wie ein gebildeter Mensch aussieht? Ich wenigstens hab' Dir nichts zugetraut, das will ich Dir nur gerade zu bekennen. Hast Du immer mehr gelernt, dann bekommst Du, wenn die Fremden wieder fort sind, Arbeit genug und verdrängst alle Andern. Am Beßten wäre es freilich, Du gingest auf ein paar Jahre in die Stadt; Kundschaft wollte ich Dir genug verschaffen."

Marianna hatte bis zu den letzten Worten aufmerksam und wohlgefällig zugehört, denn die vorgebrachten Gründe waren einleuchtend genug. Als jedoch Betty davon sprach, die alten Eltern zu verlassen, rötheten sich ihre Wangen, ihre Augen füllten sich mit Thränen und sie erwiederte ganz lebhaft, fast heftig:

„Davon rede kein Wort mehr, Betty! Ich sollte meine Eltern verlassen, die guten Alten, welche nichts auf der Welt haben, als mich? Wer weiß, wie lange sie noch leben! und ich sollte von ihnen gehen! Du weißt nicht, was Du sagst, sonst müßte ich Dir böse sein!" Marianna wendete sich erzürnt von ihrer Rathgeberin. Diese suchte sie zu besänftigen und sprach:

„Nun, nun, fahre mich nur nicht so an! das hat man davon, wenn man es gut mit den Leuten meint! Auch mit Deinen Alten habe ich's gut gemeint. Sie kämen sicher dabei auch nicht übel weg, wenn Du Dir das Doppelte verdientest, und es wäre ja auch nur für kurze Zeit. Wenn man dann aus der Stadt zurückkehrt, haben die Leute hundertmal mehr Respekt vor Einem. Und — fügte sie hochweise bei — wenn man's recht bedenkt — sollten die Eltern dem Kinde nicht hinderlich am Fortkommen sein, denn bei ihnen geht das Leben zu Ende, bei uns aber fängt es erst an!"

Da wurde Marianna im Ernste böse und sagte: „Jetzt schweige, Betty, sonst bist Du meine Freundin nicht mehr. Man merkt es wohl, daß Deine Eltern todt sind, sonst könntest Du so nicht reden! Aber das weiß ich: liegen die meinigen auch längst im Kirchhofe, ich kann so nie denken! O, die guten Eltern! jahrelang habe ich mich auf die Stunde gefreut, wo ich sie pflegen und ernähren, wo ich ihnen Alles vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben, und jetzt, wo sie fast hilflos sind, wo sie mich brauchen, jetzt sollte ich sie verlassen, und sollte mich selber um die letzten Lebensjahre bringen, die mir Gott an ihrem Leben schenkt. O, wenn ich daran denke, daß sie sterben, könnte ich mich gleich zu Tode weinen."

Marianna weinte so bitterlich, als ob diese Zeit schon gekommen wäre.

Die beiden Freundinen trennten sich nach diesem

Gespräche weniger herzlich, als gewöhnlich. Marianna ging bald zu Bette, denn der Abend verfloß ihr traurig; sie konnte nicht fröhlich plaudern wie ehedem, und als sie in ihrem Bette lag, betete sie noch inbrünstiger, als sonst, daß der liebe Gott den Eltern ein recht langes Leben schenke, und weinte sich dann in Schlaf mit den Worten: „Ich sie verlassen!“ —

III.

Was so ein heller, freundlicher Sommermorgen mit seiner abgekühlten Luft für eine stärkende Macht besitzt, und wie das junge Gemüth so einem Morgen gleicht! All' die schwülen Sorgen, die es in der finstern Nacht bedrückten, und welche gleich dem Schatten riesengroß sich erhoben, verschwinden mit dem Dämmergrau und schrumpfen zusammen zu leeren Hirngespinnsten, über welche man am helllichten Tage lachen muß. Die aufgeregten Gedanken verwandeln sich in klare Vernunft und der Verstand hält dem Herzen eine Predigt, so anschaulich, wie der Sonnenschein die Gegenstände zeigt.

Auch unsere Marianna erwachte in Heiterkeit und froher Zuversicht. Sie schalt sich jetzt selber, der Freundin harte Worte gegeben zu haben, während dieselbe es doch so gut und so uneigennützig meinte. Sie konnte kaum die Zeit erwarten, in der diese zu kommen pflegte. Aber sie harrte vergebens; Betty kam nicht, sei es, daß sie verhindert oder wirklich beleidiget war. Das machte Ma-

rianna nachdenklich und traurig; sie redete wenig und es fiel ihr nicht ein einziger Scherz ein, zum Lachen brachte sie es nun vollends gar nicht. Es kam ihr vor, als sei die alte Mutter heute recht mürrisch und nur zum Zanken aufgelegt. Jedes Fleckchen, das diese vom Boden aufhob, ärgerte Marianna und sie erkannte darin einen leisen Vorwurf über Unordnung. Die Eltern wußten gar nicht, was das zu bedeuten habe und meinten, es müsse ihr was fehlen, oder sie werde sich kümmern, weil keine Arbeit bestellt sei. Als der Abend und die Dämmerzeit heranrückte, hielt es Marianna im Hause nicht mehr aus und sie ging allein, wie früher durch die bekannten Gassen. Aber wie traurig fiel es ihr heute auf, daß keine freundlichen Grüße an ihr Ohr drangen, und daß eine ehemalige Freundin, welche ihr begegnete, sich umwandte, als kenne sie die alte Schulgenossin nicht. Auch die Kinder schienen ihr verändert und erst jetzt fiel es ihr auf, daß sie seit einiger Zeit nicht mehr vor ihr Fenster gekommen waren, sie um Dieses und Jenes zu bitten. Es that ihr recht wehe, denn sie hatte ja Keines beleidigt oder abgewiesen. Noch verdrießlicher als zuvor kehrte sie also nach Hause zurück, setzte sich zu den Eltern an den großen Tisch und strickte ohne ein Wort zu reden. O du alter, lieber Hausgeist, komm hervor und klopfe an Mariannens Herz, damit es friedlich werde in demselben, wie ehedem!

Marianna war froh, als die Schlafenszeit kam,

denn mit Hilfe des Schlummers rückte sie rascher dem andern Tage entgegen, wo sie hoffen durfte, ihre Freundin zu versöhnen, was einem liebevollen Gemüthe so nothwendig ist. Der Jugend gilt die Zeit nicht so viel, wie dem Alter; sie meint, daran übergroßen Vorrath zu besitzen und sehnt sich über Tage und Wochen hinweg nach einem fernen Punkte, nach jedem Abende froh, wieder einen Tag davon überstanden zu haben. Sie gleicht dem verschwenderischen Millionäre, der sein Gold unbekümmert ausgibt und glaubt, daß der Schatz kein Ende nehmen könne. Das Alter jedoch hält seine Stündlein zusammen, wie der Arme seine spärlichen Kreuzer und bedenkt bei jedem Stundenschlage, daß die Zeiger zum Lebensende vorrücken.

O du thörichtes Menschenherz, das sich über die köstlichen Stunden der Jugendzeit hinübersehnt, wo sogar Traum und Schlaf noch wonnig sind, um eine ferne Freude zu haschen, die im Gewande des Schmetterlings schimmert, aber oftmals eben so vergänglich ist, wie dessen Leben! — Halte ein mit deinem Sehnen! genieße die Stunde mit Bewußtsein! Die Jugend ist ein Becher voll köstlichen Weines; schlürfe ihn langsam, daß er dich stärke für die Tage des Alters und sie belebe mit Erinnerung!

Marianna genoß das süße Vorrecht der Jugend: sie ruhte in einem erquickenden Schlummer und trat am Morgen mit heiterm Lächeln und Gruße zu den alten Eltern, daß Beide wieder den hellsten Sonnenschein zu

sehen meinten und alle Sorgen schwinden fühlten. Durch die vielen Arbeiten hatten sich die nöthigen Ausbesserungen in der eignen Familie gehäuft und Marianna machte sich nun frohmüthig an dieses Geschäft. Da sah sie freilich, wie mangelhaft ihr Kleiderkasten bestellt war; der Bügelstahl und die Seife hatten bisher fast Wunder gethan; aber in der Nähe betrachtet, waren es sammt und sonders nur dünne, ausgewaschene Gewänder, von denen keines mehr lange zu dauern vermochte. Sie zog die Mutter zu Rathe und diese meinte auch, es sei an der Zeit, nachzuhelfen und einmal wieder ein neues Stücklein zu kaufen. „Ich meine" — sagte sie — „der Nachbar Weber hätte gerade das Rechte; er hat einen guten Zeug, stark wie ein Brett und waschbar; oder vielleicht wär's besser, ein Sonntagsgewand zu kaufen; Maria Himmelfahrt ist vor der Thüre, wo man doch ordentlich einhergehen muß. Ich hab' beim Krämer ein Stück Kattun gesehen, der mir absonderlich gefiel, schön dunkelbraun und farbig getupft, und hab' dabei gedacht, wie gut das für dich paßte."

Marianna hörte der Mutter ehrerbietig zu, wie brave Töchter thun, dachte aber dabei ganz etwas Anderes. Sie wollte nämlich die gute Gelegenheit benützen, um Betty thatsächlich zu versöhnen und sie also zu Rathe ziehen. Freilich regte sich ein ängstliches Gefühl in ihr, daß Betty mit dem Weberzeuge, so stark wie ein Brett, und mit dem getupften Kattun, also mit

dem Geschmacke und Willen der Mutter in Widerspruch gerathen möchte. Aber sie kam mit der Schnellkraft der Jugend bald darüber weg und dachte an der Mutter Sprichwort: „Kommt Zeit, kommt Rath.“ —

Betty erschien am Abende wie gewöhnlich. Marianna hatte ihrer vor der Hausthüre geharrt; sie lächelte ihr von Weitem entgegen und begrüßte sie mit so herzinniger Freude, daß aller Groll schwinden mußte, wenn einer vorhanden gewesen wäre, und daß die Aussöhnung ohne Worte geschah. Sie gingen gemeinsam die gewöhnlichen Wege und Marianna theilte der Freundin den großartigen Plan für ihre Ausstaffirung mit. Betty fühlte sich geschmeichelt und sagte: „Nun, das heiß ich vernünftig gesprochen; jetzt laß uns gleich überlegen, wie man's am Beßten einrichtet.“ — Als aber Marianna mit dem Wunsche der Mutter herausrückte, lachte Betty überlaut und rief: Das wär' mir das Rechte! warum nicht gar! ich sehe Dich vor mir stehen als eine ehrsame Jungfer des vorigen Jahrhunderts, wo „der Großvater die Großmutter nahm!“ Da weiß ich Dir bessern Rath, und will Dir zu etwas Schönem verhelfen. Eine meiner Bekannten hat von ihrer Herrschaft ein abgelegtes Mousselinkleid erhalten, das will sie billig verkaufen, weil sie selber gut versehen ist. Ich verschaff' es Dir um die Hälfte, was ein neues Kleid kostet; Du brauchst es nur ein wenig abzuändern und siehst dann einmal aus, daß Du Dich mit Ehren sehen lassen kannst.“

Aber der Vorschlag, so verlockend er auch klang, weckte bei der guten Marianna doch allerlei Bedenken. „Was wird die Mutter sagen?“ war das erste. — „Nun, sie wird froh sein, wenn Du etwas ersparst. Es ist gerade so viel, als ob Du die Hälfte des Geldes in Deine Sparkasse legtest, weil Du ja nur die Hälfte heraus zu nehmen brauchst. Meinst Du, ich könnte so gut gekleidet sein, wenn ich nicht auf diese Weise sparte? Ist Deine Mutter zu altmodisch, um das einzusehen, so braucht sie es vor der Hand gar nicht zu wissen. Du änderst es heimlich in Deiner Schlafkammer, und hast Du es einmal an, dann ist ein geschehenes Ding nicht zu ändern. Damit sie aber auch ihren Willen hat, so kaufst Du in Gottes Namen den getupften Kattun für den Werktag.“ —

„Aber was werden die Leute im Orte sagen?“ war Mariannens zweites Bedenken.

Da wurde Betty fast zornig und sprach: „Nun kommst Du mir vollends mit diesen! Geben sie Dir etwas dazu oder mußt Du es selbst verdienen? O, ich merke nicht, daß sie gar so freundlich mit Dir sind, um nach ihnen etwas zu fragen. Glaube mir, sie werden dann bessern Respekt vor Dir haben; Kleider machen Leute, ist auch ein Sprichwort, wenn gleich keines aus dem Vorrathe Deiner Mutter.“ —

Marianna ließ sich bald überreden, denn das Beispiel ihrer Freundin hatte die jugendliche Eitelkeit geweckt, und diese schießt in jungen Herzen auf, wie das

Unkraut. Es wurde also beschlossen, das besagte Kleid heimlich zu kaufen. Aber in der darauffolgenden Nacht schlief Marianna doch nicht so gut wie sonst. Zum ersten Male hatte sie vor der alten Mutter eine Heimlichkeit und zwar eine, von der sie mit Bestimmtheit wußte, daß es Krieg absetzen würde. Es war also wohl der Hausgeist des Friedens, der in ihre Träume allerlei Beunruhigungen mischte. Es war ihr so eng und beklommen um's Herz, als ob sie in dem knapp anliegenden Kleide im Bette ruhe.

Am andern Tage kaufte Marianna das getupfte Kleid und die Mutter zeigte so großes Wohlgefallen daran, als sei sie selber wieder jung, und als gehöre es ihr, denn die Muttereitelkeit freute sich, ihre Marianna schön geputzt zu sehen. Sie wollte zwar Einwendungen gegen die neumodische Form machen, ließ sich aber leicht beschwichtigen und dachte: „Andere Zeiten, anderer Brauch! in Gottes Namen, wenn nur ich's nicht anziehen muß!"

Am andern Tage brachte Betty das rosa Mousselinkleid und trug es heimlich in Mariannens Kämmerlein. Da zitterte diese und wurde über und über roth vor Angst, Verwunderung und Freude. Sie meinte, es sei doch gar zu schön für sie und die Garnirungen müsse sie heruntertrennen. Betty lachte sie aus und sagte, das wäre gerade das Schönste daran und man merke dann nicht, daß der Rock etwas zu eng sei, weßwegen die Frau es hergeschenkt habe. Nun gab es ein Be-

rathen, wie man's der Mutter beibringe; es wurde beschlossen, Marianna solle es an Maria Himmelfahrt zur Vesper anziehen und Betty werde dann schon die Mutter herum bringen.

Dieser wichtige Tag in dem Leben der beiden Mädchen kam. Mit welch' andern Gedanken und Gefühlen, als sonst, begrüßte ihn Marianna! gewiß nicht mit jenen, auf welche die Himmels-Königin, die auf Erden ein Bild der Demuth war, wohlgefällig herabblickte. Die alte Mutter hatte ihr beßtes Gewand angezogen, welches noch von ihrem Hochzeitstage herstammte und harrte auf Marianna. Es that sich die Thüre auf; herein trat diese und stand vor der Alten wie eine Fee aus dem Zaubermärchen. Es war dieser auch nicht anders, als sei sie verzaubert. Sie blickte sprachlos auf ihre Tochter und schien ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Betty hüpfte auf sie zu und rief scherzend: „Nun sagt einmal, hab ich Eure Marianna nicht herausgeputzt, daß es eine Freude ist?" —

Die Alte sah nicht aus, als ob sie eine Freude verspüre. Ohne Betty zu beachten, wandte sie sich traurig zu ihrem Kinde und sprach ernst, aber sanft:

„Laß die Maskerade, Marianna, 's ist Zeit zur Vesper; es hat schon das Erste geläutet und du weißt, der Herr Pfarrer hat erst letztmals über das Spätkommen gepredigt; er mag's nicht leiden, wenn die Thüre immer auf und zugeht, besonders heute, wo das

hochwürdige Gut ausgesetzt ist. Geh' hinauf, und zieh dich um, aber brauch' nicht zu lang."

Marianna entgegnete kein Wort; aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Ihr Gesicht war wie mit Blut übergossen; sie schämte sich, zu gestehen, daß sie zur Kirche angekleidet sei und schämte sich auch vor Betty, einen Rückzug zu nehmen. Da kam ihr diese zu Hilfe und sagte immer noch scherzend:

„Was fällt Euch ein, Mutter! Marianna ist ja zur Kirche angekleidet; wir sind fix und fertig."

Die Alte wendete sich jedoch zornig zu Betty und sagte:

„Mit Ihr hab' ich nicht geredet, Jungfer! Sie ist nicht mein Kind und geht mich nichts an." — Dann sagte sie zu ihrer Tochter:

„Folg' mir, Marianna, und mach dem Spaß ein Ende; Ernst kann dir's damit nicht sein, denn du weißt, was ich dir oft gesagt habe: „Hochmuth macht Märtyrer des Teufels!" — Das ist keine Sach für Maria Himmelfahrt!" —

Diese aber blieb immer noch stehen und sagte in trotzigem Tone: „Du vergönnst mir doch gar keine Freude für alle meine Müh' und Plag'. Andere, die nicht mehr sind als ich, putzen sich auch heraus, und ich hab's bezahlt und ehrlich verdient. Betty hat schon recht, daß ich an mir zeigen soll, was Mode ist."

Aber die Mutter ließ sie nicht weiter reden und sprach nun erzürnt:

„Was sollst du an dir zeigen? — daß du ein

ordentliches Bürgerskind bist, das nicht seine eigenen Eltern verachtet und sich vornehmer dünkt, als sie sind. Nein, Marianne, ich geh' nicht mit dir zur Kirche; geh' deine Wege allein, wenn du meine Red' nicht achtest; aber wir werden's erleben: „Uebermuth thut selten gut!"

Bei diesen Worten schritt die Alte aus dem Hause und wischte sich die Augen. Doch dieses sah Marianna nicht; vielleicht hätte es ihr Herz gerührt. Sie stand verwirrt und völlig unentschlossen auf der Schwelle. Zum ersten Male in ihrem Leben begehrte ihr Sinn gegen die Mutter auf. Allerlei wogte durch ihre bethörte Seele: — Scham vor der Freundin, Stolz auf ihren Erwerb, ja sie warf den Eltern vor, wie viel sie verdiene und wie wenig sie davon für sich behalte. Betty suchte sie zu bewegen, mit ihr einen Spaziergang zu machen, aber Marianna setzte sich an den Nähtisch, stützte den Kopf auf die Hand und redete kein Wort. Dessen hatte die lebenslustige Betty bald satt und sie sagte: „Nun, wenn Du keine Vernunft annimmst, so bleibe meinetwegen hier sitzen; ich mag meine Zeit damit nicht vertragen; sie ist mir unter der Woche ohnehin knapp zugemessen!" Mit diesen Worten ging sie erzürnt aus dem Hause.

Nun fühlte sich Marianna erst recht unglücklich; sie eilte in ihr Kämmerlein, zog das Kleid aus, hüllte sich in ihr allerschlechtestes Gewand und weinte sodann bitterlich, wie ein verzogenes Kind.

Die Mutter kam von der Kirche bald nach Hause und schüttelte traurig den Kopf, als sie ihre Marianna in den Werktagskleidern fand, denn sie erkannte darin nicht die Reue, sondern den Trotz, wie es auch war. Doch sie sprach kein Wort über den Vorfall. Das fromme Gebet hatte ihre Seele besänftiget und geduldig gemacht, sie dachte: „Ein Sturm verjagt viel Spreu" — und „jedem Ostern geht ein Charfreitag voraus; — Marianna wird schon von selber zur Einsicht kommen."

IV.

Betty war sehr ärgerlich von ihrer Freundin gegangen. Es hatte sie verletzt, daß Marianna ohne Gegenrede sie von der Mutter zurechtweisen ließ, und sie nahm sich vor, derselben doch das Spiel abzugewinnen. Ihr Aerger war jedoch bald vorüber, denn sie liebte die Fröhlichkeit und ihr Leichtsinn glich dem raschen Luftzuge, der alle Wolken verscheucht. Sie wollte auch nicht von Mariannen wegbleiben, denn dieselbe war ihr zum Vergnügen unentbehrlich geworden, was sie als Merkmal ihrer echten Freundschaft hielt und worin ihr viele Hunderte gleichen, welche meinen, die Freundschaft sei für nichts weiter gut als zur gegenseitigen Unterhaltung. In ihrem Herzen regte sich auch ein kleiner Dämon. Sie dachte: „Die Alte wäre froh, wenn ich nicht mehr käme; aber gerade deßhalb bleibe ich nicht weg! Ich will einen klugen Plan entwerfen, damit es dort nach meinem Willen geht."

Es folgten nun mehrere Tage auf den vorhergegangenen, wo in dem alten, kleinen Hause kein Sonnenschein des Glückes waltete und schwüle Luft auf der armen Familie lag. Die Mutter hatte dem Vater den Vorgang erzählt; doch der Alte verstand sich nicht recht darauf, es lag ihm allzuferne. Wenn sich Marianna nur ordentlich betrug und fleißig arbeitete, galt ihm alles Andere gleichviel; er bemerkte gar nicht, was alte oder neue Mode war und meinte: ein Kleid sei, wie das andere, nach dem werde unser Herrgott nicht fragen. Zudem liebte er für seinen Theil das Schweigen, war froh, wenn Alles friedlich zusammenlebte und Marianna das kleine Haus mit ihrer Heiterkeit erfüllte. Er suchte also sein Weib zu beruhigen und somit hatten die beiden Mädchen am Vater einen Bundesgenossen, ohne daß sie es ahnten.

Betty kam wie gewöhnlich und that, als ob nichts vorgefallen sei. Niemand sprach mehr von der Sache und Marianna machte sich an die Flickereien für den Haushalt; aber man sprach um so mehr von einem andern Umstande. Seit zwei Wochen hatte Marianna keine Bestellung mehr erhalten und dieß wurde bald fühlbar. — Des Vaters Verdienst reichte nicht zum Lebensunterhalte hin und die Mutter war seit langer Zeit gewöhnt, täglich oder wöchentlich durch Mariannen Geld einzunehmen. Deren Sparkasse enthielt nur mehr ein paar Gulden, da die beiden Einkäufe ihr arg zugesetzt hatten. Betty hörte den Jammer und war

sogleich zu einem Vorschusse bereit, freilich, wie sie gestand, nicht aus ihrer eigenen Kasse, sondern aus dem monatlichen Vorschusse ihrer Herrschaft zur Bestreitung mehrerer Hausausgaben, was aber stets weiter reichte. Es waren bis dahin fast noch zwei Wochen und inzwischen — tröstete sie — werde schon Arbeit einlaufen. Aber während bei der Meßnerin oft bis Mitternacht die Lampe brannte, um bei deren Schein mit der Arbeit fertig zu werden, während selbst ein paar Flicknäherinen es so nöthig hatten, wie nie zuvor, harrte Marianna vergebens auf eine Bestellung, sann trübselig nach, woher es doch käme und kümmerte sich Tag und Nacht.

In dieser mißlichen Lage trat Betty eines Tages zur ungewohnten Stunde in die Stube und statt sich an Marianna zu wenden, zog sie traulich den Stuhl zur alten Mutter, legte die Hand auf deren Arm und sagte in ihrer heitern, unbefangenen Weise:

„Nun laßt ein vernünftiges Wort mit Euch reden, Mutter Barbara! und fahrt nicht mit Euren altmodischen Sprüchen darein. Seht, ich kann der Marianna gleich Arbeit verschaffen, wenn ihr nicht so eigensinnig derselben im Lichte steht. Meine gnädige Frau und noch mehrere Herrschaften hätten genug für sie zu thun; aber sie trauen ihr nichts zu, als höchstens ein Kinderkleid, weil sie fast wie ein Bauernmädchen aussieht. Die vornehmen Leute sind einmal so! Alles muß bei ihnen einen gewissen Anstrich haben, sonst gilt's nicht. Meint Ihr, ich hätte mich sonst in die dünnen Fetzen gesteckt

oder gar einen Hut aufgesetzt? Ich bin auch ein armes Bürgerskind gewesen und hab' mich kümmerlich genug durchgebracht; nun aber geht mir's gut, und fragt nur bei meiner Herrschaft nach, ob man mit mir nicht zufrieden ist. Da könnt Ihr sehen, daß die Tugend nicht an den Kleidern hängt. Ihr seid halt noch aus der alten Zeit und wißt nicht, wie es jetzt im Leben aussieht; aber Ihr solltet doch bedenken, — nehmt mir's nicht übel! — daß Ihr am längsten gelebt habt, und daß Marianna erst anfängt und lang nach Euch fortleben muß. Meine Mutter war auch ein braves Weib; aber sie ist meinem Glück nicht im Weg gestanden; hätt' sie mich daran gehindert, ich glaub', sie fänd' jetzt keine Ruhe im Grabe. Also seid gescheidt, Mutter Barbara; kümmert Euch doch nicht um so Kleinigkeiten, wie Kleider; denkt, daß nicht Alles in Euren Sprichwörtern steht, denn die sind von Alters her und passen nicht immer auf die neue Zeit, und daß Marianna nicht ihr ganzes Leben lang an diesem kleinen Orte bleibt, wo sie um Euretwillen aushält, was recht ist und was ich lobe. Aber wenn Ihr einmal nicht mehr lebt, muß sie ihr Brod bei Fremden suchen und es ist gut, wenn sie es bald lernt, sich in vornehme Leute zu schicken, denn diese haben nun einmal das Geld; hier Orts ist ja fast in jedem Hause die helle Noth."

Betty hätte noch lange auf diese Weise fortreden können, ohne von der Alten unterbrochen zu werden. Es waren einige Worte tief in ihre Seele gedrungen,

ja, zutiefst in ihr Mutterherz voll Liebe, die sie verstand, obwohl es nur ein armes, einfaltsvolles Herz war, welches sein Verständniß nur aus dem Borne der Natur schöpfte. Betty hatte ihr vorgehalten, daß sie ihrem Kinde im Lichte stehe und hatte gemahnt, daß ihre Zeit zu Ende gehe. Da faltete sie die Hände, wie im stummen Gebete; ihre Lippen bewegten sich leise; schwere Tropfen hingen an ihren grauen Wimpern; sie dachte an den Tod, an Marianna, welch' ein gutes Kind sie gewesen sei, und sie betete für ihr Kind. Dies Alles ging in ihr vor, als Betty fortplauderte und es trafen nur einzelne Worte ihr Ohr; aber auch diese weckten ihr Nachdenken und es kam ihr vor, daß es Zeit zum Sterben sei und daß Betty recht habe, ihr alter schwacher Kopf tauge nicht mehr in die neue Zeit.

Dies und noch Vieles dachte die Alte. Da näherte sich Marianna der Mutter und erschrack, als sie Thränen in deren Augen gewahrte. Die Alte raffte sich zusammen, blickte auf ihre Tochter und sagte ernst und milde:

„Marianna, ich weiß nicht, ob das Alles so ist, wie die Jungfer da sagt; aber deinem Glück will ich nicht im Wege stehen, behüte mich Gott davor! Thu, was du willst, du wirst es besser wissen, als ich altes Weib und das Sprichwort sagt mit Recht: „Wenn dem Vogel die Flügel wachsen, fliegt er aus dem Nest," und — „ein guter Hahn dreht sich nach dem Winde." Ich denke aber, wenn ich nicht mehr lebe, wirst du einsehen, daß ich's wenigstens gut gemeint habe."

Marianna war von diesen Worten so bewegt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Sie schluchzte nur: „Rede nicht vom Sterben, das bricht mir das Herz!"

Es erfolgte nun eine allgemeine Versöhnung und der Vater war, als er bei seiner Heimkehr wieder fröhliche Gesichter sah, so vergnügt, daß er ganz gesprächig wurde. Am andern Morgen trat Marianna mit Betty den Gang zu deren Herrschaft an. Das nette, wohlgekleidete Mädchen gefiel daselbst so überaus wohl, daß die vornehme Dame sogleich anordnete, sie solle eine ganze Woche lang in Betty's Zimmer arbeiten, da während dem längern Landaufenthalte allerlei zu richten war und Betty nur zu ihrer Bedienung gehörte.

Des andern Morgens zog Marianna ihr getupftes Kattunkleid an, in welchem sie so bescheiden gekleidet aussah und arbeitete von Früh bis Nacht unter großem Vergnügen. Am Ende der Woche brachte sie reichlichen Lohn nach Hause; dann wurde sie bei einer andern Herrschaft bestellt und so ging es den ganzen Sommer über vortrefflich. An den Feiertagen hatte sie das angenehme Gefühl, ein schönes Stück Geld verdient zu haben. Alle Noth im Hause war verschwunden und die Mutter dachte allgemach: die Betty sei doch ein gescheidtes Jungferlein und habe am Ende wohl recht. Sie sah, wie Marianna sich abmühte und nichts für sich zurück behielt; daher wollte sie deren Vergnügen nicht stören, wenn sie am Sonntage mit Betty im Mousselinkleide spazieren ging.

Aber während diese kleine Familie sorglos dahinlebte, zog sich über Mariannens Haupte ein Gewitter zusammen. Ihre ehemaligen Freundinen fühlten sich jetzt nicht nur durch die neue Freundschaft mit Betty zurückgesetzt, sondern hatten einen zweiten Grund zur Unzufriedenheit. Nach dem Gottesdienste schaarten sie sich zusammen und flüsterten: „Hast du heute wieder die Marianna gesehen?“ — „Nun, wer wird die nicht sehen! ihr rosafarbiges Kleid scheint ja durch alle Gassen!“ — „Heut hat sie gar einen Kragen herausgeschlagen mit Bogen und Spitzen besetzt;“ — bemerkte eine Andere, und die vierte war nur begierig, wenn sie einen Hut tragen werde, die schwarz seidene Mantille sei ja auch schon da. Jede wußte etwas aufzuzählen, vom Kreuzband an den Schuhen bis zum Haarneste. „Jetzt sind wir ihr freilich zu gering!“ war der allgemeine Schluß.

Die Bemerkungen der Mädchen, obgleich mit Neid und Bitterkeit gemischt, waren jedoch nicht ohne Grund. Betty hatte bald gefunden, daß zu dem garnirten Musselinkleide das weiße Tüchlein, welches Marianna an Sonntagen zu tragen pflegte, nicht tauge; sie brachte alte Spitzen zu einem Krägchen; dann mußte eine Mantille, es mußten Handschuhe und Zeugstiefel dazu kommen und weil ihre Sparkasse leer war, nahm sie es beim Krämer auf Rechnung. Marianna saß nun die halbe Nacht in ihrem Stübchen, um sich Alles zurecht zu machen und bald wurden ihre Wangen bleicher;

aber Betty meinte, es stehe ihr besser, als das dicke, rothe Bauerngesicht.

Marianna war also wieder vergnügt und sorglos dennoch hätte ein aufmerksamer Beobachter darin gegen früher einige Veränderung gewahren können. Früher hatte ihr jede Kleinigkeit Freude gemacht, daß die Mutter oftmals kopfschüttelnd, aber selber lächelnd, fragte: „Was, ist jetzt da wieder zu lachen, dummes Ding? ich seh' doch wahrhaftig am Himmel keine Geigen hängen!" — Eigentlich hätte Marianna selbst keinen Grund angeben können, während sie nicht begriff, daß nicht alle Welt lache, oder sie zeigte auf einen Spatzen, der einen andern zornig und händelsüchtig ankreischte, eine Bachstelze, die auf der Gasse trippelte, auf ihren eignen Vogel im Käfig, welcher am Gitter den Schnabel wetzte, oder gar auf den Vater und die Mutter selber, daß diese sich verwundert von Kopf bis zu Fuß anschauten, um zu entdecken, was denn so Kurioses an ihnen sei, und am öftesten lachte Marianna über sich selber, wenn sie etwas verkehrt gemacht hatte, oder es fiel ihr etwas so unendlich Spaßhaftes ein, daß sie sich geradezu hätte ein Tuch in den Mund stecken müssen, um das Lachen zu ersticken und dann noch würden die Augen in jedem Winkelchen gelacht haben.

So war Mariannens Lustigkeit in früherer Zeit beschaffen gewesen; jetzt aber kam so ein jugendfroher Ausbruch nur zeitweise und meist nur in Betty's Anwesenheit. Sie brauchte irgend eine Anregung hiezu, es mußte

etwas vorfallen, es mußte ein ergötzlicher Spaß in Worten gesagt werden, oder Andere, die vorüber gingen, mußten hiezu Stoff bieten, ja, es streifte oftmals an das Auslachen. Saß sie jedoch allein bei ihrer Arbeit, dann war sie meistentheils schweigsam, stichelte emsig, wechselte wohl auch in ihrer kindlich freundlichen Weise mit der Mutter einige Worte über Haushaltsangelegenheiten und versparte sich das Plaudern auf die Feierstunden mit Betty. —

Der Sommer nahte sich allmählig dem Ende; bereits zogen einzelne Gäste ab, zu jeder Tageszeit sah man blumenbekränzte Wagen, wie es Sitte war, durch das Thor fahren und das Städtchen nahm wieder das frühere Aussehen an, denn die geputzten Stadtleute verschwanden und die eigentlichen Einwohner traten in den Vordergrund. Da kam über unsere Marianna die Traurigkeit des Abschieds. Dieser wurde nur durch den jugendlichen Sinn der Mädchen erleichtert, welcher es so vortrefflich versteht, gleich wie mit Flügeln über die Zeit zu schweben und im Wiedersehen zu leben. Die Beiden gelobten sich nach Mädchenart ewige Freundschaft, Marianna weinte ein paar aufrichtige Thränen und Betty lachte wie Sonnenschein in diese klaren Tropfen.

V.

Der rauhe, naßkalte Herbstwind blies bereits wieder aus vollen Backen den Baumblättern die schauerliche Musik zum Todtentanze. Sie haben ihr braunes, gelbes

und rothes Maskenkleid angezogen und trotz der Runzeln beginnt nun der Tanz. In tollem Wirbeldrehen rasen sie durch die Luft, einzeln, paarweise, in Schaaren und immer wilder wird das Treiben. Hie und da sieht ein einzelnes Blättlein in seinem grünen Naturgewande ernst darein und will nicht mitthun, aber vergebens! Der Wind pfeift ihm so lange sein sausendes Lied vor, bis es sich auch ablöst vom dürren Zweige und sich gleichfalls im Tanze dreht. Endlich sinken sie alle erschöpft zu Boden und sterben unter den unbarmherzigen Tritten der Menschen.

Zu solcher Zeit wäre es wohl einsam und traurig auf dem Lande, wo alle geselligen Lustbarkeiten der Stadt fehlen, wenn nicht dafür der freundliche Geist des heimatlichen Zusammengehörens waltete. Aber während in der Stadt die Menschen, ja oftmals die Bewohner desselben Hauses, fremd aneinander vorüber gehen, bildet auf dem Lande die ganze Ortseinwohnerschaft gleichsam Eine große Familie, und wenn in dieser auch bisweilen Uneinigkeit herrscht, so festigt doch wieder das Heimatgefühl die gelockerten Bande. Jedes Gesicht ist ein wohlbekanntes; überall Grüße, — überall Worte, überall ein Anknüpfungspunkt. —

Heimat! o dieses Wort ist fast nur auf dem Lande in jeder Brust ein mild waltender Geist. Gerade die Armen, welche oft kein Stückchen Erde, kein eigenes Stübchen besitzen, gerade sie haben das stärkste Heimat-Gefühl. Für sie ist die Luft der Heimat mit trauten

Grüßen aus der Vergangenheit gewürzt; für sie ist jeder Hügel um den kleinen Ort, jede Wiese, jeder Baum ein Freund aus der Kinderzeit, ein Spielgefährte voll Jugendlust. Jeder Stuhl in der Kammer ist ein Kamerad, welcher von überstandenen Sorgen erzählt, statt der Eltern, deren Lippen vielleicht längst verstummt sind, Ermahnungen spricht. Und erst der Gottesacker zunächst der Kirche mitten im Orte, wie pflegt er das Heimatgefühl! Die Stadt bringt nach Außen und Innen hingegen zu viele Veränderungen; man kommt nicht zum Erwarmen an einem Fleckchen!

Die Bewohner der kleinen Landstadt fühlten die rauhe Herbstzeit lange nicht so unbehaglich, als die Stadtleute glauben mochten, welche fröstelnd abzogen. Obwohl mancher Hausbesitzer und Gewerbsmann die Sommerzeit als eine Geldärnte betrachtete, fühlte sich die übrige Mehrzahl nach dem Abzuge der Fremden doch eigentlich behaglicher, wie ein Kreis guter Freunde, wenn ein Uneingeweihter scheidet, ausruft: „Nun sind wir ganz unter uns! nun ist uns wohl!"

Nur Marianna hatte ein anderes Gefühl. Sie empfand ihre Einsamkeit sehr schmerzlich und zum ersten Male in ihrem Leben dachte sie daran, wie alt die Eltern seien, zu alt für ihren einzigen Umgang und daß die Jugend zur Jugend gehöre. Sie hatte früher niemals auf das „Tick, Tack" der alten Schwarzwälder-Uhr gehorcht; jetzt tickte sie hörbar in die fast unheimliche Stille. So eintönig, wie der Pendelschlag kam ihr auch der

Stundenlauf vor. Mehrere Tage saß sie einsam vor ihrer Arbeit, welche von da und dort bestellt wurde, denn zur Herbstzeit waren alle Hände beschäftigt. Endlich nach Verlauf einer Woche hielt sie es nicht mehr zu Hause aus; es verlangte sie nach ihren Schulgefährtinen, denen sie ja immer so herzensgut geblieben war. An einem herbstklaren Sonntage sah sie nach der Vesper die Mädchen gruppenweise beisammen stehen und mit dem freundlichsten Gesichte wandte sie sich zu Zweien, mit denen sie früher am öftesten verkehrt hatte. „Grüß Euch Gott!" — rief sie. „Ich habe Euch ja eine halbe Ewigkeit nicht mehr gesehen. Was macht Deine alte Base, Ottilie? ich habe gehört, daß sie der Husten plage; es wird ihr doch nicht übel gehen?"

Die Mädchen waren bei Mariannens Herantreten im Begriffe gewesen, ihr den Rücken zuzuwenden; als sie sich aber angeredet hörten, konnten sie die ehemalige Freundin doch nicht unbeachtet lassen. Sie gaben jedoch ihren Gesichtern einen komisch ernsten und stolzen Ausdruck, ein spöttischer Zug legte sich um die Mundwinkel und Ottilie entgegnete in spitzen Worten:

„Die Base ist wieder gesund geworden, wär' sie's noch nicht, so käm' ihr die Besserung gewiß aus lauter Freud' und Ehr' über Deine Nachfrage."

Hierauf wandten sich die Beiden von Mariannen ab und pflogen ein so wichtiges, geheimes Gespräch, als ob jede Minute der Störung ein Unglück und ein großer Verlust wäre. Marianna fühlte unter einem stechenden

Schmerze ihres Innern die Bedeutung dieser höhnischen Worte und dieser Begegnung, und sie wandte sich, ohne anderswo einen Versuch zu machen, dem Hause zu. Allen ihren Grüßen begegneten spöttische, kalte Mienen und nur eine halbe Erwiederung. Die arme Marianna war empört über dieses Betragen; sie bedachte nicht, wie eifersüchtig und leicht verletzt alte Freunde durch eine Zurücksetzung sind, daß es hundertmal leichter ist, neue Bande zu knüpfen, als gelockerte wieder zu festigen. Sie klagte die ehemaligen Jugendgenossen der Bosheit an, sie warf denselben alle ihnen jemals erwiesenen Gefälligkeiten vor und kam endlich zu dem Gedanken, daß sie dieselben nicht brauche und abwarten könne, bis man zu ihr käme; diese Zeit werde wohl nicht so ferne sein.

Aber Marianna täuschte sich; aus jedem Gesichtszuge las sie den Vorwurf: „Hast du uns im Sommer so leicht entbehren können, so brauchen wir dich jetzt auch nicht; wir sind unser genug."

Diese Wahrnehmung fiel wie ein Schneegestöber auf die Frühlingsau ihres Herzens und zerdrückte vollends jeden heitern Gedanken. Wenn sie schweigsam bei ihrer Arbeit saß und grollte, sprach aus dem Innern heraus doch manche vorwurfsvolle Stimme dazwischen und Marianna kam allgemach zur rechten Einsicht und das störte den Frieden ihrer Seele. Zudem fehlte es oft an Arbeit. Sie hatte die guten Kunden, welche es ihr nachtrugen, daß sie im Sommer den Fremden hatten

zurückstehen müssen, verloren; alle einlaufenden Bestellungen kamen von solchen, für die Niemand gerne arbeiten mochte, oder die überhaupt stets in Unzufriedenheit wechselten. Gerade jetzt hätte sie einen reichlichen, beständigen Verdienst sehr nöthig gehabt. Ihre eigne Sparkasse war leer und sie mußte auf Neujahr den Handelsmann, welchem sie schuldete, bezahlen; der Winter nahte, es sollte Holz gekauft werden; der Vater zählte auf Mariannens Beisteuer zum Martini-Zins und sein Gläubiger, der Kohlbauer, war ein harter, geiziger Mann, der gleich mit einer Gerichtsklage hervorrückte. Alle diese Sorgen quälten sie bei Tag und Nacht und gönnten ihr keine Ruhe.

Ein altes Sprichwort sagt und sie hatte es oft genug schon von der Mutter gehört, wenn sie es auf Andere anwendete: „Ein Unglück kommt selten allein.“ Das sollte Marianna nun selber in hohem Grade erfahren.

Es war ein rauher, kalter Tag, als der Vater mit wankenden Schritten in die Stube trat und zusammenbrechend auf den Stuhl sank. Sogleich merkten die Mutter und Marianna diese Veränderung und eilten auf ihn zu: „Was ist geschehen? was fehlt dir?“ war die einstimmige Frage.

Der alte Mann konnte lange nicht antworten; er athmete schwer, er zitterte, er suchte nach Worten und brachte endlich mühsam hervor:

„Ich bin abgedankt; man hat mir mein Geschäft genommen!“ —

Da faltete sein Weib sprachlos die Hände; Marianna fühlte in diesem Augenblicke ihre eigne Lage und ihre gänzliche Unfähigkeit zu helfen mit erdrückender Schwere. Warum konnte sie nicht, wie früher, ausrufen: „Und was ist das so Arges? Geht's Euch darum übler? Bin nicht ich da?“ Sie stand sprachlos vor dem Vater, bis dieser endlich erzählte:

„Es ist schon wahr, meine Füße gehen langsamer, als junge, sie werden alt und steif; aber sie hätten doch noch länger aushalten können und auch alte Füße kommen an's Ziel. Da ist nun Nachbar's Jakob von den Soldaten heimgekommen; das Handwerk ist ihm entleidet, oder er kann's nicht mehr recht, aber das Schreiben hat er besser gelernt und noch allerlei, und nun hat er mir alten Mann den Weg abgelaufen: er ist statt meiner Austräger geworden! er sagt, es gehe mit seinen andern Gängen in Einem hin, denn er gibt sich mit Allem ab, was einen Unterhändler braucht.“

Der alte Mann schwieg und Jedes fühlte seinen Kummer zu tiefst im eigenen Herzen. Nicht nur, daß er brodlos war, es fehlte ihm auch die seit langen Jahren gewohnte Beschäftigung. Die Folge dieses Ereignisses machte sich rasch fühlbar in der kleinen Familie; es fehlte nun auch am sichern Kreuzer; wenn der Alte Stunde für Stunde auf seinem Stuhle saß, sagte er: es sei für ihn Sterbens-Zeit und es werde hoffentlich

bald mit ihm zu Ende sein; er gönnte sich keinen Bissen und meinte: wer nichts verdiene, der sollte auch nicht essen. Diese und ähnliche Worte lagerten sich wie ein undurchdringlicher Nebel auf die Stube und Mariannens Auge hatte keinen Sonnenstrahl, um ihn zu durchbrechen.

Eine Woche lang ertrug der alte Mann diesen Zustand, dann erlag er: eine schwere Krankheit suchte ihn heim. Marianna wurde seine Krankenwärterin bei Tag und bei Nacht und kniete mit namenlosem Herzeleid vor seinem Bette, wenn er im Halbschlummer lag. Sie schaute angstvoll in sein abgezehrtes Gesicht und forschte, ob die Züge erstarrten oder lauschte auf jeden Athemzug. Jeden erworbenen Kreuzer verwandte sie auf seine Pflege und die Arzneien, während sie Beide oft bittern Hunger litten.

So verstrichen Tage um Tage und wurden zu Wochen. Die eigentliche Krankheit war gehoben, aber der Alte konnte sich immer noch nicht erholen. Der Martini-Tag war vorüber; nun kam der gefürchtete Mahnbrief des geizigen Bauern und Marianna hatte nicht den Muth, denselben dem Vater zu zeigen; nur der Mutter reichte sie ihn zitternd dar. — Nun war es die von Sorgen und Alter gebeugte Frau, welche das Mädchen zu ermuthigen suchte. Sie sagte: „Was nützt das Lamentiren, Marianna! „Kein Jammern füllt leere Kammern;" vertrau' auf unsern Herrgott; „Er läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken," und „wenn die

Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten;“ Er weiß, was uns gut thut; wir sind vielleicht manchesmal zu keck gewesen mit unserer Zuversicht; „Armuth heilt Hochmuth“ — und „besser der Dorn im Schuh, als im Fuß.“ —

So sprach die Alte in ihrer Weise und Marianna fühlte diesesmal sich durch die glaubensvollen Sprichwörter der Mutter, über die sie früher gelächelt hatte, wunderbar erbaut und ermuthigt. Sie ging in stiller Abendstunde zur Kirche. Kein Mensch war dort, nicht einmal ein Weiblein betete den Rosenkranz, nur die ewige Lampe leuchtete glutroth in das Halbdunkel; diese Lampe, welche nie erlöscht, kam ihr wie der Kindesglaube ihrer frommen Mutter vor und ihr Schein drang bis in ihre Seele. In dieser Einsamkeit war ihr's, als ob sie auch ganz allein mit Gott sei und ihm Alles, Alles sagen könne, und als ob er besser, als je zuvor, auf ihr Gebet achte. Sie warf sich nieder vor dem großen Kreuze, an dessen Fuße Maria stand und faltete die Hände. Sie sprach halblaut ihr Gebet und dabei in demüthigem Selbstbekenntnisse ihre Schuld der Eitelkeit und des Hochmuths, die sie um die Liebe der Menschen gebracht hatte.

Als sie wohl eine halbe Stunde so gebetet hatte, strömte Zuversicht in ihre Seele, ein Gottessegen, der nie ausbleibt, wenn der Mensch innig und gläubig fleht. Sie erhob sich und ging leisen Trittes aus der Kirche. Gleich darauf öffnete sich das Gitter des Beichtstuhles,

in welchem der Pfarrer noch geweilt, denn es war der Abend vor Maria Empfängniß und er hatte gewartet, ob sich vielleicht ein verspätetes Beichtkind einfinde.

Marianna kehrte mit heiterm Gesichte in den kleinen Kreis zurück und wieder war es ein Sonnenschein, der die arme Stube verklärte. Sie konnte die Eltern wie ehedem erheitern, und nach langer Zeit drang ein Lachen aus ihrem Munde. Des Kindes Zuversicht theilte sich dem alten Manne mit und er ging getröstet zu Bette.

Marianna freute sich auf das Muttergottes-Fest. Freilich dachte sie daran, daß es an einem Marientag gewesen sei, wo der erste Verdruß mit der Mutter vorgefallen war und Alles, was diese damals gesagt hatte, fiel ihr ein; doch ihre Schuld lastete nicht mehr drückend auf ihr, sie hatte ja gebüßt. Demüthig wanderte sie am Festmorgen im armseligen Kleide zur Kirche, grüßte die ehemaligen Freundinen zuvorkommend und es kam ihr vor, als ob Alle sie ganz anders, viel freundlicher wieder grüßten.

Der Nachmittag kam und als sie alle Drei friedlich beisammen saßen, öffnete sich die Thüre und herein trat der Herr Pfarrer. Ein Freudenstrahl zog über die Gesichter, denn solche Ehre war dem Hause noch nie widerfahren; nur der Kaplan hatte einige Male zugesprochen, nachdem er in der Krankheit dem Vater die heilige Wegzehrung gereicht hatte; aber es war ein junger, fremder Herr, den sie nicht näher kannten, als aus der Predigt. Der Pfarrer aber lebte bereits seit einem halben

Menschenalter in dem kleinen Orte. Alle seine Pfarrkinder hingen mit wahrer Ehrfurcht an ihm. Er war ein echter Seelsorger, dessen freundliches Gesicht Zutrauen einflößte. Nie sah man auf demselben Strenge und Härte; gleich dem heiligen Johannes hatte er stets den Liebestext zu seiner Predigt, sei es auf der Kanzel, im Beichtstuhle oder bei väterlicher Berathung im Pfarrhause. Er pflegte zu sagen: „die Palme der Liebe und des Friedens heilt Wunden, aber das Schwert der Drohung schlägt sie; ich aber möchte dieses Amt dem lieben Herrgott überlassen; der weiß am Beßten, wie tief sie gehen müssen.“ Ohne daß er sich unberufen in die Familienangelegenheiten gemischt, oder seine Zuträger gehabt hätte, wußte er doch überall, wo Rath und Hilfe nöthig war, gerade als ob ihm Gott ein Stücklein von Seiner Allwissenheit verliehen hätte. Aber dieselbe quoll nur aus tiefer Herzenskenntniß seiner Pfarrkinder, welche unter seinen Augen theils groß und theils alt geworden waren. Die Liebe zu ihnen war es, die seine alten Augen schärfte, so daß er's in jedem Gesichtszuge zu lesen wußte. Ja, er war ein Herzenskundiger, dieser alte Pfarrer, und er war ein Seelenarzt, der immer das rechte Mittel zur rechten Zeit zu finden wußte. O, die Menschenliebe ist ein Quell, aus dem Weisheit sprudelt und wie mancher schlichte Dorfpfarrer, auf dessen Stirne nicht die Büchergelehrsamkeit in tiefen Falten sitzt, trägt diese Weisheit im Herzen. Sein Name glänzt nicht in den Listen, welche die Hochgelehrten der irdi-

schen Wissenschaft aufzählen, aber er ist eingetragen in das Register der Seelen, wo von heimlich gestillten Sorgen erzählt wird. — Segen über ihn!

So ein Mann Gottes war es, der heute in die erwähnte Stube trat und sich freundlich zum alten Manne wandte, indem er ihm die Hand bot und sprach:

„Wie geht's, Stanislaus? Freut mich, Euch wieder auf den Beinen zu sehen. Dachte mir, ich müsse doch einmal selbst nachschauen; es wird mir fast die Zeit zu lang, bis ich Euch wieder am gewohnten Kirchenplatz finde." Nachdem der Alte seinen Bericht gegeben hatte, wandte sich der Pfarrer auch zur Mutter und zu Marianna, die er von der Schule her besonders gut kannte und richtete von der Haushälterin noch den Auftrag aus, sie möchte doch morgen früh einmal vorsprechen, es gäbe so allerlei zu richten und zu flicken im alten Haushalte.

Mit solch freundlicher Begrüßung wußte der fromme, milde Herr die Herzen sich zu erschließen, daß sie unaufgefordert ihm ihr Herzeleid und ihre Sorgen klagten. Obwohl er das Alles wußte, unterbrach er sie nicht und hörte von Anfang bis zu Ende die Erzählung mit theilnehmender Miene; er wußte, daß manches Leid im Worte schmilzt, wie das Eis unter dem Blick der warmen Sonne. —

Der Pfarrer hatte fast eine ganze Stunde bei der Familie zugebracht und schickte sich eben an, unter Trostesworten zu scheiden, als die Thüre mit heftigem Gepolter

aufgerissen wurde und der Kohlbauer hereintrat. Er wollte eben mit rauhen Worten beginnen; als er aber den Pfarrer sah, blieb er verdutzt stehen und zog unwillkührlich den Hut vom Kopfe. Letzterer mochte ahnen, was den Kohlbauern herführe und unterbrach die Pause, indem er sich zum Bauern wandte und sprach:

„Grüß Gott, Kohlbauer! Hab' Euch heut' schon in der Kirche gesehen; hat Euch wohl das schöne Winterwetter über Feld gelockt?"

Der Bauer hatte inzwischen seine Fassung wieder gewonnen und sprach in rauhem Tone:

„Nun, Hochwürden! schön Wetter ist's; selbiges ist gewiß! aber der Bauer braucht das schöne Wetter besser zu anderer Zeit und an den Werktagen. An den Festtagen taugt's nur für die Stadtleute, die herumspazieren und nichts von der harten Plag wissen, die unser Eins trifft." —

Bei diesen Worten warf er Zornblicke auf den alten Stanislaus und auf Marianna, als ob sie eben zu dieser Sorte gehörten und fuhr, zu Ersterm gewendet, fort:

„'s ist eigentlich Euretwegen, daß ich den weiten Weg gemacht hab', weil Ihr immer noch nicht daran denkt zu zinsen; da wollt' ich mein Geld selber abholen oder anfragen, ob ich's vom Gericht holen lassen und die Gant ausschreiben soll?"

Bei dieser Rede wurden die Lippen des alten Stanislaus todtenfahl; Mutter Barbara zitterte und

Marianna faltete die Hände. Milde und leutselig trat der Pfarrer zum Bauern und sprach:

„Nun, Kohlbauer, so hart werdet Ihr nicht sein! Ihr wißt ja, der Stanislaus ist ein ehrlicher Mann und immer ein guter Schuldner gewesen. Die Krankheit hat ihn diesmal zurück gebracht; er wird's gewiß nachholen; habt noch ein wenig Geduld mit ihm."

Da fuhr der Bauer zornig auf und rief:

„Geduld! ja Geduld! Die Herren haben leicht reden und predigen; aber wenn ihnen der Zehent nicht rechtzeitig in den Stadel kommt, fehlt's auch gleich an der Geduld. Kurz und gut; ich will mein Geld haben!"

Der ehrwürdige Greis achtete nicht auf die rohe Anklage des Kohlbauern. Sein Bewußtsein sprach ihn ja frei und er mochte an den verspotteten Heiland denken, der auch den Mund nicht aufthat, als die Beschuldigungen gegen ihn geschleudert wurden. Er dachte nur an die arme Familie und sprach:

„Nun, Kohlbauer, einige Wochen könnt Ihr sicherlich noch warten. Wenn auch der alte Mann nichts verdienen kann, so ist dafür die Marianna ein frisches, fleißiges Mädchen." —

Der Bauer ließ ihn nicht ausreden, sondern sprach mit bitterm Hohne:

„Auf die soll ich warten? Hab' schon von den Leuten gehört, was das für eine ist, wie sie das Geld an den Putz hängt und ihres Gleichen verachtet."

Nun war die Reihe an dem Pfarrer, den rohen

Mann zu unterbrechen. Er gebrauchte hiezu kein Wort, sondern richtete ernst und fest das Auge auf den Redner, daß er schwieg und seinen Blick senkte. Dann sprach der Pfarrer:

„Geht mit mir, Kohlbauer; die Krankenstube ist kein Ort zum Disputiren; ich will Euch daheim zufrieden stellen.“

Ohne den Dank der armen Familie abzuwarten, nur mit einem Gruße, verließ er das Haus, gefolgt vom Kohlbauern.

Am andern Morgen stand Marianna vor dem ehrwürdigen Pfarrer, ein dankbares gerührtes Kind. Er hielt keine vorwurfsvolle Predigt, sondern legte nur segnend seine Hände auf ihr Haupt und hieß sie fröhlich sein. Als sie mit einem Vorrath Arbeit aus dem Hause trat, glänzte ihr Angesicht im Widerschein des Glückes und der Zuversicht und Jeder, der sie sah, lächelte ihr entgegen.

Von diesem Tage an waltete wieder, wie ehedem, der Hausgeist des Friedens in den drei Herzen. Ohne viele Worte kam Alles in das alte Geleise; Marianna saß am Nähtische, und sang zwischen hinein, daß der Vogel einstimmte. Zuerst kamen die Kinder, von den Nachbarsleuten geschickt, und brachten für Vater Stanislaus kräftige Speisen und Marianna schenkte ihnen bunte Abschnitzelchen; dann brachten sie eine Bestellung zur Stöhr — und als Marianna wieder um den Stock ging, sah trotz des Winters manches freundliche Ge-

sicht durch die Hausthüre und der frühere Verkehr war wieder hergestellt. Der Vater rauchte daheim seine Pfeife, die Mutter trank ihr Schälchen Kaffee, Marianna scherzte und hörte nicht mehr den Pendelschlag der Uhr, die Zeit rauschte wie auf leichten Flügeln dahin.

Der alte Mann erholte sich zusehends; die Ruhe that ihm wohl und er las aus schönen Geschichtsbüchern vor, welche der gütige Pfarrer ihnen selber brachte. Bald war Mariannens Sparkasse wieder besser gefüllt als je; zu Weihnachten wurde sie an vielen Orten beschenkt, denn Jedes sagte: „Die Krankheit deines Vaters muß dich viel gekostet haben; da, nimm nur!“ —

Es war am Tage Maria Lichtmeß, als Marianna nach dem Frühgottesdienste in das Pfarrstüblein trat und mit freudegerötheten Wangen 24 Gulden auf den Tisch legte, — den vorgeschossenen Zins. Der Pfarrer war erstaunt, wie sie in so kurzer Zeit das Geld ersparen konnte; er wollte es Anfangs gar nicht annehmen; aber Marianna sah ihn flehend an und er fühlte, daß die Tilgung dieser Schuld zu ihrer Beruhigung gehörte. Am Nachmittage schlich Marianna in ihre Schlafkammer und schrieb einen Brief. Er lautete unter Anderm also:

„Liebe Betty! Du hast es gewiß gut mit mir gemeint; aber Deine Rathschläge taugen nicht für mich und den kleinen Ort, in dem ich lebe und mein Lebtag bleiben will, denn er ist ja meine Heimat. O Betty! es ist etwas Gutes um die Heimat und die Liebe seiner

Jugendgenossen! Beinahe hätte ich diese verscherzt, denn sie meinten, ich sei stolz und hoffärtig geworden. Das hat Alles jenes Kleid gethan, und darum mag ich es nicht behalten, — es taugt nicht für meinen Stand und meine Verhältnisse. Ich schicke es Dir zum Geschenke; Du kannst es besser verwenden, als ich. Ich will hinkünftig sparen und arbeiten, nicht für die Eitelkeit, sondern für meine alten Eltern." —

Nachdem sie noch ihre Freundin herzlich begrüßt hatte, packte sie das rosafarbige Mousselinkleid zusammen, trug es heimlich auf die Post, und dann war's ihr leicht um's Herz.

So endet die Geschichte von der guten Marianna, welche noch in bescheidenem Glücke lebt und die Lebenstage ihrer Eltern erheitert. Marianna hat in der Welt noch so manche Schicksalsgefährtin; möchte auch diesen sich das Leid zur schönen Klarheit und Erkenntniß umwandeln!

V.

Fremde Leute.

I.

Im Kurgarten eines kleinen Badeortes saßen eines Abends wie gewöhnlich die Gäste beisammen, welche keinen weitern Ausflug in die Gegend unternommen hatten.

Der Garten war auch so reizend gelegen, daß man von hier aus mit aller Bequemlichkeit die Natur genießen konnte. Keine Mauer, kein Gebäude verdeckte zu zwei Seiten die Landschaft. Zur Rechten zog sich die majestätische Gebirgskette hin und nicht selten glühten die Bergeshäupter im letzten Sonnengruße, während dann die linke Seite mit ihrem einzigen Berge sich in den Dämmermantel hüllte und träumerisch auf den kleinen Ort hernieder blickte. Die Jahreszeit und die günstige Witterung hielt manche Gäste oft bis in die späte Nacht hier versammelt und nur die eigentlich Kranken flüchteten sich in ihre Zimmer.

Der heutige Abend gehörte zu denjenigen, wo die milden Lüfte wie von Blumenduft gewürzt umherschweben und sich gleich weichen Händen, lindernd auf die heißen Stirnen legen. Auf den Bergen brannten lichte Feuer, oft mehrere nebeneinander gleich einem Diademe. Der Anblick war so wunderbar schön, daß man nicht begreifen konnte, — versteht sich, mit ein wenig Poesie im Herzen, — wie so Viele die oberflächlichsten Reden tauschen mochten, statt zu lauschen auf die geheimnißvolle Natursprache. Gerade heute schallte ein helles Lachen, gleich manigfaltigen Glockentönen, durch den Garten. Von Zeit zu Zeit kehrten mehrere Gäste von ihren Ausflügen zurück und gesellten sich erzählend zu dem Kreise, der sich immer bunter mischte. Inzwischen griffen die Einen und Andern zu den Zeitungen, welche zerstreut umherlagen. Darunter befand sich auch die

eben erschienene Kurliste der verflossenen Woche, denn es war ein Samstag. Eine ältliche Dame hielt diese in der Hand und forschte, ob keine Bekannten darunter stünden. Sie erhob das Auge vom Blatte, sah im Kreise herum und fragte:

„Kennt Jemand unter Ihnen einen gewissen Herrn Rath B., der schon am verflossenen Montag angekommen sein soll?"

„Ach ja!" — entgegnete ihr Sohn; — „ich habe ihn schon öfters gesehen, denn er ist mir seiner Sonderbarkeit wegen aufgefallen. Erinnerst du dich, Emma?" sagte er zu seiner Schwester gewendet, — „ich habe dich gestern auf ihn aufmerksam gemacht."

Emma erwiederte: „Freilich erinnere ich mich seiner, denn man vergißt ihn nicht so leicht wieder, wenn man ihn einmal sah."

„Nun, wie sieht er denn aus?" — frugen mehrere Stimmen zugleich, durch diese Worte neugierig gemacht. —

Emma war durch diese Aufforderung, vor mehreren Zuhörern zu reden, in sichtliche Verlegenheit gebracht und ihr Bruder nahm dafür das Wort:

„Es ist noch kein alter Mann, vielmehr in den besten Mannesjahren; aber der Misantrop steht ihm auf der Stirne geschrieben und er bräuchte sich wahrhaft nicht noch unschöner zu machen, als er ohnedem von Natur ist. Seine Gesichtsfarbe ist gelbbraun, wie mit Thran überzogen und verleiht ihm weniger ein

krankes, als vielmehr höchst grämliches Aussehen, wozu die einzelnen Züge noch treulich mithelfen. Dabei hat er einen schiebenden Gang, hält die beiden Hände stets unter den Rockschößen, schaut entweder unverwandt auf die Berge, oder auf den Boden, beachtet Niemand, als ob er mit der ganzen Welt im Hader läge, grüßt Niemand und geht echt pedantisch jedesmal genau sechsmal im Molkengange auf und ab. Dann lenkt er in eine Seitengasse, bis zu dem letzten Hause am Strome, das so verlassen und einsam dasteht, wie kein anderes im ganzen Orte, und verschwindet hinter dessen Thüre. Das ist Alles, was ich von ihm weiß, aber gewiß genug um anzunehmen, er sei ein Menschenfeind, ein grämlicher Sonderling und ein unangenehmer Badegast." —

Die ganze Gesellschaft stimmte in diese Schlußworte ein, denn sie bestand meist aus vergnügungssüchtigen Leuten, denen es für ein Vergehen galt, seine einsamen Wege zu wandeln und sich von dem gemeinschaftlichen Vergnügen auszuschließen. Man verabredete sich, den Mann zu necken, oder ihn zu bekehren, wenn sich zeige, daß er dafür fähig sei.

Der Zufall schien diesem Plane günstig zu sein, denn des andern Tages hatte sich die Mittagstafel um ein Gedecke vermehrt und der „Misantrop" — wie er allgemein genannt wurde, setzte sich stillschweigend vor dasselbe. Aber gleich nach dem Essen nahm er seinen Hut, ging in den kühlen Molkengang, schritt sechs-

mal daselbst auf und ab und lenkte dann in das bezeichnete Gäßchen zum einsamen Hause.

Von jenem Tage an kam er regelmäßig zum Mittagstische und alle Kurgäste fanden die entworfene Beschreibung sehr treffend. Er sprach kein einziges Wort, bis endlich sein Tischnachbar ihn anredete. Nun aber gab er eine höfliche Antwort und allgemach gelang es demselben, ein Gespräch in Gang zu bringen, wobei der „Misantrop" viel Geist entwickelte und eine äußerst schöne Ausdrucksweise zeigte. Auf alle ernsten Fragen über die Zeitverhältnisse ging er mit Interesse ein, verstummte jedoch augenblicklich, sobald das Gespräch allgemein wurde, oder in leere Gesellschaftsneuigkeiten, die oft zum Nachtheile der Abwesenden ausfielen, überschweifte. Aber sobald seine Stunde schlug, ließ er sich durch nichts mehr aufhalten und entfernte sich zu seinem regelmäßigen Spaziergange.

Allmählig hatte er die Theilnahme der Leute für sich gewonnen und man beschloß ihn zu den Vergnügungen zu ziehen. Zuerst wurde er eingeladen, an einer Landpartie Theil zu nehmen. Höflich lehnte er die Einladung ab, gab aber keinen entschuldigenden Grund an. Nun rückte man auf jegliche Weise auf ihn ein; anfangs lächelte er verneinend; dann hörte er zerstreut zu und dankte mit einer stummen Verbeugung; endlich ward es ihm sichtbar lästig und er gab eine rauhe, mürrische Antwort. Am andern Tage blieb sein Gedecke unbenützt, — er kam nicht mehr zum Mittagstische. —

Nun entstand eine erklärte Feindschaft gegen den Misantropen. Auf alle mögliche Weise suchte man ihn zu verspotten und gab ihm allerlei höchst kränkende Namen. Er aber schien es nicht zu beachten, obwohl er es deutlich hörte und ließ sich dadurch in seinen täglichen Gängen nicht stören, — nur sah er noch unfreundlicher, als zuvor aus. Mehrere Tage hintereinander bildete er den Gegenstand des Gespräches, dann aber kamen neue Menschen und er wurde vergessen. —

II.

In einem engen Zimmer des bereits bezeichneten Hauses stand ein Bett und darin lag ein Jüngling. Er mochte etwa achtzehn Lebensjahre zählen; aber die Krankheit hatte des Todes Vorarbeit gethan und mit ihrer scharfen Sense die frühen Blüthen abgemäht; Stunde für Stunde, Tag für Tag, fiel eine neue und nun begann auch bereits die innere Blüthe der Hoffnung und der Zuversicht zu welken, welche in den Jugendtagen so fest gewurzelt im Herzen stehen. Der Jüngling sah mißmuthig aus und legte das in Fieberhitze brennende Haupt von einer Seite zur andern. Dann horchte er auf das Picken der Uhr und obgleich sie regelmäßig ging, schien ihm die Zeit zu schleichen. Zunächst seinem Lager saß eine Frau — des Kranken Mutter — denn nur ein Mutterauge hat solche Blicke der Liebe und Sorge, wie sie auf den Jüngling fielen,

und nur ein Mutterauge besitzt den wunderbaren Uebergang von tiefster Bekümmerniß zur tröstenden Zuversicht, wenn des Kranken forschender Blick nach demselben schaut. Der Kummer und die vielen Nachtwachen hatten deren Wangen farblos gemacht und die unzähligen heimlichen Thränen Furchen darin gebahnt. Seit mehrern Wochen bewohnten die Beiden dieses entfernte und einsam liegende Haus, weil die größte Stille und Ruhe dem Kranken nöthig war. Sie hofften in diesem Badeorte ein Bethseda zu finden; aber von Tag zu Tag ging es dem Jünglinge übler. Anfangs konnte er noch auf den Arm der Mutter gestützt in das Kurhaus wandeln; dann beschränkten sich die Gänge in das Hausgärtchen; endlich war der kleine Zimmerraum selbst zu weit für die Kräfte des Kranken und das Bett hielt ihn gefesselt. —

Wie schon erwähnt, horchte der Jüngling ungeduldig auf das Picken der Uhr und hatte die Mutter bereits dreimal nach einander um die Zeit gefragt; er schien Jemanden sehnsüchtig zu erwarten. Nun legte er das Haupt in die Kissen, als wolle er weder mit Auge noch Ohr den schleichenden Minuten folgen. — Jetzt drehte sich leise, fast unhörbar die Thürschnalle und herein schlich unser Bekannter vom Kurhause. Der Kranke hatte jedoch den Eintretenden sogleich gehört; er richtete das müde Haupt in die Höhe, streckte die abgemagerte Hand aus und lächelte vorwurfsvoll: „so spät!“

Keiner der Badegäste hätte in diesem Augenblicke

in dem Eintretenden den verhöhnten „Misantropen“ erkannt. Das ganze Gesicht, der ganze Mensch schien umgewandelt, wie eine Herbstwiese, wenn die Sonne darauf lächelt, — wie die gelben Blätter des Baumes, wenn sie darin spielt, — wie der schäumende Bach, wenn er in ihrem Lichte farbenreich glänzt. Ueberall in der Natur ist es die Sonne, welche diese verschönernde Macht übt; im Menschenherzen aber ist es die Liebe, welche dieselben Wunder der Schönheit vollbringt. — Auch unser Misantrop war auf diese Weise schön geworden; denn sonnige Nächstenliebe hatte sich auf seine Augen und auf seinen Mund gelagert, als er sich dem Krankenbette näherte und die einsame Mutter begrüßte.

Jetzt rückte er einen Stuhl zu dem Kranken und erzählte vom schönen Sommertage, vom goldnen Sonnenscheine, vom blauen Himmel mit den Silberwölkchen, von den tanzenden Mücklein, von dem kühlen Lüftchen und von allen Herrlichkeiten der Natur, bis der Kranke sich darnach sehnte. Aber diese Sehnsucht war doch weit besser, als die Abgestumpftheit, welche ihn oft niederbeugte; sie war gleichsam ein Pulsschlag des Lebens. Da neigte sich des Mannes Haupt zum Jünglinge und er sprach:

„Wir wollen das Fenster öffnen, Alfred; wir wollen das Sopha dahin rücken und Sie darauf betten; die Luft wird Ihnen gewiß Stärkung bringen. Sie haben von dort aus einen freien Blick auf die Berge,

auf den blauen Himmel und auf die grünen, freundlichen Wiesen.“ —

Alfreds Gesicht leuchtete freudig, während die Vorbereitungen getroffen wurden. Jetzt hüllte der Mann den kranken Jüngling in die schützenden Decken und trug ihn, als ob dieser ein kleines Kind wäre, auf das sorglich bereitete Lager. Als der Jüngling so selig die milde Luft einathmete und die Landschaft erblickte, klärten sich auch die beiden Gesichter seiner Wärter immer mehr auf, denn seine Freude war ihre Freude. —

„Erzählen Sie mir von den Bergen. Ich freute mich so sehr, nach dem steten Anblick der großen Flächen und sandigen Gegenden meines nördlichen Vaterlands, endlich die Berge zu sehen und einen zu besteigen; doch das muß ich mir wohl auf's nächste Jahr versparen!“ — sagte Alfred seufzend. Dann fuhr er fort: „Aber das muß sehr beschwerlich und auch höchst gefährlich sein! Sie kommen mir so steil vor, daß ich nicht begreife, wie man hier den Fuß ansetzen kann.“ —

Sein Freund entgegnete ihm lächelnd: „Hier trügt auch oftmals der Schein, lieber Alfred. Manche Berge heben sich vor dem Blicke im frischen Grün der Tannen und Lärchen sanft empor. Man traut ihrem Aeußern und steigt hinan ohne Furcht und Führer. Plötzlich gähnt eine tiefe, finstre Schlucht vor den Augen; ein weit aufgesperrter Abgrund droht uns zu verschlingen; ein unvorsichtiger Tritt, ein unbewachter Blick — und man stürzt in die schwarze Tiefe und ist verloren. —

Dort hingegen scheint ein Fels schroff in die Höhe zu ragen; sein Aeußeres ist unscheinbar und kalt; die Natur hat ihn vernachläßigt, als sie Gräser und Blumen spendete. Kein schlängelnder Fußpfad ladet zu den verborgenen Geheimnissen seinern innern Welt. Und doch ist diese voll der heimlichsten, trautesten Plätze, voll grüner, üppiger Hochmatten mit stillem Frieden, voll heilender, duftiger Kräuter, voll Quellen und lachendem Sonnenscheine." —

Der Mann schwieg und schaute, wie in Gedanken verloren, vor sich hin. Dachte er vielleicht, wie vielfach die Menschen diesen Bergen gleichen? die Einen täuschend durch ihr freundliches Aussehen; die Andern abstoßend durch ihr kaltes Aeußere? Dachte er vielleicht auch an die eigne Verhöhnung, die er erduldet hatte? — Der Kranke dachte nichts dieser Art; ihm war der Mann nie düster, nie schroff, nie kalt und häßlich erschienen. Er sah auf dessen freundliches Gesicht, das von Liebe glänzte; er horchte auf seine Rede, die von Güte zeugte; in Beiden fand er Trost und Erquickung bei mancher Leidensstunde. Des Mannes Unterhaltung ersetzte ihm gleichsam die eigene fehlende Kraft. Dessen lebhafte Schilderungen der reizenden Gegend zauberten dem Kranken all die herrlichen Bilder vor und seine Fantasie malte dann die Konturen farbenreich aus. Wie ein Blinder auf solche Schilderungen lauscht und damit seine innere Welt bereichert, horchte der Jüngling auf seinen ältern Freund und dieser wurde

nie müde, ihm zu erzählen. Er verstand es auch gar so gut, denn er hatte in frühern Jahren Alles selber und zwar nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit der Seele betrachtet. Es duftete in seiner Schilderung von Alpenblumen und Kräutern; man fühlte die kühle Luft über die heiße Stirne fächeln; man hörte die Wasserfälle rauschen und die versteckten Quellen plätschern; man sah die Sonne am blauen Himmel glänzen und sah die ernsten, dunklen Schatten am Bergeshange. Alles war voll Leben und Alles redete die Sprache der Natur, welche den Schöpfer preist und das Herz mächtig emporzieht zu diesem guten Vater. So wurden des Mannes Schilderungen zu einer Krankenpredigt und des Jünglings Gemüth übergab sich vertrauungsvoll dem, der selbst die Natur mit Vatergüte pflegt, und als ihn eines Tages der würdige Ortsgeistliche besuchte, hatte der fremde Mann bereits die Vorarbeit gethan.

Auf diese oben beschriebene Weise erheiterte sich unzählige Male des Jünglings Sinn und richtete sich auf bei den freundlichen Worten des Mannes. Dieser aber fand darin Ersatz für alle Opfer, die er brachte, denn er entsagte seinetwillen allen Genüssen der Natur, welche für ihn so hohen Reiz besaßen; er widmete ihm, außer der eignen Kurzeit, jede Stunde; er wußte, wie sehnsüchtig ein leidendes Menschenkind auf sein Kommen harrte und wie er der armen Mutter zum Troste ward.

Der warme Sonnenschein hatte dem Kranken so wohl gethan, daß ein leises Roth seine bleichen Wangen färbte. In dem Auge der Mutter glänzte ein Hoffnungsschimmer, denn wer liebt, hofft eben so rasch, wie er fürchtet. Das Fenster wurde geschlossen, der Kranke auf sein Lager zurückgetragen und bald darauf fiel er in einen tiefen Schlummer. Der Mann ging nun leise aus dem Zimmer in sein eigenes, das sich auch im Hause befand und die Frau folgte ihm, vielleicht um einige Trostesworte zu hören. Aber der Mann hatte keinen andern Trost, als die Worte: „Gottes Wille ist immer von Allem, was geschehen kann, das Beßte." Da fiel eine heiße Thräne aus dem Mutterauge zur Erde, indem die Trauernde sprach:

„Ja, Seine Barmherzigkeit ist groß, selbst im höchsten Unglücke; sie hat sich reichlich an uns gezeigt, indem Er Sie zu uns schickte, der uns beisteht, wie ein Verwandter, ja, wie ein leiblicher Bruder, und wir sind Ihnen doch nichts als fremde Leute!"

Da zuckte es um des Mannes Lippe, wie tiefe Wehmuth und er sprach:

„Fremde Leute! — Ist ein Mensch auf der Welt dem Andern ein Fremder, wenn das Unglück ihm zur Seite steht, dieser Bote unsers Vaters im Himmel? — Sind wir nicht Alle Seine Kinder, erkoren zu derselben Bestimmung? Und doch „fremde Leute?" Sind wir nicht Alle Glieder einer großen Kette, die vom Himmel bis zur Erde reicht, den ganzen Erdkreis

umschlingt und deren Ende Gott selber in seiner Hand hält? — Ein Glied wirkt unbewußt auf das Andere; die Worte und Thaten des Einen kreisen gleich dem Blutstropfen des Leibes durch die Generationen in wunderbarer Wechselwirkung, und das sollen sich „fremde Leute" sein? Gottes ewige Liebe schuf die Millionen. Von Seiner Liebe strömt das Bedürfniß der Liebe durch die Menschen. So ist es ursprünglich. — Wissen die Kinder etwas von „fremden Leuten?" Tragen sie nicht Jedem ein vertrauendes, warmes Herz entgegen, bis der kalte Hauch der Welt es berührt und diese ursprüngliche Liebe einschränkt? Aber die Religion kennt sie und tauft sie mit dem Namen „Nächstenliebe." Für sie gibt es keine fremden Leute; für sie gibt es nur Brüder und Schwestern; für sie ist Lieblosigkeit — Unnatur." —

Der Mann hielt eine Weile inne, dann fuhr er fort:

„Freilich, der Wassertropfen rinnt mit tausend andern, die ihm völlig gleich sind, in's Meer und kümmert sich nichts um dieselben; — die Blume steht neben ihrem Abbilde und weint nicht, wenn ein rauher Wind dasselbe knickt; — der Fels regt sich nicht im Mitgefühle, wenn ein Stück sich ablöst und in die Tiefe stürzt: — aber Tropfe, Blume, Stein — sie haben kein Herz und keine Seele, wie das Menschenkind; nur die Herzen und Seelen leiden und freuen sich miteinander."

Der edle Mann schwieg; aber er drückte der trauernden Mutter warm die Hand, ging in sein Zimmer, um zu ruhen und in der Nacht saß er wachend vor des Jünglings Lager, an dem er mit der Mutter abwechselte, belauschte jeden Athemzug des Kranken, bettete seine Kissen, hob ihn von einer Seite zur andern, gab ihm die Arznei und sprach ihm Trost und Muth zu, wenn beide schwinden wollten.

III.

Vier Wochen, — die Zeit der Badekur für den Einzelnen, — waren verstrichen. Sechs Wochen — die Zeit der Nachkur, wo man Ausflüge in die reizende Umgegend unternimmt, — gleichfalls. Immer noch ging der einsame Mann Tag für Tag in dem Molkengange und kein noch so reizender Punkt in der Gebirgsnatur schien ihn zu verlocken.

Da läutete es eines Tages in der Friedhofskirche. Ein offenes Grab zeigte den schwarzen Grund; dann kam der Geistliche mit der Todtenbahre; dann ganz einsam der fremde Mann und ihm folgte keine Seele. Der darinnen lag, war aber der Jüngling jenes stillen, abgelegenen Hauses, — war Alfred. Als man ihn einsenkte und die Schollen auf den Sarg fielen, schlich sich eine große Thräne aus des Mannes Auge und mischte sich mit dem Weihwasser in die schwarze Erdendecke. Dann ging er wieder gesenkten Hauptes von dannen und Tags darauf wandelte er wie gewöhnlich,

ohne Zeichen innerer Bewegung und Menschenliebe, in dem Molkengange sechsmal auf und nieder.

Am andern Tage waren in der Kirche viele Lichter angezündet; es läutete wieder ernst und dumpf, als hätte das harte Erz der Glocken ein menschliches Mitgefühl. Ein Wagen fuhr daher; der stille Mann stieg zuerst aus und hob eine in tiefe Trauer gehüllte Dame herab. Sanft, wie man ein schwaches Kind leitet, führte er sie an der Hand und als sie im Mutterschmerze wankte und stöhnte, stützte er sie mit dem Arme und brachte sie in die Kirche. Als Alles vorüber war, geschah dasselbe und dann rollte der Wagen mit den Beiden zu dem bekannten Hause; des andern Tages führte er die einsame Mutter allein fort in die ferne Heimat. Wieder ging der fremde Mann auf dem bewußten Wege, aber zum letzten Male; in der Nacht fuhr er unbeachtet ab, wie er gekommen.

Als der Mann vom Badeorte fort war, sprach man wieder von ihm, und das erloschene Interesse erwachte von Neuem, freilich kund gethan mit dem alten Worte: „der Misantrop.“ —

Nun aber erzählte der Arzt von jener Mutter mit dem sterbenden Sohne, von deren gänzlicher Verlassenheit, trotz all ihrer Reichthümer, und wie der landfremde Mann Tage und Nächte dem Jünglinge geopfert und ihn gepflegt habe; wie er nie von den Beiden gewichen sei, als um die eigne Kur zu gebrauchen; wie sanft und freundlich er mit dem Kranken gesprochen, ihn ermun-

tert und ermuthigt habe; wie seine glänzenden Schilderungen der Gegend des Jünglings Freude gewesen sei, daß er Alles selbst zu schauen meinte und endlich, wie er der Mutter verzagendes Gemüth zu Gott empor gerichtet habe und gleich einem Bruder ihr beigestanden sei, und doch war er nicht einmal ein Verwandter oder Bekannter, — er hatte sie zum ersten Male hier im Orte gesehen, angezogen durch ihr Unglück und ihre Verlassenheit, — mit Einem Worte: er war ihnen ein fremder Mann. —

So erzählte der Arzt von dem verhöhnten und verlachten Sonderling, dem Misantropen, wie man ihn genannt hatte. Nun schwiegen die Spötter freilich, aber zu spät, nachdem des Mannes edles Herz vielfach durch Verkennung und Hohn gelitten hatte.

O, die Menschenliebe glüht oft verborgen im Herzen, wo man sie am wenigsten ahnt; wenn aber ein Unglückssturm in die Glut bläst, dann lodert sie auf in hellen Flammen und schlägt empor mit goldnem Lichte zum Himmel! —

VI.

Wie man am Besten durch die Welt kommt.

I.

„Das merke dir noch zum Schlusse, mein Sohn. Willst du gut durch die Welt kommen, so übe vor allen Dingen Redlichkeit und befleiße dich der brüderlichen Tugend des Umgangs, als da sind: Beistand, Leutseligkeit, Milde, Schonung und Verträglichkeit. Jetzt reise mit Gott, mein lieber Albert.“

So sprach der alte Tischler Erhard zu seinem Sohne und schob diesen gleichsam vom Vaterherzen weg; der Abschied wollte ihm gar zu weh thun. Nun bezeichnete er ihn noch mit dem Kreuze, indem er die zitternden Finger in den Weihbrunn tauchte und die Mutter fügte die Abschiedsthränen der Liebe hinzu — auch ein geheiligtes Wasser, das am reinsten in der Mutterseele quillt. Jetzt aber drängte der Vater zum Abschiede, indem er den eigenen Schmerz niederdrückte und munter sprach:

„Was da! wer wird so traurig werden! Frisch auf die Wanderschaft! Es gibt ja gar nichts schöneres als das Reisen; davon zehrt man später in seiner Werkstätte und kann auch ein Wort mitreden, wenn Andere groß sprechen mit ihren Erlebnissen! Also fort, Junge! Gott sei dein Geleitsmann und auf Wiedersehen!“

Der alte Erhard ließ seinem Sohne gar nicht Zeit von Einem zum Andern zu gehen, sondern beendete rasch den Abschied. Albert blickte noch oft zurück, denn er bemerkte hinter einem Fenster die Mutter, welche ihm nachschaute und mit der Schürze sich die Augen wischte. Da und dort flogen ihm noch Grüße und Abschiedsworte zu; er schämte sich seiner Weichherzigkeit und fürchtete den Spott seiner Kameraden. Also schritt er munter fürbaß und hatte bald das Ende des heimatlichen Dorfes erreicht, die Höhe erstiegen und war beim Wegweiser angelangt. Dort blieb er noch eine kleine Weile stehen. Es regte sich ganz wehmüthig in seinem Herzen: „Werde ich sie wohl Alle miteinander wieder im Leben sehen? Der Vater ist schon alt, und die Mutter ist auch bei Jahren. Werden sie meine Rückkehr erleben? Aber geschieht's, — nun, dann soll's ihnen gut gehen und der Vater mag dann ausruhen im Sorgenstuhle und sich auf dem Hausbänkchen sonnen! Geld werde ich schon auch mitbringen, daran soll's nicht fehlen, denn ich will sparen und fleißig sein, und Alles soll ihnen dann zu gut kommen!" So tröstete sich der wackere Junge, zog sein Hütlein vom lockigen Haar, schwenkte es zum Abschiede noch einmal gegen die Heimat, athmete tief auf, und schritt dann rüstig weiter.

Wie es in einem jungen Herzen zugeht, das weiß Jeder, der entweder selbst noch jung ist, oder es doch wenigstens einst war. So ein junges Herz ist wohl bisweilen recht betrübt; aber die Gedanken gleichen den

rasch dahin ziehenden Wolken — gleich lacht wieder der blaue Himmel und die heitere Stimmung durch dieselben. Bei einem raschen Schritte wechselt die Umgebung schnell, allerlei neue Gegenstände treten vor's Auge; wer aber könnte jung und dafür unempfänglich sein?

So ging es unserm Albert, der von unschuldiger Jugendlust und von frischem Lebensmuthe bewegt war. Bald schaute er nicht mehr rückwärts; alle seine Gedanken und Blicke galten der Ferne. Nicht Leichtsinn, nur ein leichter Sinn, diese herrliche Naturgabe, wogte in ihm. Die ganze Schöpfung ist ja gleichsam damit ausgestattet: der Regentropfen, welcher nach dem Unwetter im Sonnenscheine lächelt; die Aehre und der Grashalm, die sich wieder aufrichten, sobald der Sturm ausgetobt hat; die rieselnde Fluth des Bächleins und die tanzenden Wellen, welche ihre Heimat heiter verlassen; — Alles, Alles ist von leichtem Sinne belebt; denn die ganze Natur kennt den milden Herrn, der Alles zum Beßten lenkt und mit seinem Füllhorn stets neue Freude über die Welt ausschüttet.

Albert schritt also munter fürbaß. Alles, was er sah, erregte sein Interesse, wie es auf einer ersten Reise immer zu gehen pflegt. Es war ihm, als gehöre er nun der ganzen, weiten Welt, und hinwieder auch sie ihm an. Jeder Fremde schien ihm ein Genosse zu sein, und nicht leicht schritt er an einem vorüber ohne heitern Gruß oder freundliches Wort. Sah er einen Wanderer in kurzer Entfernung dahinziehen, dann suchte

er ihn rasch einzuholen, zog Belehrung über die Gegend ein, oder sang mit jungen Gesellen manch Reiseliedchen. Dann pflückte er sich wohl auch einen Strauß für sein Hütlein und schwenkte es lustig.

Im grünen Walde war's ihm erst recht wohl; da sog er den harzigen Duft mit voller Brust ein, legte sich hie und da in's schwellende Moos und sang mit den Vögeln in die Wette. Kein Berg war ihm zu hoch; lustig ging's hinauf, sich den Umkreis zu beschauen und wenn der Wind in seine Haare blies und an seine Brust schlug, war ihm absonderlich wohl.

So ging's viele Tage weiter und dazu war seine Reise vom schönsten Sonnenschein begleitet. Langte er Abends in einem Wirthshause zur Nachtherberge an, dann war's nicht anders, als zöge er einen Empfehlungsbrief heraus. Der stand aber auf seinem guten Gesichte geschrieben und war überall vollgiltig. Die Wirthin lächelte dem frohen Burschen entgegen und die Gäste hatten ihre Freude an demselben, hießen ihn mittrinken und lachten über die unversiegbare Quelle der Heiterkeit, welche aus jedem Worte hervorsprudelte. Seit zehn Tagen war Albert auf der Wanderschaft. Sein Weg führte ihn den Bergen entgegen; dahin hatte ihn der Vater gewiesen, weil er bei den unverdorbenen Gebirgsbewohnern auch weniger für Alberts Sitten-Reinheit befürchtete, als in den volkreichen Städten. Erst später, wenn sich seine Grundsätze mehr gefestigt haben würden, sollte er die großen Städte auf-

suchen, um sich vollends in seinem Tischlerhandwerke auszubilden. Bei seiner Reiseart war es unserm Wanderburschen bisher ganz wohl ergangen. Er hatte sich noch nicht unter die Gesellen der Zunftherberge gemischt, und sein Geldvorrath ließ ihn hoffen, so lange auszureichen, bis er einen Platz erhielte, den er sich durch Fleiß und gutes Betragen schon sichern wollte. Bisher war ihm noch kein Abenteuer begegnet und obgleich er eben nicht darnach suchte, wäre es ihm auch nicht zuwider gewesen, etwas Besonderes zu erleben, um es nach Hause schreiben zu können, wobei er sich das Erstaunen seiner Kameraden bereits ausmalte und sich wichtig bedünkte.

Bald jedoch lernte er seinen thörichten Wunsch bereuen und erkennen, daß nichts über die Gleichförmigkeit des Lebens gehe.

Albert war etwa noch zwei Meilen von dem Städtchen R. entfernt, als es bereits zu dämmern begann. Doch der Mond schien voll und lieblich; die Sterne blinkten am wolkenlosen Himmel; die Luft wehte mild und erfrischend und der nächste Tag versprach wieder heiß zu werden. Da zog er vor, die kleine Strecke noch frischen Schrittes zu marschiren, statt in dem letzten Wirthshause zu übernachten. Er hatte noch nicht viel von der Welt gesehen und es gefiel ihm deßhalb Alles doppelt. Wenn er aber auch die halbe Erdkugel bereist hätte, so wäre doch diese Gegend im Stande gewesen, ihn zu entzücken. Da erheben sich mächtige, zum Him-

mel anstrebende Berge; einer steht dicht am andern, einer überragt den andern; bei jeder Wegbiegung scheint er ein neuer zu sein und doch ist es nur die Mannigfaltigkeit der Gestaltung, mahnend an große edle Menschen, deren Tugenden immer wieder neue, erhabene Charakterseiten aufweisen. Die Berge bilden hier einen Engpaß; sie gönnen dem Wanderer nur eine enge Strasse und oft ist dieselbe sogar in den Felsen hinein gehauen. Grüne Tannen ziehen sich an den Wänden hinauf; die heitere, mannigfaltige Bergflora spielt mit ihren Tausenden von Kindern zwischen Gras, Gesträuch, Moos und Steinblöcken; die veilchengleiche Cyklame haucht würzigen Duft aus und manches liebliche Alpenröslein lächelt von der Höhe hernieder, damit der Wanderer hinaufsteige, es für seinen Hut zu pflücken. Zur linken Seite tost es geheimnißvoll; zwischen der Fahrstrasse und dem Gebirge klafft hier ein schauervoller Abgrund, durch welchen bergab das Wasser stellenweise rauscht und schäumend im Mondglanze wie flüßiges Silber leuchtet. Hoch von der Bergeshöhe blickt oft ein Häuschen gleich einem Adlerhorste und staunend bewundert man den Menschengeist, der all die Maschinen erfand, um die im Bergschachte ruhende Soole meilenweit zu leiten. Oft gewahrt man wenige Schritte vor sich gar keinen Ausgang, denn die Bergmassen drängen sich vor und scheinen den Weg zu verschließen.

Je tiefer unser Albert in diese Bergwelt hineinkam, je dunkler es wurde, desto feierlicher ward ihm zu

Muthe. Es war ihm nicht anders, als stehe er inmitten einer Zauberwelt. Alle Märchen und Geschichten seiner Kindheit, die ihm die Ahne erzählt hatte, fielen ihm wieder ein. Tausende von Johanniswürmchen flogen von Strauch zu Strauch; Berg und Abgrund leuchteten wie im Zauberschmucke; die Sterne senkten ihr zitterndes Licht herab und der Mond übergoß Alles mit magischer Beleuchtung, so daß plötzlich seltsame Gestalten aufzutauchen schienen.

Da wurde es unserm jungen Wanderer doch ganz wunderlich zu Muthe und er bereute es fast, nicht früher Nachtherberge genommen zu haben. Plötzlich blieb er stehen. — Hatte er nicht einen schwachen Hilferuf gehört? — Er lauschte; — da tönten Stimmen durch die tiefe Einsamkeit. — Nun überlegte er ängstlich, was zu thun sei. Ferne bleiben? sich im Dickicht verbergen? — Wieder hörte er deutlich den Hilferuf; — es kam ihm wie eine jugendliche Stimme, gleich der seinen, vor. Noch zauderte er, denn sein Herz klopfte furchtsam. Könnten es nicht Zwei gegen Einen sein? — starke Männer gegen einen im Kampfe ungeübten Burschen? — „Wenn ich mich einmische“ — flüsterte die Vorsicht, — „ist es dann nicht möglich, daß ich das Loos des Besiegten theile?“ — Da vernahm er im Geiste des Vaters Ermahnungen zum brüderlichen Beistande. „Gehört nicht die Hilfe in Noth und Gefahr dazu? — Wäre es recht, feige zu zögern, wenn es gilt, Hilfe zu leisten? Wünsche ich, daß ein Anderer zögerte, wenn ich

in Gefahr wäre?" Wieder erscholl in diesem Augenblicke der flehende Hilferuf. — Ohne sich länger zu besinnen, schwang Albert seinen Stock kampflustig durch die Luft, sprang, so schnell er konnte bergab und hörte immer deutlicher, obwohl er nun nicht mehr horchte, drei verschiedene Stimmen, wovon die eine offenbar einem jungen Menschen angehörte. Bald sah er auch zwei Männer stehen und eben beugte sich einer davon zu Boden, wo ein dritter lag, über dessen weggeschleuderten Stock Albert trat. Dieser war ein muthiger Junge, wenn sein Blut nur erst wallte und das wallte jetzt heftig und empört genug. Augenblicklich stand er bei dem Besiegten, fuhr mit seinem Knittelstocke zwischen die Beiden und schrie so laut er konnte:

„Holla, Bursche! was geht hier vor? — Kamerad, da bin ich!"

Das war so plötzlich, so unerwartet für die Beiden gekommen, daß sie unwillkührlich ein paar Schritte zurücktraten, während dessen der Niedergeworfene seinen Vortheil benützte, aufsprang, mit einem raschen, sichern Griff seinen Stock erfaßte und sich dem unbekannten Helfer kampfbereit zur Seite stellte.

Jetzt erst übersah Albert, mit wem er es denn eigentlich aufgenommen, und daß es keine Räuber, sondern gleichfalls Wanderbursche seien. Doch die Rohheit und ein vagabundirendes Leben hatten ihnen den häßlichen Stempel aufgedrückt. Die Gemeinheit mit Habsucht und Bosheit verschwistert, lauerte in den bleichen,

bärtigen Gesichtern. Ihre Kleidung zeugte nicht allein von Armuth, sondern vielmehr von Unordentlichkeit. Der Besiegte hingegen war ein junger, frischer, wohlgekleideter Bursche, welcher nichts weniger als rauflustig aussah, sondern offenbar von den Erstern angegriffen worden war.

Aber auch die feindliche Parthei hatte inzwischen den neuen Gegner gemustert. Die gemachte Entdeckung stimmte sie zum Aerger und flammte die rohe Begierde von Neuem an. Mit drohender Geberde traten sie herzu, indem der Eine rief:

„Und was geht es dich an? was unterstehst du dich, dazwischen zu fahren? Nun ist's an dir, die Zeche zu bezahlen!"

Mit diesen Worten war alsobald der Angriff verbunden; aber Albert besaß Behändigkeit genug, demselben zu entgehen und schwang den Stock so kräftig gegen dessen Hand, daß diese sich senkte und der Mann aus Schmerz einen lauten Fluch ausstieß. Auch Alberts Genosse war nicht säumig in tapferer Abwehr gewesen und die Felsen widerhallten von Geschrei. Der Mond, dieser sanfte, friedliche Hüter der Nacht, verhüllte bei diesem Streite sein Angesicht mit einer Wolke, denn er wollte solch' böse That nicht beleuchten.

Schon schwankte der Kampf und es war augenscheinlich, daß die beiden jungen Bursche unterliegen müßten, als in der Ferne Schritte erschallten. Da riß der Mond seinen Schleier hurtig entzwei und beleuchtete

die Scene. Ein Gendarm eilte herzu, streckte mit einem donnernden Rufe seine Waffe zwischen die Streitenden und eine plötzliche Stille trat ein. Derselbe sprach nun: „Was soll die Rauferei mitten auf der friedlichen Landstrasse?“

Der Angegriffene in seinem Unschuldsgefühle sicher, war der Erste, welcher bescheiden antwortete:

„Ich ging mit diesen Beiden vom letzten Wirthshause daher. Unterwegs verlangten sie von mir, ich solle meine Baarschaft mit ihnen theilen, und als ich mich weigerte, griffen sie mich an, warfen mich zu Boden und wollten mich ausrauben, als der Andere dort herbeieilte. Nun fingen sie von Neuem an; da tratet ihr herzu; — Gott sei's gedankt!“

Widersprechend fielen ihm die Beiden in's Wort. Doch der Augenschein sprach zu deutlich und der Gendarm mochte auch mit seinem Urtheile im Klaren sein, that jedoch, was in solchen Fällen seine Pflicht war; er arretirte die ganze Gesellschaft und sprach:

„Das Gericht mag hier entscheiden; jetzt folgt ihr mir Alle dahin.“

Albert wollte sich rechtfertigen, daß er sich ja nur zum Beistande eingemischt habe und ganz unschuldig sei; allein der Gendarm schnitt ihm die Rede ab und sagte: „Vorwärts, Junge; mitgefangen, mitgehangen! Wenn du unschuldig bist, wird sich's zeigen; das geht mich nichts an.“

Was war da zu thun? Man mußte sich, wohl

oder übel, in die Sache fügen und so schritt der Zug dem Städtchen zu. Wie ganz anders dünkte unserm Albert nunmehr die Wanderschaft. Immer noch war die Gegend gleich wunderbar großartig; allein seine Seele hatte sich in Wolken der Traurigkeit gehüllt, und nur mit froher, ungetrübter Seele vermag der Mensch die Natur zu bewundern; darum hört man von dem Einen oder Andern so grundverschiedene Urtheile über die nämliche Gegend; sie ist für Jeden dieselbe; aber die Seele webt dem Einen lauter Schatten, während sie den Andern mit lichtvoller Anschauung entzückt.

Endlich erweiterte sich die Gegend. Zur linken Seite spiegelte sich des Mondes Silberlicht in einem düstern, bergumgränzten See; zur andern erhob sich auf einem niedern Berg ein freundliches Kirchlein und vor ihnen lag die Stadt am rauschenden Fluße. Sie zogen über die Brücke; kein einziges Licht glänzte aus den dunklen Fenstern, denn es ging bereits gegen Mitternacht. Aber ihnen winkte auch keine gastliche Herberge. Sie wurden Alle miteinander in ein gewölbartiges Gemach geführt, in welchem sich bereits zwei Arrestanten befanden. Hier sollten sie dem richterlichen Ausspruche entgegenharren. — Albert fühlte sich namenlos unglücklich in dieser für ihn so neuen und fremden Lage. Traurig setzte er sich auf eine Bank, schnallte sein Ränzchen ab und stützte den Arm darauf, während die Thränen gewaltsam aus seinen jungen Augen brachen. Zum ersten Male seit seiner Wanderschaft über-

fiel ihn das quälendste Heimweh. Wie ein kleines Kind sehnte er sich nach Vater und Mutter und die trauten Kameraden. Die Einsamkeit und Verlassenheit seiner Lage weckte allerlei Gedanken: „Das also habe ich davon," sprach er zu sich selbst, „daß ich mich von meiner dummen Gutmüthigkeit zum unberufenen Beistande verleiten ließ!" — Er wollte eben recht ärgerlich über sich selbst werden, als er seine Hand erfaßt fühlte und einen warmen Druck verspürte. Er erhob sein Haupt und sah im schwachen Mondlichte nun seinen Leidens-Gefährten, der flüsternd mit traurigem Tone sprach:

„Sei mir nicht böse, Kamerad, daß du um meinetwillen da sitzest. Gott vergelt dir's tausendmal, was du an mir gethan hast. Zähl' aber auch auf mich! mein Lebtag werd' ich dir's nicht vergessen."

Die Beiden rückten nun näher zusammen und ließen die Hände verschlungen ruhen. Leise flüsterten sie miteinander, sagten sich ihre Namen, ihren Heimat-Ort, ihr Gewerbe, und während manches im Traum ausgestossene Fluchwort der rohen Gesellen durch das Gewölbe klang, schloßen die beiden unschuldigen Jünglinge einen Freundschaftsbund auf Leben und Tod.

Der Morgen brach allmählig an, und da erst sahen die neuen Freunde klar und deutlich ihre beiden Gesichter und Jeder schien offenbar befriedigt zu seyn, denn Einer lächelte dem Andern traulich entgegen. Die herzlichste Liebe war dießmal vor dem Sehen entstanden, und wo die Seele hiezu den Ausschlag gibt, ist ein

guter Grund gelegt. Der Morgen brachte ihnen aber auch Befreiung. Des Gendarms Bericht, sowie der Augenschein der Personen und Wanderbücher, hatte den Beamten bald von der Schuld und Unschuld der Einen wie Andern überzeugt und während die rohen Gesellen in Verwahrsam gebracht wurden, zogen die neuen Freunde nach reichlich genossenem Frühstücke aus dem Städtchen die östliche Strasse, welche zu einer größern Stadt führte, getrost und munter dahin.

II.

„So hat mir das gestrige Abenteuer doch etwas eingetragen, — einen Kameraden, — nein, einen Freund! wie ich mir ihn schon lange wünschte."

Albert langte bei diesen Worten nach der Hand seines Freundes und sah demselben treuherzig in die Augen. Es war ein schöner Bursche, blondhaarig und blauäugig, jugendroth und fast mädchenhaft im sanften Ausdrucke, wogegen Albert das Bild eines lebensmuthigen, energischen Jünglings darstellte. Beide fanden sichtbares Wohlgefallen aneinander, denn es fügt sich meist am besten, wenn bei guter Grundlage die Temperamente etwas verschieden sind. Das Mangelnde im Menschen wird dann durch den Freund ergänzt und während die Weichheit sich kräftigt, bricht sich hingegen manche rauhe Kante in dem kräftigern Genossen ab.

Lange gingen sie, Hand in Hand auf der Landstrasse dahin und festigten ihre junge Freundschaft durch

vertrauliche Mittheilungen aus der Heimat. Wie viel gab es da zu erzählen! Jeder wollte den Andern ganz und gar heimisch machen bei den Seinen; sie konnten nicht fertig werden, und die Zeit verschwand ihnen im Fluge. Inzwischen schauten sie wohl auch rechts und links in der wunderbar schönen Gebirgsgegend und jubelten hell auf, wenn der Glanz der Sonne die Berge vergoldete. Alles bedünkte sie heute noch schöner als je zuvor; wenn es in einem Kirchlein läutete, zogen sie die Hüte ab und hatten ganz fromme Gedanken und Empfindungen.

So waren sie viele Stunden lang dahin gewandert und befanden sich nicht mehr ferne von der österreichischen Grenze und ihrem heutigen Ziele, der Stadt S. — Da athmete Albert tief auf, so, daß es fast einem Seufzer glich und sprach:

„Daß Alles gar so bald ein Ende haben muß! Es ist doch ein rechtes Elend in dieser Welt! Kaum haben wir uns gefunden — so geht's schon wieder auseinander. Du bleibst dort in der Stadt und ich muß wahrscheinlich schon am andern Morgen wieder weiter wandern."

Da leuchtete es plötzlich in Ludwigs Augen — so hieß der junge Geselle — und rasch entgegnete er: „Wie wär's, wenn du suchtest dort Arbeit zu bekommen? — Weißt du was? Mein Vetter, der Uhrmacher, ist in der ganzen Stadt bekannt und geachtet. Dem erzähle ich, wie du mir beigestanden, ja, daß du eigent-

lich mein Lebensretter bist. Er muß dir durch seine Empfehlung einen Platz verschaffen! Juhe! das wird dann ein Feiertagsleben werden, wie man sich's nicht besser denken kann!"

Alberts Gesicht widerstrahlte von diesem Plane und augenblicklich tauchte die sicherste Hoffnung auf; bald stand der so rasch entworfene Plan in voller Verwirklichung vor ihnen. Sie sahen sich schon Arm in Arm auf den Bergen herumwandern und betrachteten die Gegend mit ganz andern Blicken. Nach einer Stunde näherten sie sich der Stadt, und als sie vor ihnen lag, brachen sie in einen lauten Jubel aus. Es war aber auch ein malerischer Anblick; im Hintergrund ein majestätischer Berg; wie an ihn gelehnt lag die Stadt mit ihren vielen Thürmen und Kuppeln an beiden Seiten des Stromes. Ringsum erhoben sich bewaldete Hügel, von denen Landhäuser oder Kirchen herabschauten; auf dem höchsten Hügel aber thronte eine alte Festung und schien das ganze Thal zu beherrschen. Der Vordergrund glich einem Garten voll Wiesen und Bäumen und Alles war wundervoll von der Sonne beschienen, während wieder dunkle Schatten sich dahin zogen.

Lange standen die beiden Jünglinge in diesen Anblick versunken und konnten sich davon gar nicht trennen. Dennoch schlug auch ihnen die Trennungsstunde. Sie verabredeten nun, mit dem Glockenschlage 6 Uhr sich auf der Brücke einzufinden und Jeder hoffte bis dahin gute Botschaft bringen zu können. So schieden sie, Lud-

wig ging zu seinem Vetter dem Uhrmacher; Albert begab sich sogleich in die Herberge, um zu erforschen, ob keine Stelle für ihn offen sei.

Das Glück lächelte wirklich unserm Albert, als wolle es ihn für seine brüderliche, menschenfreundliche That belohnen und für den ausgestandenen Schrecken schadlos halten. Er erfuhr, daß eben bei dem geschicktesten Meister ein Platz frei sei. Sogleich machte er sich auf den Weg, ging aber zuvor noch in eine offen stehende Kirche, denn er hielt kindlich an dem frommen Glauben, daß aller Segen von Gott komme und er die Wege der Menschen leite.

Mit seiner eigenthümlichen Freundlichkeit trat er beim Meister ein, trug bescheiden sein Anliegen vor und wieder wirkte der Empfehlungsbrief, den seine wackere Seele ihm in's Gesicht und in's ganze Wesen geschrieben hatte. Der Meister, ein bereits bejahrter Mann, aber mit frischem, äußerst gutmüthigem Aussehen, lächelte ihn an und sprach: „Nun ja, es sei; ich will die Probe mit dir machen, Junge, und zwar auf dein gutes Gesicht hin. Morgen früh kannst du mit Sack und Pack bei mir einziehen; jetzt aber komm mit mir in die Stube, damit ich den neuen Gesellen auch der Meisterin und meiner Lisbeth zeige.“

Etwas schüchtern folgte Albert dem Meister und strich sich die Haare aus der Stirne, wie er bei jeder kleinen Verlegenheit stets zu thun pflegte. Sie traten in eine große Wohnstube voll alterthümlicher Kästen.

In einem hochlehnigen Armstuhle saß eine ältliche Frau, welche eben Brod zur Abendsuppe in eine große Schüßel schnitt, dieselbe aber gleich auf die Seite stellte, die Hände an der Schürze abwischte, obwohl sie natürlich ganz rein waren, doch die alte Gewohnheit mußte stets gelten, und sie dann bei den Worten des Meisters dem Jünglinge mit einem „Willkommen!" darreichte.

„Wo ist denn die Lisbeth?" frug der Alte. Die Mutter schaute sich nach ihr um; Albert erhob den Blick und gewahrte hinter der Glasthüre, welche in die andere Stube führte, ein frischrothes, lächelndes Mädchen-Antlitz, das sich aber gleich wieder hinter dem Vorhange verbarg.

„Nun, morgen kommst, Junge, dann kannst du gleich gute Brüderschaft mit den Gesellen machen. Sei mir gegen den Obergesellen aber höflich, wie sich's gehört; das ist ein rechter Mann, und was der sagt, ist gerade so viel, als hätt' ich's gesagt; merk dir's!"

Albert trat mit dem glücklichsten Gefühle von der Welt aus dem Hause. Nun eilte er, so schnell er vermochte, zu seinem Stelldichein, denn die Zeit war bereits vorgerückt. Auf der Brücke blieb er stehen und schaute in der prächtigen Landschaft umher. Es kam ihm wie ein Gebet in die Seele und obwohl er seine Lippen zu keinem Vaterunser regte, flammte doch ein heißes Dank- und Freudengebet zum blauen Abendhimmel empor.

Als vom hohen Dome feierlich und langsam die sechste Stunde erklang, stand Albert bereits auf dem

Platze und auch Ludwig ließ nicht auf sich warten, denn die erste Freundschaft ist wie ein Maientag, wo die Blättlein es so eilig haben, um zum Frühlingsleben noch rechtzeitig hervorzubrechen. Die gute Nachricht stimmte die Beiden freudig. Albert mußte gleich zum Vetter gehen, dieser fand großes Wohlgefallen an dem Lebensretter seines Verwandten und lud ihn freundlich ein, sich's heimisch bei ihm werden zu lassen.

Nun begann das Werktags- und Berufsleben der beiden Gesellen. Da ergab sich für Albert vollauf Gelegenheit, des Vaters Ermahnungen über den brüderlichen Umgang zu beherzigen. Es waren viele Gesellen und Lehrjungen in der Werkstätte. Jeder hatte einen andern Charakter, ein anderes Wesen, andere Gewohnheiten und die stießen oft hart gegen einander, wie Eisschollen aus verschiedenen Richtungen des Stromes getrieben. Der Eine hatte eine rauhe, barsche Art; der Andere war empfindlich; dieser sagte offen seine Meinung; jener belauerte oder verdrehte jedes Wort; wieder Einer neckte und spöttelte gerne oder war zanksüchtig; bei Allen war Gut und Bös vermischt. Die älteren Gesellen wollten die Jüngern hofmeistern und die jüngern stemmten sich trotzig dagegen. Aber auch mit dem Obergesellen, dem der etwas altmodische und arbeitsmüde Meister die Leitung des ganzen Geschäftes übergeben hatte, war oftmals schwer auszukommen. Es ging ihm mancherlei durch den Kopf, er hatte viel zu ordnen und zu tadeln, und da war es kein Wunder, daß er seinen

Verdruß nicht nur am Stück Holze, sondern auch an demjenigen ausließ, der ihm eben in die Quere kam. Es schaarten sich unter den Gesellen stets Parteien zusammen, und wer sich neutral hielt, kam gerade am übelsten weg, der galt da und dort als Duckmäuser und Spion. Bald verschworen sie sich gegen den Obergesellen, bald verabredete man, dem Meister einen Schabernack zu spielen, und dann gab es Verdruß in Hülle und Fülle, der Unschuldige mußte mit dem Schuldigen büßen.

Unser friedliebender, heiterer Albert wurde oft recht traurig bei diesen Zwistigkeiten und war nur bestrebt, auszusöhnen. Man rühmt im Leben die Menschenkenntniß als Hilfsmittel zu einem friedlichen Verkehr; aber das gute Menschenherz trägt in sich einen edlen Instinkt, der nicht erworben, nur bewahrt werden kann durch Wohlwollen. Mit seinen feinen Fühlfäden empfindet man, was den Einen verletzt und dem Andern wohlthut. Mit dieser köstlichen Naturgabe kam der unerfahrne Jüngling mit Allen zurecht, und Jeder vertraute und liebte ihn, trotzdem er auf keiner Parteiseite stand.

Wie glückbringend war es aber für Albert, daß er sich stets zu seinem Freunde flüchten konnte, und daß durch die sechs mühsamen Arbeitstage die trauten Sonntagsfreuden lächelten. Er war im Hause daselbst wohlgelitten und meinte oft, daheim bei Vater und Mutter zu sein. In den schönen Sommertagen durchstreiften sie gemeinschaftlich die schöne Gegend und immer traten

aus der majestätischen Bergwelt neue Schönheiten und Wunder hervor. Jedesmal kehrte Albert mit reicher Beute von seltenen Alpenblumen, mit zackigem Gestein und prächtigen Käfern nach Hause zurück. Den allerschönsten Strauß stellte er aber vor das Muttergottesbild in der Nische des Hausgangs, wo am Sonntage ein Lämpchen brannte. Kindlich verehrte er die heilige Jungfrau; er stellte sich und die Seinen in weiter Ferne in ihren Schutz. Das machte ihm sein Herz gar so wohlgemuth und leicht. Als der Herbst herankam, schnitzte er auch ein nettes Geländer mit allerlei Zierrath vor die Nische. Das gefiel dem frommen Meister sehr wohl und auch die Meisterin und Lisbeth hielten dessentwegen den jungen Gesellen besser in Ehren, als seine Kameraden, die nur an Spiel und Tanz Vergnügen fanden.

Albert hatte immer das Verlangen gehabt, ein recht tüchtiger Meister zu werden, und dasselbe Streben erfüllte auch seinen Freund. Beide benützten die günstige Gelegenheit und besuchten die Sonntagsschule für Gewerbsleute, die in der Stadt errichtet war. Albert aber verlegte sich besonders auf's Zeichnen, wofür er ein gutes Talent besaß. So saßen die beiden Freunde stundenlang beisammen in nützlicher Beschäftigung, statt die Sonntagsnachmittage zu vergeuden. Ludwig vertiefte sich in allerlei Berechnungen und Albert entwarf immer schönere Zeichnungen, daß schon manches Heft ausgefüllt da lag. Besonders enthielt seine Zeichnungsmappe den Entwurf zu einem Altare mit Säulen und herrlichem

Schnitzwerk; zu Chorstühlen, Geländern, prächtig gewundenen Füßen zum Taufbecken und zu Leuchtern. — Alle diese schönen Entwürfe hielt er jedoch so geheim, daß außer seinem Freunde keiner ahnte, welch' ein strebsamer Eifer in dem schlichten Kameraden waltete.

III.

Seit einiger Zeit war am Obergesellen eine große Zerstreutheit, ja, Nachläßigkeit zu bemerken. Er vergaß oftmals, Etwas rechtzeitig anzuordnen, war saumselig in den Entwürfen, und schob Alles, wie man zu sagen pflegt, auf die lange Bank. Einige Male blieb er über den Sonntag und Montag aus, und der „blaue Montag" begann in Meister Hammerles Werkstätte nun auch an die Reihe zu kommen. Das ärgerte denselben gar sehr; aber was wollte er machen, da sogar der Obergeselle das schlechte Beispiel gab. Er tadelte und ermahnte denselben wohl auf seine milde Weise, aber es half nichts.

Da fügte es sich, daß eine große, wichtige Bestellung für die Ausstattung einer neuen Kirche gemacht und die Zeit bestimmt wurde, wenn der Plan für sämmtliche Gegenstände vorgelegt werden sollte. Dies war nun des Obergesellen Aufgabe.

Die anberaumte Zeit kam und verstrich, eine neue Frist wurde gewährt, und wieder waren die Pläne nicht fertig. Da runzelte Meister Hammerle zum ersten Male finster die Stirne in bitterer Verlegenheit. Die Besteller

wurden des Wartens müde, — noch acht Tage versprach man zuzusehen, und wenn dann nicht Alles fix und fertig daliege, müsse man sich an einen pünktlicheren Meister wenden.

Der anberaumte Sonntag kam und mit ihm der Pfarrer. Der Obergeselle stand eben vor seinem Pulte im Wohnzimmer, als Letzterer mit dem Meister eintrat. Da überflog glühende Röthe dessen Antlitz, die Pläne waren erst zur Hälfte fertig, und nicht einmal diese rein gezeichnet. Er wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen, und zögerte an seinem Pulte, als Albert mit seiner Mappe eben in die Stube trat, um den Schlüssel der Werkstätte wie gewöhnlich vor dem Ausgehen an den Nagel zu hängen. In diesem Augenblicke rief ihm Lisbeth; es waren einige Stifte an dem schönen Schnitzwerk beim lieben Muttergottesbilde losgeworden. Albert legte eilig seine Mappe auf den Tisch und ging hinaus.

Der Pfarrer und der Meister hatten sich in ein Gespräch vertieft, und nun trat ersterer zum Tische, wo die Mappe lag. — In der Meinung, daß sie die Pläne enthalte, schlug er sie begierig auf; ein lautes Wohlgefallen begrüßte das erste Blatt. — Die beiden Männer beugten sich darüber, betrachteten es bis in's Einzelnste, immer zufriedener strahlte das Auge, und bei jedem neuen Blatte steigerte sich das Lob. Altar, Kanzel, Chor, Betstühle — Alles wies eine so vollkommene Uebereinstimmung, daß man den Plänen ein ernstes und frommes Studium ansah.

In diesem Augenblicke traten Albert und Lisbeth unter die Thüre. Er sah die Mappe, seine Mappe mit seinen Zeichnungen in des Pfarrers Händen; — ein glühendes Roth der Freude und des männlichen Ehrgeizes überstrahlte sein schönes Gesicht, und sein Herz wogte in seligem Jubel.

Jetzt näherte sich der Pfarrer dem Obergesellen, welcher in maßloser Verwirrung daneben stand, reichte ihm die Hand, drückte sie und sprach: „Ja, ja, gut Ding will Weil' haben. Ihr seid ein ganzer Meister, das sag ich Euch, und das ist Euer Meisterstück. Euer Name soll im Stiftungsbuch der Kirche eingetragen werden, und wenn ich zum ersten Mal an diesem herrlichen Altare stehe, dann sollt Ihr nicht vergessen sein! Und nun gleich frisch an die Ausführung."

Auch der alte Meister trat nun zum Obergesellen und seine Stimme zitterte in Rührung, als er ihm die Hand bot und sagte: „Und ich hab' Dir so oft in meinem Innern Unrecht gethan, Dich der Trägheit und Saumseligkeit beschuldigt. Verzeih' mir's! ich will's gut machen."

Der Obergeselle senkte das Auge bei diesen Lobsprüchen; ein Zittern durchzog seine Hand, und es war ihm, als brenne sie bei der Berührung. Er sprach keine Silbe. Als er aber den Blick erhob, traf sein Auge auf Albert, der in höchster Spannung die Scene überschaute, einen Fuß vorgesetzt hielt und den Arm unwillkührlich ausstreckte. Doch des Obergesellen Auge senkte sich in stummer und so ängstlicher Bitte in das

Seine, daß Albert plötzlich den Arm sinken ließ, den Fuß zurückzog, sich gebeugten Hauptes gegen die Thüre wandte und die Stube verließ.

Albert ging leisen Trittes und langsam von dannen — diesesmal auf einem weiten Umwege zu seinem Freunde. Er war heute in des Freundes Nähe schweigend, denn es herrschte ein reges Durcheinander in seinem Innern; Ehrgeiz, Freude, Stolz und Entrüstung kämpften darin und er wollte weder von dem Einen noch von dem Andern etwas laut werden lassen. Er sah seine Zeichnungen, die sich zur Wirklichkeit vor seiner Seele gestalteten — und dies weckte männlichen Stolz in ihm, daß sein Auge leuchtete. Dazwischen sah er Hermann, den Obergesellen, stehen, sah, wie der Pfarrer und Meister die Hände dankend in die Seinen legten, hörte ihre lobenden Worte — und es schwoll seine Brust hoch in Zorn; aber nun flehten Hermann's Augen um Schonung; Albert gedachte des Vaters Wort beim Abschiede, und die Wogen senkten sich; seine Seele ward ruhig wie der stille See.

Bald wurde in der Werkstätte zur Ausführung geschritten. Hermann vertheilte die Arbeiten, und die schwierigsten mit reichem Schnitzwerke fielen stets in Alberts Hände. Es herrschte ein reges Leben in der Werkstätte; Jeder arbeitete mit Lust, ja, mit Ehrgeiz, wie eine große Aufgabe meist die Kräfte vereint und zur Thätigkeit anspornt. Rasch ging das Werk von Statten; wie eine Maschine griff Alles in einander; es war, als

ob jeder sich freue, daran Theil zu haben, als ob ein Künstlergeist in die einfachen Handwerker gefahren sei. Sie gehorchten jedem Winke des Obergesellen; er war in ihrer Achtung gestiegen, sie waren förmlich stolz auf ihn.

Zwischen Albert und Hermann wurde nicht ein Wort der Verständigung gewechselt, und da klopfte es oft von Neuem im verletzten Rechtlichkeitsgefühle in Alberts Brust und hie und da, wenn Hermann so unbefangen die Lobsprüche des Meisters und der Besuchenden hinnahm — kochte in der Jünglingsseele bitterer Groll. Dann aber kam die Erinnerung an des Vaters Ermahnungen und sein braves Herz fühlte sich glücklich, einen Sieg über sich selbst erkämpft zu haben.

Das Werk war vollendet, herrlich aufgerichtet standen Altar, Kanzel, Chor und Betstühle. Da zog der Meister mit Hermann und den Gesellen und Lehrjungen zur Kirche. Es war ein feierlicher Augenblick, als die Orgel in ihren vollen Tönen rauschte, als ihr letzter Ton verklang und in den weiten Hallen allmählig dahin starb — als der Priester sich von dem Betschemel erhob und nun zum Meister trat, ihm zur Anerkennung die Hand reichte. Ein Halbkreis hatte sich gebildet, dessen Mittelpunkt Meister Hammerle und sein Obergeselle war. Nun trat der Meister mit Letzteren vor und sprach:

„Nicht ich verdiene den Dank; der da hat Alles so schön und einheitlich geschaffen, sein Name werde eingetragen als Meister des Werks.“

Lautlose Stille herrschte im geheiligten Raume. Eine Pause legte sich zwischen diese Worte, bis endlich Hermann das Haupt erhob, und mit glücklichem Ausdrucke zu Allen gewendet, entgegnete:

„Meister und Kameraden und Ihr, hochwürdiger Herr, hört mich! — Ich muß Euch etwas offenbaren, was bis jetzt ein tiefes Geheimniß war. Schaut einmal her. Wessen Name ist da zu unterst in der Ecke des Altarstockes eingeschnitten? Ist es Meister Hammerle's Name? — nein! Ist es der meine? — abermals nein! Lest selbst; da steht's deutlich: Albert Erhart, und dort an der Kanzel steht er auch; und da am Chorstuhle wieder; und gewiß und wahrhaftig der Name gehört hin, denn Albert hat den Plan gemacht und Albert hat die schwierigsten Stücke ausgeführt." Hermann schwieg und eine Bewegung des Erstaunens zog durch die kleine Versammlung, während Albert in tiefster, beglückendster Verwirrung und Ueberraschung dastand.

Hermann fuhr aber fort: „Dennoch, Kameraden, bin ich ein Meister und Bräutigam obendrein, und Alle seid ihr eingeladen zur fröhlichen Hochzeit, und Ihr, Meister, müßt Euch um einen andern Obergesellen umschauen; ich denke die Wahl soll nicht sonderlich schwer sein. Seht, Freunde, damals, als ich den Plan fertigen sollte, machte ich heimlich mein Meisterstück für die Heimat und die Braut war daselbst auch bereits gefunden. So blieb der Plan immer liegen, und als der hochwürdige Herr kam, hätte für mich die Stunde der größten

Beschämung geschlagen, was mir damals gerade sehr hinderlich gewesen wäre, wenn nicht Albert mit seiner Zeichnungsmappe und noch mehr mit seinem großmüthigen, bescheidenen Schweigen mich gerettet hätte. Nun sei Dir öffentlich Dank gesagt, prächtiger Bursche! Jetzt wißt Ihr Alles, Meister und Kameraden, Ihr wißt aber auch, was das für Einer ist, dieser Albert Erhart."

Daß Albert an Hermann's Stelle trat, daß alle Gesellen sich darüber freuten und ihm gerne gehorchten, daß sein Freund Ludwig über diese Ehre jubelte, und daß auch die alten Eltern davon hörten, — das Alles ist so selbstverständlich, daß wir es gar nicht ausführlich zu erzählen brauchen.

Aber noch ein wichtigeres Ereigniß trat in der Folge ein. Meister Hammerle gewann seinen neuen Obergesellen von Monat zu Monat lieber. Hatte er bereits schon seine Geschicklichkeit und seinen Biedersinn kennen gelernt, so erprobte er nunmehr auch alle andern Eigenschaften seines wackern Charakters. Albert hatte nun genug Gelegenheit, sich immer mehr auszubilden; sein Eifer für den guten Meister, der die Geschäfte vertrauungsvoll in seine Hände legte, ersetzte bald die mangelnde Erfahrung. Dabei zeigte er sich gegen die Mitarbeiter bescheiden, fröhlich und ermunterte sie durch den eigenen rastlosen Fleiß. Es herrschte in der Werkstätte ein heiterer Arbeitssinn und Albert war bald der allgemeine Liebling. Doch nicht allein in der Werkstätte war er's, sondern auch in der großen, altmodischen Familienstube. Man

betrachtete ihn daselbst als Sohn, — und als zwei Jahre verstrichen waren, wurde er auch wirklich der Sohn des Hauses. Meister Hammerle war alt und hatte das Verlangen, das große Geschäft in rüstigere Hände zu legen und von all' den durchlebten Mühsalen auszuruhen. Obgleich Albert vermögenslos war, legte statt des Geldes der reiche Meister Alberts Tugenden in die Wagschale, und sie hatten ein volles Gewicht. Er übergab ihm sein ganzes Geschäft und die tugendsame Lisbeth wurde seine Braut. Albert hatte sich die Meisterschaft errungen und stand mit Lisbeth am nämlichen Altare, dessen Zeichnung er entworfen hatte. Ludwig stand ihr als Brautführer zur Seite und der alte Vater Simon, welcher mit seinem Weibe zu dieser wichtigen Feierlichkeit gekommen war, fühlte sich nicht wenig stolz auf seinen Sohn; das Mütterlein aber sah vor lauter Weinen — es waren aber pure Freudenthränen — fast gar nichts von all' der Pracht und Herrlichkeit ringsum. Nach der Trauung, daheim im neuen Eigenthume, sagte der Vater zum Sohne:

„Hab ich nicht Recht gehabt, Albert? So haben die Tugenden des brüderlichen Umgangs: Beistand, Leutseligkeit, Schonung und Verträglichkeit Dich doch am beßten durch die Welt geführt."

Das ist die Geschichte von dem Wanderburschen, der nun seit mehreren Jahren bereits ein Meister geworden und dessen Lebensfrühling nun abgeblüht ist, während des Lebens Mittag über seinem Haupte glüht und oft in Sorge brennt.

Aber auch jetzt noch übt er die brüderlichen Tugenden des Umgangs gewissenhaft, und sie haben ihm unzählige Freunde erworben. Für Jeden, weß' Standes, weß' Alters und Geschlechts er auch sei — sind sie ein Wegweiser, welcher nicht nur den richtigen Pfad durch's Erdenleben, sondern auch den Weg zum Himmel andeutet, wo wir alle Geschwister sind, die der allgemeine Vater so gerne in Eintracht und Liebe vereinigt sieht.

VII.

Eine kleine Auswanderungs-Geschichte.

Als ich unlängst zur Herbstzeit eine Reise auf der Eisenbahn unternahm, gewahrte ich fast auf jeder Station dieselbe Scene: Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, denen abschiednehmend die halbe Einwohnerschaft des Ortes folgte. Greise boten ihnen zitternd die Hand; alte Mütterlein schluchzten; Grüße erklangen aus jedem Munde; dann machte der brausende Dampf diesen Scenen ein rasches Ende; die Wagen sausten dahin; so lange als möglich blickten die Zurückgebliebenen nach, Tücher wehten aus den Wagenfenstern und als Alles vorüber war, ging eine merkwürdige Veränderung in den Abreisenden vor. Mit der Vergangenheit

war abgeschlossen und die Zukunft glänzte in zuversichtlicher Hoffnung in allen Blicken. „Amerika!“ — war das Losungswort, das herüber und hinüber klang und es wurde rasche Brüderschaft unter den Auswanderern geschlossen. Wie golden die Zukunft vor Jedem lag und wie die meist armseligen Gewänder mit all den glücklichen Erwartungen, die Einer dem Andern mittheilte, im Contraste standen!

Es wurde mir dabei recht traurig um's Herz. Ich sah im Geiste die Zukunft sich so ganz anders enthüllen, ich sah diese glänzenden Hoffnungen gleich einem schwachen Rohre geknickt; ich sah diese zuversichtlichen Blicke trüber und trüber werden und endlich in Kummer und Täuschung erlöschen. Da fiel mir eine kleine Auswanderungs-Geschichte ein; sie ist freilich ganz anderer Art und gleicht eher einem Märchen, als einer wirklichen Begebenheit; dennoch ist sie wahr. Diese Geschichte will ich nun meinen lieben Lesern erzählen.

Es ist Sommer und die Menschen, welche weder an Geld noch an Zeit Mangel haben, machen eine Reise und zwar am liebsten in's Gebirge. Es wimmelt in dem kleinen Reichenhall von vornehmen Gästen aus allen Gegenden, besonders aus dem berglosen, sandigen Norden des lieben, deutschen Vaterlandes.

Drüben in Salzburg ist es auch nicht anders. Ein buntes Gemisch von Fremden wogt durch die schmalen Gassen oder über die Brücke, wo die reizende Landschaft

sich dem Auge erschließt. Aber ich will heute nicht von Menschen erzählen, sondern vom Gelde und die zwei Helden meiner Geschichte sind ein österreichischer Sechser und ein Thalerschein.

Der österreicher Sechser war noch ein gar schmucker Junge und trug seine Jahreszahl, so wie das Wappen seines Herrn auf dem glänzenden Röcklein. Es war eigentlich ein flinker Laufbursche, der alle möglichen Einkäufe besorgte, Leckerbissen bestellte, hie und da freundlich den Armen zu Dienste stand und dann wieder in der Gesellschaft lustiger Spieler sich befand, wo er sich rasch von Einem zum Andern drehte. Ueberall war er wohlgelitten, obwohl ihn das Schicksal nur zu einem niedern Diener gemacht hatte; wohin er auch kam, fand er freundliche Aufnahme. So hatte er sich bereits seit einem Jahre und darüber in Salzburg herumgetrieben, und Bekanntschaft geschlossen mit Vornehm und Gering.

Da traf es sich einmal, just in dem Sommer von welchem ich sprach, daß er eine Nacht über in der Geldlade eines Kaufmanns logirte. Tags zuvor waren von Reichenhall viele Gäste herüber gekommen und besahen sich die Festung, die Gassen und Kaufläden. Da fügte es sich, daß Einer davon in eben den Kaufladen trat, wo der Sechser Quartier genommen hatte. Er öffnete sein Brieftäschlein und zog einen Thalerschein heraus, um den gemachten Einkauf zù bezahlen. Auf diese Weise kam derselbe mit unserm Sechser zusammen und mußte

bei ihm und seines Gleichen bleiben, bis ihm des andern Tages ein eigenes Logis angewiesen werden sollte.

Der Thalerschein war ein beschmutzter, zerfetzter Geselle; aber er geberdete sich dennoch höchst vornehm und hochmüthig. Als ihm aber die Zeit zu lange wurde, fing er das Schwadroniren an, erzählte, wie er stets nur unter vornehmen Leuten sich bewegt habe, wie er aus fernen Landen käme und wußte viel von seiner schönen Heimat zu erzählen, wo man nach jeder Tagreise einen Fürsten zu sehen bekäme und schöne Schlösser und Paläste und wo man überhaupt viel angenehmer lebe, viel schöner spreche und sich viel besser benehme. Das Alles und noch Vieles erzählte er, verschwieg aber wohlweislich, daß er einen schlechten Leumund besitze und bereits aus Preußen und Sachsen ausgewiesen wurde.

Unser Sechser war ein jovialer Bursche, der gerne plaudern hörte und über die Maßen leichtgläubig war, und der fremde Geselle plauderte sehr gerne. Der Sechser verlangte sehnsüchtig nach den geschilderten Herrlichkeiten und konnte von der schönen Erzählung gar nicht genug hören. Seine bisherigen Lebenskreise bedünkten ihn plötzlich enge, sein Umgang gemein; er sehnte sich aus der Geldlade in die zierlich gestickten Börsen aus fernen Landen, um darin eine Reise zu machen. Die Auswanderungslust hatte ihn völlig ergriffen und er harrte sehnsüchtig auf eine gute Gelegenheit, um sein Vorhaben in's Werk zu setzen.

Diese erschien bald, ja, schon des andern Tages.

Wieder kamen fremde Gäste und als bei einem Einkaufe eine Herausbezahlung statt fand, drängte sich unser Sechser hervor, glänzte dem Kaufmann in die Augen und bot sich ihm an. Es war gelungen und er wanderte in die Geldbörse einer reich gekleideten Frau, die ihn noch am selbigen Abende über die östreichische Grenze brachte.

Es gefiel dem Sechser in seiner neuen Lage vortrefflich, wie das meist der Fall ist, denn die Neuheit besitzt ihre Reize, das weiß jedes Menschenherz am allerbeßten. Noch wehte ihn die heimatliche Luft an; noch sah er die ehrwürdigen Berge; noch klang die heimatliche Sprache da und dort, während ihm die fremden Worte gar viel Unterhaltung gewährten. Er fühlte auch seinen Werth: denn als seine Gebieterin ihren Theil an der Vergnügungspartie bezahlte, berechnete sie ihn sogar mit sieben Kreuzern, und das machte ihn nicht wenig eitel.

Nun kreis'te er in vornehmer Gesellschaft von Einem zum Andern; aber nach einiger Zeit machte er doch die Erfahrung, daß die Leute hier Orts launenhafter seien, als in seiner Heimat, wo Jeder ihn kannte und trotz seines niedern Standes ihn achtete. Die Einen zuckten die Achsel, wenn er kam; die Andern rümpften die Nase; ein Dritter wollte ihn gar nicht annehmen und nur die Eingebornen des Städtchens, die Nachbarn seiner Heimat, nickten ihm freundlich zu und hießen ihn willkommen. Doch er war nun einmal total ver-

blendet. Gerade diese seine Freunde achtete er am allerwenigsten und sehnte sich lebhaft weit, weit fort in die Hauptstadt des Landes. Da stahl er sich in die Geld-Börse eines Reichen, verbarg sich zu unterst in einem Eckchen und gelangte auf diese Weise zur Erfüllung seines Wunsches.

Es war nun für ihn ein maßloser Jubel, als er in der schönen Hauptstadt anlangte, und er einmal, als der Herr die Börse öffnete, einen flüchtigen Blick umher werfen konnte. — „Da ist die Heimat gar nichts dagegen!“ sagte er zu sich selber. „Das hat ein anderes Ansehen als die alten Berge, die nie heruntergeputzt werden!“ Der Sechser hatte wohl den herrlichen Frühlingsschmuck, mit welchem der Schöpfer sie alljährlich ziert, ganz und gar vergessen; denn das eben ist die Folge der Unzufriedenheit, daß man die Schönheit und die Vorzüge dessen, was man besitzt, völlig übersieht.

Nun litt es ihn nicht mehr in der engen Börse. Er wollte hier in Dienste treten und wieder ein Laufbursche werden, der von Einem zum Andern wandert. Es fügte sich für ihn gerade gelegen. Sein Herr bezahlte die große Rechnung im Gasthofe und der Kellner strich die Münze sorglos ein, unter der sich auch unser Sechser befand. Da ging es nun an ein lustiges Klingen im Sacke des flinken Kellners, und dem Sechser wurde es fröhlich und hoffnungsreich zu Muthe. Doch es kam anders. — Als der Kellner am andern Tage seinem Herrn Rechnung ablegen mußte und dieser den Oester-

reicher sah, machte er ein sehr ärgerliches Gesicht, drehte denselben verächtlich hin und her, warf ihn auf die Seite und sagte verweisend: „Was hast du den Oesterreicher angenommen? gib doch in Zukunft Acht, daß du dir nicht solche verpönte Gesellen anhängen lässest.“ —

Jetzt wurde unser Sechser sehr zornig. Dies war er nicht gewöhnt! dies hatte er in seiner Heimat niemals hören müssen; nun sollte er gar noch sein Vaterland schmähen hören, sein liebes Vaterland, das ihm plötzlich wieder ganz theuer wurde. Doch, was konnte er machen? Er blieb ruhig liegen und sann auf Rache, bis der Herr ihn zu sich steckte und ausging. Dem Sechser leuchtete ein Hoffnungsstrahl, als der Mann in einen Laden trat, seine Dose herauszog, sie füllen ließ und ihn auf den Ladentisch legte.

Der Gastwirth war ein angesehener Mann, welcher viele und große Einkäufe zu machen hatte; mit dem mußte man fein säuberlich verfahren. Der Ladendiener verbeugte sich also höflich und nahm den Sechser ohne Widerstreben. Dies gab Letzterm wieder neuen Muth und er rollte fröhlich unter die bereits vorhandenen Gesellen, die gegen sein glänzendes Gewand sehr armselig aussahen. Dort trieb er sich einen halben Tag herum, wobei er leider sein Röcklein etwas beschmutze.

Am andern Tage kam ein altes, halbblindes Mütterlein in den Laden, und begehrte Oel für ihre Lampe, um bei deren Schein zu spinnen. Sie legte ihr letztes Geldstück, einen Zwölfer, auf den Tisch und harrte der

Herausgabe, denn ihre Einlage betrug nur sechs Kreuzer. Da langte der Ladendiener vorsichtig den österreichischen Sechser herfür und gab ihn der Armen, welche ihn arglos einsteckte.

Unser Sechser gelangte nun in eine kleine, armselige Hütte. Armuth überall; Armuth an den Wänden, im Kasten, in der Brodtruhe, Armuth im dürftig gefüllten Strohsacke! — War dies die herrliche Hauptstadt, nach der er sich gesehnt, derentwegen er seine Heimat verlassen hatte? — Es tröstete ihn nur die Hoffnung, bald wieder diese armselige Stätte verlassen zu dürfen; denn das sah er bald, hier war für ihn kein langes Bleiben. Nun schrieen die Enkel des Weibes nach Brod. Seufzend griff sie zum Sechser und schwankte zum Bäckerladen. Als der dicke Bäcker den Oesterreicher sah, fuhr er die Arme barsch an, nannte sie sogar eine Betrügerin und sagte:

„Legt gleich noch einen Kreuzer darauf, denn ich nehme den Sechser nur im Werthe von fünf Kreuzern; oder gebt den Laib wieder her.“ Aber das Weib hatte keinen Kreuzer; sie weinte und bat; vergebens! sie mußte mit ihrem Sechser ohne Brod heimkehren. Als sie nach Hause kam und die Kinder um Brod schrieen, floß Thräne um Thräne aus ihrem Auge und benetzte den Sechser. Nun wurde es diesem recht schwer und bitter zu Muthe. Zu Hause war es ihm vergönnt gewesen, manche Thräne zu trocknen, und hier preßte er sie aus! All sein Unrecht kam ihm zu Sinne: Undank gegen die liebe Hei-

mat, Leichtsinn und Vergnügungssucht, die ihm Demüthigung auf Demüthigung zugezogen und Andere noch in seinen Kummer verwickelt hatte. Jetzt war er gar einer armen Frau zur Last geworden; wie sollte das enden? Als er sich durch Selbstvorwürfe quälte, gedachte er mit Verwünschung des Thalerscheines, seines Verführers. Doch diesem war es inzwischen noch viel schlechter ergangen. Wie schon erwähnt, war er ein Taugenichts und als sein neuer Herr seine Werthbeschaffenheit kennen lernte, suchte er ihn weiter zu transportiren. — Mühsam genug wanderte der Thalerschein von einem Ort zum andern und gelangte endlich in die nämliche Stadt, wo sich der österreicher Sechser befand. Dort hatten sich bereits mehrere seiner Kameraden eingefunden, und alsobald wurden sie vom Gerichte zur Ausweisung verurtheilt; wer ihnen aber Vorschub leistete, verfiel sogar in eine beträchtliche Geldbuße.

Unser Sechser hingegen war durch Reue bereits der Vergebung würdig geworden.

Ich hatte zur Zeit seiner unbesonnenen Auswanderung in seiner schönen Heimat Sommerfrische genossen und schwelgte eben in der Erinnerung, als ich bei der Hütte der Armen vorüber kam und den kläglichen Schrei um Brod hörte. Da lös'te ich den armen Schelm mit doppelter Münze ein. Dies verschaffte ihm wieder einige Selbstachtung und geduldig hörte er auf meine Predigt über die Texteworte: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

Da lag er in meinem Kasten eine gute Weile, als mir plötzlich einfiel, daß ich mit einem österreichischen Kloster in freundlichem Verkehre stehe. Sogleich war mein Entschluß gefaßt: ich sandte ihn mit einem Empfehlungsschreiben dahin. Dort mag er Buße thun und durch Ungemach geläutert seine Wanderschaft im Vaterlande von Neuem antreten und an einer andern Wittwe gut machen, was er an der Einen verschuldete.

Dies ist die Geschichte des österreichischen Sechsers und vielleicht auch von manchem Menschen, den die Unzufriedenheit aus der Heimat trieb. Möge es ihm am Ende nicht schlechter ergehen und er geläutert zurückkehren!

VIII.

Eine edle und stille That.

Nicht die ruhigen Straßen einer großen Hauptstadt sind die Schauplätze des Elends und der Armuth, sondern vielmehr diejenigen, wo das Menschengewühl im kleinen Betriebe sich drängt, wo die Häuser schmal und thurmartig empor ragen und der kleinste, armseligste Raum bis zum Giebel hinauf für Wohnungen benützt ist.

In solch einer Gasse und solch einem Dachstübchen

lebte seit einigen Monaten eine Frau mit ihrem sechsjährigen Söhnlein. Das ganze, große Haus war vermiethet und umfaßte beinahe die Familienzahl eines halben Dorfes sammt allen möglichen Gewerbsarten. Man hörte darin hämmern, klopfen, sägen, drehen; man hörte das Geschrei der Kinder, das ängstliche Husten der Kranken; man hörte Zank und Streit, lustige Lieder und unlustiges, rohes Gelächter. Aber Keines im ganzen Hause kümmerte sich um das Andere; es gab hier keine Nachbarschaft, nicht einmal da, wo nur eine dünne Wand die Familien schied; die wenigsten Insaßen wußten den Namen und Stand ihrer Mitbewohner, wenn es nicht ein Gewerbe war, das zu den eignen Bedürfnissen eben paßte. Nicht einmal das erste Stockwerk war der zeitweise Sammelplatz der Miethsleute, denn es war nicht von den Hauseigenthümern bewohnt, welche etwa den Miethzins einzufordern hatten; dies waren reiche Leute, die es vorzogen in einem vornehmen Stadttheile zu wohnen und das obige Geschäft einem armen Manne übertrugen, der im Hause ein Freistübchen hatte und dafür den hochklingenden Titel eines Hausmeisters führte.

Das Zimmer, oder vielmehr die Kammer, in welcher die erwähnte Frau lebte, befand sich zu oberst im Dachgiebel und war auf diese Weise von jeglicher Nachbarschaft abgelegen. Die Einrichtung zeigte unbeschreibliche Dürftigkeit. Außer einer altersschwachen Bettlade mit einem Strohsacke und dünnem, halbleerem Federpfühle, einem Einzigen Stuhle mit zerfetztem Ueberzuge, einem

Schemelchen, das dem Kinde als Stuhl diente und einem Tische hatte es keine weitern Bequemlichkeiten zu bieten. Da war weder Kasten noch Kästchen; aber es gab auch fast nichts in diesem Stübchen, was einen Verschluß gebraucht hätte. In einem kleinen Bündel befanden sich die sämmtlichen Habseligkeiten; eine halbzerbrochene Schüssel, ein Paar irdene Teller, alte Eßbestecke und ein Wasserkrug, — das war die ganze weitere häusliche Einrichtung.

Die Frau war noch nicht über die Zeit der Jugend hinausgerückt; aber obgleich ihre Züge sich fein und edel geformt zeigten, glich sie doch einer abgefallenen Blüthe. Die Wangen waren eingesunken und aschfahl; die Augen lagen tief, und ihr ehemaliges Feuer schien erloschen; der feingeschnittne Mund hatte einen scharfen Kummerzug und die ganze Gestalt glich einem vom Sturm gebrochnen, welken Zweige. Aber der Knabe neben ihr war ein völliger Gegensatz von dem Allen, obgleich auch seine Kleider die Spuren der Armuth nur zu deutlich verriethen. Er selber erschien als die Blüthe, die von der Mutter Wangen gefallen war. Seine Wangen glänzten im frischesten Jugendroth, seine dunklen Aeuglein leuchteten und der rosige Mund war eben von einem leisen Schmollen geschwellt. In diesem Augenblicke führe ich meine Leser unsichtbar in das Stübchen, über dessen Schwelle seit acht langen Monaten sonst Niemand getreten war.

„Und warum hast du mir alle meine Spielsachen genommen, Mutter?“ — sprach der Kleine schmollend: — „sogar mein Bilderbuch hast du fortgetragen, und läßt mich doch nicht hinunter auf die Gasse, um mit den Kindern zu spielen. Du aber spielst nicht mit mir und erzählst mir auch keine Geschichten, wie früher. Ich mag nicht mehr bei dir bleiben! ich will zu meinem Vater! Wo ist denn mein Vater?“ —

Bei dieser Frage zuckte die Mutter zusammen, als ob ein plötzlicher Schrecken sie getroffen hätte; ihre Wangen wurden noch bleicher; sie rang nach Athem und nach Worten; — als der Knabe jedoch seine letzte Frage wiederholte:

„Mutter, wo ist mein Vater? wo bleibt er so lange? ich will zu ihm!“ — entgegnete sie mühsam und beschwichtigend:

„Der Vater ist weit fort und du kannst nicht zu ihm. Aber er wird wiederkommen, Felix, — und dann wird Alles wieder gut sein!“

Bei diesen Worten leuchtete es in der Mutter Augen, wie ein Gebet. Sie zog das Kind zu sich und sagte schmeichelnd:

„Komm Felix, ich will dir die Buchstaben benennen, die in diesem großen Buche stehen. Das vertreibt dir die Zeit eben so gut, wie die Bilder und dann wirst du lesen lernen, was darin steht, schönere Geschichten, als ein Mensch erzählen kann, denn der liebe Heiland hat sie selbst erzählt.“ —

Felix war dazu bereit; aber nach einer Weile rieb er sich die Aeuglein und sagte: „Mutter, gib mir ein Stück Brod; ich bin gar so hungrig!“

Das war ein neuer Schmerz für die arme Frau. Ihr Knabe hungerte; er verlangte nur ein Stück Brod, aber sie konnte ihm nicht einmal dieses reichen! sie hatte keinen Bissen für den Mittag und wenn sie selber auch Alles zu tragen vermochte, den Hungerruf des Kindes konnte sie nicht hören. Plötzlich kämpfte ein schwerer Entschluß in ihrer Seele und sie murmelte: „Es muß sein! ich sah es kommen mit Angst und Grausen; aber es muß sein! Gott, auch das noch!“ —

Dann machte sie sich hastig zum Ausgehen bereit, nahm ihren Knaben an die Hand und sagte:

„Komm, Felix, komm! wir wollen nach Brod gehen.“

Felix jubelte bei diesen Worten und sprang ihr voraus die Treppe hinab, auf die Gasse, wo der Sonnenschein leuchtete und die Spatzen zwitscherten. Langsam und traurig folgte ihm die Frau; auf der Gasse blieb sie stehen. Wohin sollte sie ihre Schritte wenden? Sie wußte es nicht! Fast mechanisch schritt sie dahin, bis sie aus dem Gewühle gekommen war. Nun schien ein Entschluß in ihr aufzuleben. Sie faßte krampfhaft die Hand des Knaben und zog ihn eilig mit sich fort, immer fort, immer wieder in andere Gassen, bis sie endlich das Kirchlein erreichte, dessen Thurm mit seinem im Sonnenstrahl leuchtenden Kreuze ihr gewinkt hatte.

Es war eine kleine, alte Kirche, ein Ueberrest längst

vergangener Zeiten. Das braune Thor mit dem großen, runden Eisengriffe schob sich bei ihrem mühsamen Drucke langsam und schwerfällig zurück. Es war darin dunkel, denn die schmalen Fenster waren von der rings sich herumziehenden Emporkirche aus braunem, wurmstichigem Getäfel, fast zur Hälfte verdeckt. Keine Lichter brannten auf dem Altare; nur die rothe Lampe mit dem ewigen Lichte warf einen geheimnißvollen Schein umher. Aber gerade so ein armes Kirchlein stimmt zu der Seele des Armen; es mahnt so recht an den Heiland, der hienieden auch arm war und die Qualen des Elends versteht, und der nun doch reich und mächtig ist, wie kein König der Erde.

Das Kirchlein war menschenleer. Nur eine Einzige Beterin kniete vorn an den Stufen des Altars, als ob sie für ihr Anliegen nicht nah genug bei dem hochheiligen Tabernakel sein könnte. Die Frau wagte nicht, vorzutreten, obwohl sie sich auch nach jener Stätte sehnte. Schüchtern blieb sie am Eingange stehen um den Augenblick abzuwarten, wo die Beterin sich entfernen würde.

Während dessen muß ich aber meine Leser mit den Vorrechten einer Erzählung nicht nur in ein anderes Haus, sondern sogar einige Stunden zurück führen, um das Nachfolgende besser verständlich zu machen. —

II.

In einem der prächtigsten Paläste der Stadt wohnte eine Fürstin und diese war jung, schön, reich und edel.

Wenige Stunden, bevor die arme Frau ihre Dachkammer verlassen hatte, saß die Fürstin gedankenvoll auf den weichen Ruhepolstern und vor ihr stand ihre Dienerin. Aber ob sie auch vor den Augen der Welt nur diese untergeordnete Stelle einnahm, war sie doch viel mehr die Vertraute ihrer Gebieterin, als Manche, welche sich in Standesgleichheit deren Freundin nannten. Karolina, so hieß sie, besaß auch alle Gaben des Geistes, des Herzens und der Erziehung, die sie dazu befähigten und ihre treue Anhänglichkeit und Hingebung verfehlten nicht, dieses Vertrauen immer mehr zu festigen. In allen ihren Aeußerungen ruhig und klar, nicht unterworfen einer das Urtheil berückenden Ueberspanntheit, mochte sie jedem Fremden sogar als kalt und berechnend erscheinen; wer aber Einmal in ihre Augen schaute, wenn der Schmerz ihrer Mitmenschen gleich einem Steine in die Mitleidsfluth ihrer Seele fiel, daß sie aufwallte und in den Blicken schwamm: — der wußte, wie es mit dieser scheinbaren Kälte beschaffen war. Das kannte Niemand besser als die Fürstin und eben darum war Karolina ihre Vertraute, ja sogar oft ihre Rathgeberin.

Die Fürstin aber brauchte eine solche, denn sie hatte sich, wie wir bald sehen werden, einen Beruf höherer Art erwählt.

Karolina stand also bereits eine geraume Weile vor ihrer Gebieterin und hielt in der Hand mehrere Bittschriften, welche sie derselben vorgelesen hatte. Immer

noch herrschte Schweigen und tiefe Seelentrauer lag auf dem schönen Angesichte der Fürstin; sie kämpfte sichtbar mit Zweifeln und mit Unzufriedenheit und vermochte lange nicht sich herauszuringen. Endlich schlug sie ihr von langen Wimpern beschattetes Auge auf und sprach:

„Warum hat mir Gott nicht die Reichthümer eines Crösus verliehen oder mich selber arm gemacht! Es dünkt mich minder herb, Dürftigkeit zu tragen, als diese Bitten der Sorge und des Elends zu vernehmen, ohne helfen zu können. Bei jedem frohen Lebensgenusse sind sie mir Gifttropfen, welche ihn mir vergällen! Wenn mein Herz aufjubeln möchte, höre ich diese stummen Seufzer; wenn ich mir mit diesen Reichthümern Freude bereiten will, sehe ich vorwurfsvolle Hungergestalten. Und doch — was nützt Alles, was ich mir versage? — nie werden meine reichen Mittel hinreichen, überall, wo es nöthig ist, zu helfen. Statt dem köstlichen Genuße des Wohlthuns, ernte ich nur bange Zweifel, ob ich meinen Beruf mit der ächten Christenklugheit verwalte und nicht durch eine erwiesene Wohlthat dem weit Bedürftigern die Hilfe entziehe. O, und man preist den Reichen glücklich und beneidet ihn, aber man denkt nicht der Dornen, die seine Seele unaufhörlich ritzen, denkt nicht der Verantwortung, welche ihm Gott auferlegt!“

Karolina sah ihrer Gebieterin mit einem ihrer seelenvollen Blicke in die umdüsterten Augen, aber sie schwieg. Da stand jene hastig auf, näherte sich fast schmeichelnd derselben und sagte:

Karolina, sage mir, was denkst du? wie soll ich diesesmal wählen? Du schweigst? — Nun, so will ich dir ein Mittel sagen, das wie ein helles Licht eben durch meine Seele fuhr. Du kennst jene Frauenvereine, wo Einzelne in die Hütten der Armuth treten und mit dem scharfen Blicke der Menschenliebe den wahren Zustand ergründen. Laß uns auch in dieser Stunde solch einen Verein gründen, nur bestehend aus mir und dir. Du mußt freilich dabei das Meiste thun; meine gesellschaftliche Stellung im Leben versagt mir jene tiefere Menschenkenntniß, welche nur die Uebung unter den mannigfachen Schichten der Menschen verleiht. Jedermann kennt mich; ich würde ein Spielball der Verstellung werden, und — ich würde von meinen Wohlthaten jenen heiligen Schleier ziehen, den uns der Heiland zur Pflicht macht, wenn sie im Jenseits Geltung haben sollen. Du aber bist unbekannt; du hast die rechte Mischung von Stärke und Milde, von Klugheit und einem Vertrauen erweckenden Wesen; du wirst mir guten und treuen Bericht abstatten. Ich weiß, die Polizeibehörde hat von jedem Armen den guten und bösen Leumund und alle Verhältnisse verzeichnet; aber ach! es ist kein Studium, das aus dem innersten Haushalte schöpft. Du aber wirst nicht nur dahinein, du wirst in die Seelen schauen, denn du wirst sie dir erschließen mit dem Schlüssel der Liebe!"

Die Fürstin schwieg; aber ihr Auge glänzte von Begeisterung und in Karolinens Auge schwamm eine Thräne der Rührung und der Freude. Sie fühlte den

wahren Werth ihres Berufes, so unscheinbar er auch Manchem erscheinen mochte. — Freudig machte sie sich auf den Weg. Als sie aber die Straßen dahin zog und in die enge Seitengasse einlenkte, wohin ihre erste Sendung sie führte, überschlich sie ein banges Zagen und die große Verantwortlichkeit lastete auf ihrer Seele. Woher sollte sie die rechte Weisheit nehmen? Zögernd hielt sie inne. Da fiel ihr Blick auf ein kleines Kirchlein, das sie nie zuvor betreten hatte. Der Thurm kam ihr wie ein Fingerzeig nach Oben vor. „Ja, da ist die rechte Weisheit!" sprach sie, trat in die einsame Kirche bis hin zum Altare, kniete nieder und war bald in Gebet versunken. Sie merkte nicht, wie sich inzwischen das schwere Thor geöffnet hatte und eine arme Frau mit ihrem Knaben eingetreten waren; ihr Herz ahnte nichts von dem heißen Gebete der Armuth, das hier empor stieg und dem ihren so verwandt war.

Endlich hatte Karolina ihre Andacht beendet und wandte sich dem Ausgangsthore zu. Sie sah die bleiche Frau und sie erschrack vor diesem Ausdrucke des grenzenlosesten Kummers. War es ihr eben verrichtetes Gebet, das ihr die richtige Menschenkenntniß gab, obgleich keine Bitte aus dem Munde der Armen drang? Sie hatte augenblicklich die Ueberzeugung: hier ist noch mehr Elend, als in all diesen Bittschriften steht! — Was sollte sie thun? Die Frau regte sich nicht und trotz aller anscheinenden Armuth, verrieth deren Aeußeres so viel Bildung, daß sie es nicht wagte, unberufen sich einzu-

mischen oder ihr eine Gabe zu bieten. — Sie zögerte in deren Nähe und langte aus der Tasche einen Thaler; aber eine unerklärliche Scheu hielt sie zurück. Da that sie einen Schritt vorwärts gegen den Opferstock der Kirche, legte das Geldstück in den eisernen Einschnitt und eilte aus dem Thore.

Aber das große Geldstück war nicht in den Opferkasten gefallen; der Einschnitt schien gar nicht auf solche Münzen berechnet zu sein, sondern nur kleine Gaben zu beanspruchen. Der Thaler war mit hellem Klange auf das Steinpflaster hinabgefallen und rollte kreisend dahin, bis er sich vor den Füßen des Knaben noch einmal drehte und sich dann niederlegte. Mit helllichter Freude bückte sich das Kind darnach, hob ihn auf und rief laut, ungeachtet des geheiligten Ortes:

„Sieh Mutter, sieh! einer der Engel da Oben hat dieses große, schöne Geld herabgeworfen! Komm schnell hinaus; kaufe mir Brod, Mutter, mich hungert!“ —

Der Knabe sagte die letzten Worte mit so kläglich flehendem Tone, daß die arme Frau zitterte und bald auf den Thaler und dann auf das Kind sah. Gierig griff sie nach dem Gelde — ihr Herz jauchzte in stürmischer Erregung. Sie hatte die Vorübergehende gesehen, sie hatte mit Verzweiflung und Scham gekämpft, aber so laut auch die Mutterliebe innerlich um Hilfe schrie, ihre Lippen hatten ihr die Worte versagt, die Scham war Herr geworden. Sie hatte bemerkt, wie Jene das Geld in den Opferkasten schob und wie das Eisen, als

ob es menschliches Erbarmen fühlte, es nicht annahm, sondern ihr die Gabe vor die Füße hinrollte.

Dieses Alles zog in Einer Minute wirr durch ihre Seele; aber wieder nur Eine Minute reichte hin, um all das zu zerstören. Der Knabe hatte ihr wieder das Geldstück aus der widerstandlosen Hand genommen und hielt es mit seinen kleinen Händen fest. Bei diesem Anblicke zuckte sie zusammen; fast rauh, wie sie nie gegen ihn gewesen, entriß sie es ihm, ihr Blick drohte wild, sie zog den Knaben aus der Kirche und rief:

„Rühre das Geld nicht mehr an! es gehört nicht dir! es gehört nicht uns! deine Hände sollen rein bleiben von fremdem Gute! Komm! komm! daß wir die Frau einholen, die es in den Opferkasten legen wollte!“

Karolina ahnte von all diesem nichts. Langsam war sie dahin gegangen; aber der Leidensblick jener Frau hatte sich in ihre Seele gesenkt; sie konnte ihn nicht los werden; sie konnte den Ort nicht verlassen; eine geheime Macht hielt sie fest. Sie blieb stehen — wollte zurückkehren und blieb wieder stehen. In diesem Augenblicke sah sie die Frau und den Knaben auf sie zueilen; bei ihr angelangt, bot ihr Jene mit zitternder Hand das Geldstück dar und sagte:

„Nehmen Sie es! ich sah, wie Sie den Thaler in den Opferkasten legen wollten; aber der Spalt war zu klein und er rollte hernieder.“

Karolina war von der Hast, welche sich in Wort und Bewegung der Armen zeigte, betroffen; doch der

Anblick des Knaben, der heftig schluchzte, zog rasch ihre Aufmerksamkeit auf diesen. Sie neigte sich freundlich zu dem Kinde und sagte:

„Was fehlt dir, Kleiner und warum weinst du so bitterlich?“

Felix schlug die nassen Augen auf und schluchzte:

„Weil mich so hungert und die Mutter mir von dem Gelde nicht Brod kauft.“ —

Da legte mit einer raschen, freudigen Bewegung Karolina den Thaler in des Knaben Hand und sagte:

„So nimm du es, mein Kind, und kaufe dir Brod und Kuchen; ich schenke es dir.“ —

Aber die Mutter rief fast heftig:

„Nein, nein! lieber hungern, ja, lieber verhungern! er soll es nicht nehmen! Sie können das Geld nicht mehr verschenken; denn Sie haben es bereits verschenkt. Es gehört den Armen jener Kirche, nicht uns! Nein, er soll kein fremdes Gut berühren!“

Karolina war betroffen. Die Frau und das Kind hungerten und doch diese übertriebene Gewissenhaftigkeit! War sie vielleicht eine Irrsinnige? Ach, Karolina konnte nicht wissen, was in diesem unglücklichen Herzen vorging; erst später sollte ihr dies sonderbare Räthsel gelöst werden. — Sie nahm gedankenvoll ihre Börse heraus, zählte auf der Hand soviel kleine Münze, als der Thaler im Werth betrug, zusammen, ging rasch zur Kirche und ließ die Geldstücke nach einander in den

Opferkasten rollen. Dann kehrte sie zu den Beiden zurück und sagte lächelnd:

„Der Opferkasten hat sein Geld und nun kannst du, lieber Knabe, den Thaler mit gutem Gewissen behalten."

Da zog ein Schimmer der Freude über das Angesicht der Armen; sie athmete aus tiefster Brust und sagte: „Gott lohne es Ihnen! Gott lohne es Ihnen!" — Felix jubelte und zog die Mutter eilig fort. Karoline sah ihnen nach; plötzlich war ihr Entschluß gefaßt; in nöthiger Entfernung, um nicht bemerkt zu werden, folgte sie den Beiden, zuerst zum Bäcker, wo der Knabe eine Semmel erhielt und sie gierig zum Munde führte, dann immer weiter, bis zu dem uns bekannten Hause, bis zu der letzten Treppe unter dem Dachstübchen. Dann wendete sie sich und eilte mit beflügelten Schritten von dannen. Wer sie sah, mochte glauben, sie hätte die glücklichste Entdeckung gemacht und doch war es nur die Wohnung einer Armen!

Jetzt besorgte sie die Aufträge ihrer Gebieterin gewissenhaft und das eben Erlebte hatte ihr die rechte Weihe dazu gegeben. Sie brachte treuen Bericht in den reichen Palast; warum aber verschwieg sie so sorgfältig ihre eigne Entdeckung? —

III.

Ein neuer Morgen war angebrochen. Felix hatte seine Frühstücksemmel verzehrt, kniete auf dem Stuhle,

der vor dem Fenster stand und trommelte mit seinen Fingern an den Scheiben, da ihm alle andern Spielsachen genommen waren. Die Mutter hatte sich zum Ausgehen zurecht gerichtet und als dies Felix sah, sprang er vom Stuhle und rief:

„Ich will mit dir gehen, liebe Mutter!“ —

Diese aber entgegnete zärtlich: „Felix, ich habe Eile und du hältst mich auf mit deinen kleinen Füßen. Sei ein gutes, gehorsames Kind und thue, was ich dir sage. Da, setz dich ruhig auf den Boden, suche in dem großen Buche die Zeichen zusammen, welche ich dich gelehrt habe; steh' nicht auf, bis ich wieder komme, dann bring ich ein gutes Mittagessen mit und will dir auch zum Lohne Geschichten erzählen.“

Die Mutter hatte dieses so schmeichelnd und so heiter gesagt, daß Felix, der ein guter Knabe war, sogleich gehorchte und noch ehe die Mutter das Zimmer verlassen hatte, saß er bereits vor dem Buche und blätterte eifrig darin.

Die Frau schritt eilig zwischen der Menschenmenge dahin. Es war mit ihrem Wesen eine merkliche Veränderung vorgegangen; ein Einziger Sonnenstrahl des Glückes weckte Hoffnung und Zuversicht in ihrer Seele; sie fühlte sich nicht mehr von Gott verlassen; sie dachte an die verdorrten Zweige der Bäume und Gesträuche, welche so lange vergebens auf den Frühling harren mußten, endlich aber war er doch gekommen und als sich die ersten Triebe zeigten und das erste Blättlein sich ent-

faltete, kamen Tausende nach. War nicht das gestrige Ereigniß auch so ein frisches Blättlein am Baume ihres Lebens? wie sollten da die andern ihre Entwicklung versagen! Gottes Auge war der barmherzige Sonnenstrahl, der auf sie herabgelächelt hatte! sie hoffte auf einen neuen Frühling.

Mit dieser Zuversicht schritt sie dahin um, wie sie schon hundertmale früher gethan, in dem Commissions-Bureau nachzufragen, ob sich keine Arbeit für sie gefunden habe. Sie hatte gleich nach ihrem Einzuge in die große Stadt daselbst sich als Arbeiterin ankündigen lassen und manches Stück Geld auch später für Einrückungsgebühren verwendet. Aber so häufig sie auch Nachfrage hielt, — es war immer vergebens! — Heute lebte die feste Zuversicht in ihr, daß ihr Gang nicht vergebens sein würde. Aber es zog sie vor Allem wieder in das kleine Kirchlein, wo ihr der erste Hoffnungsstrahl aufgegangen war. O, wie vertrauend ziehen wir zu jenen heiligen Stätten, wo uns Gebetserhörung zu Theil wurde. Nicht irgend ein Bild thut Wunder; — diese stammen vielmehr aus dem eignen, glaubensvollen Herzen, dem der liebe Gott niemals Erbarmen versagt und Seine Huld zeigt sich da am meisten und reichsten, wo das meiste Vertrauen zu Ihm als echter Weihrauch empor steigt. Darum seid gepriesen, ihr lieben, heiligen Wallfahrtsorte, zu denen die Gläubigen vereint hinströmen! Warum sollte auf Euch nicht Gottes Wohlgefallen besonders ruhen? Seid mir gepriesen zu tausend-

mal ihr heiligen Orte, wo Maria, die Mutter des Herrn, kindlich verehrt wird! Warum sollte ihr Sohn nicht die Leuchte auf dem Wege der frommen Wallfahrer sein und ihre Wege mit Seiner Gebetserhörung segnen! —

Die arme Frau hatte an ihrem Vertrauensorte gebetet und eilte nun mit leichtem Schritte in das Anfragebüreau. — Es war wieder vergebens! Ein brennender Täuschungsschmerz zog durch ihr Gemüth; es blutete aus vielen Wunden; — aber das kurz zuvor verrichtete Gebet legte seinen milden Trost darauf. Viele der gelesenen Stellen aus dem einzigen Buche, das sie besaß, — das Erbtheil von ihrer Mutter — traten aus ihrem Gedächtnisse ungerufen hervor und eine davon sprach:

„Deine Gedanken sind nicht Meine Gedanken und deine Wege sind nicht Meine Wege! So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch sind Meine Gedanken über den deinen.“ —

Ja, Gott hat verschiedene Wege, um zu helfen! Warum sollte Er eben die wählen, welche wir kurzsichtige Menschen Ihm, dem Weisesten, vorzeichnen?

Die arme Frau faßte wieder Muth und schritt ihrer Wohnung zu. Als sie die letzte Treppe zum Dachstübchen hinauf ging, blieb sie erschrocken stehen, denn sie hörte aus derselben Stimmen dringen. — Doch — war es nicht das laute, fröhliche Gelächter ihres Kindes? — Ja, ja sie kannte es! Dies war der früher oft vernommene Ton, hell und rein wie das Weihnachtsglöck-

lein, das zum Christbaume ladet. Lange schon hatte sie es nicht mehr vernommen; es war verstummt unter ihrer trüben Miene. Nun aber klang es wieder, hervorgelockt von wem? — Hastig öffnete sie die Thüre, blieb aber betroffen stehen, denn der Knabe hielt mit seinem Händchen eine glänzende Trompete, führte sie an die Lippen, blies die Backen auf und ließ nun beim Anblick der Mutter so helle Töne erschallen, als ob er der leibhafte Herold des Glückes wäre. Neben ihm stand dieselbe Frauengestalt von gestern — unsere wohlbekannte Karolina, und sie schaute mit fröhlichen Blicken auf das Kind, dann auf die Mutter und ging derselben mit den Worten entgegen:

„Vergeben Sie mir, daß ich trotz Ihrer Abwesenheit hier verweilte und meine Bekanntschaft mit dem Kinde erneute. O, wir sind inzwischen schon ganz gute Freunde geworden, nicht wahr, Felix?" —

Der Knabe jubelte nun seiner Mutter entgegen und brachte ihr einen schönen, rothbackigen Apfel, indem er rief: „Da schau einmal her, Mutter, was ich hab'? Und weißt du, wer ihn mir gegeben hat?" —

Er näherte sich ihr und flüsterte geheimnißvoll: — „Die dort, mit den schwarzen Augen, und das ist Niemand anders als die gute Fee, von der du mir schon so oft erzählt hast."

Beide Frauen sahen mit innigem Wohlgefallen auf das Kind. Nun wendete sich Karolina zu der Mutter und sprach:

„Ich habe gehört, daß Sie Arbeit suchen und bin gekommen, Sie zu fragen, ob Sie mir von der mitgebrachten Wolle ein Dutzend Strümpfe stricken möchten?“

Jetzt war die Reihe an der armen Frau vor innerer Glückseligkeit zu erröthen. Ja, sie glühte im ganzen Gesichte vor Freude und doch war es nur Arbeit, welche ihr geboten wurde! Aber was ist Arbeit für den, der hungert! für den, der unter Gedanken leidet, welche gleich einer Schlange an seinem Herzen fressen! für den, der in trostloser Einsamkeit die trägen Stunden schleichen sieht! O, Arbeit ist für solch Einen mehr als Gold; sie ist Balsam, sie ist Zerstreuung, sie ist ein Glücksrad, auf dem die Zeit vorüber eilt! —

Nun wendete sich Karolina zum Gehen. Felix hielt sie jedoch am Kleide und bat:

„O bleibe noch bei uns, liebe Fee! es ist so langweilig, wenn Du fort bist.“ — Karolina machte sich sanft vom Knaben los und sagte:

„Ich muß wirklich fortgehen, kleiner Felix; aber ich werde bald wieder kommen und dir dann etwas mitbringen, wenn du inzwischen recht brav sein willst.“

Sie ging. — Mutter und Kind traten zum Fenster und sahen ihr noch lange nach; die Mutter faltete die Hände und flüsterte vor sich hin: „Ja Herr! Dir gebricht es nie an Mitteln und Wegen, wenn die Zeit der Hilfe gekommen ist! —

IV.

Während die arme Frau emsig ihrer Arbeit oblag, und dabei heiter mit dem Kinde plauderte, das unerschöpflich in wunderlichen Fragen über die gute Fee — wie er Karolina beständig nannte — war, finden wir diese zu Hause geheimnißvoll beschäftigt. Sie kramte in ihren Kästen, durchstöberte alle Schubladen, ja, sogar ihre eigene kleine Speisekammer und hielt einen gänzlichen Umsturz unter ihren Habseligkeiten. Den einen Theil legte sie sorgfältig geordnet wieder an seinen gehörigen Platz, den andern that sie in einen großen Korb. Dieser bekam alles Mögliche zu fassen: Gläser, Tassen, Töpfe, Gabeln, Messer, Löffel, Lichtstümplein, Seife (denn sie hatte, wie es in fürstlichen Palästen nicht selten vorkömmt, ihren eigenen kleinen Hausrath) und noch verschiedene Gegenstände an Wäsche und Kleidungsstücken. Zuletzt legte sie über all das sogar einige fromme Bilder unter Glas und Rahmen und als der Korb gefüllt war, hatte sie Lust ihn zu umtanzen.

Doch, es schien damit ihre Vorsorge noch nicht beendet zu sein. Sie füllte die Börse aus ihrer Sparkasse und eilte zu einem Käuflersladen, wo gleich einer alten Raritätenkammer — die verschiedensten Gegenstände ober- und untereinander lagen. Mit raschem Blicke wählte sie Einiges, bezahlte es und ertheilte einen bestimmten Auftrag.

Als Karolina Abends wie gewöhnlich vor ihrer hohen Gebieterin stand, sprach diese forschend:

„Gestehe mir, Karolina, was du seit gestern im Sinne trägst? Deine Miene kommt mir ganz geheimnißvoll vor; du lächelst vor dich hin, als ob dir etwas Freudiges begegnet sei. Willst du mir nicht Theil an deinem Glücke geben?"

Karolina war jedoch durch alle Fragen nicht zum Geständnisse zu bringen und wußte durch lauter Munterkeit denselben zu entschlüpfen. Als des andern Morgens ihre Gebieterin ausgefahren war und sie freie Zeit bis zum Mittage hatte, gab sie zweien Mägden des Hauses einen Auftrag und schlug den Weg zu dem uns bekannten Hause ein. Es war großer Jubel im Kinderherzen als sie kam und ein Bilderbuch mitbrachte. Der Mutter, deren Arbeit schon wacker vorgeschritten war, gab sie einen Geldvorschuß, weil sie mit Recht fürchtete, daß diese sich überarbeiten möchte. Dann bat sie dieselbe, in einem weit entfernten Laden, den sie genau bezeichnete, die gekaufte Leinwand zu holen, es bedürfe keiner Namensangabe, denn es sei verabredet, daß sie darum schicken werde; sie brauche sich jedoch nicht zu beeilen, denn die Zeit erlaube ihr, inzwischen bei Felix zu bleiben.

Die arme Frau machte sich sogleich auf den Weg und Karolina trat an's offene Fenster. Kaum war Erstere aus dem Gesichtskreise verschwunden, klatschte Karolina in die Hände, sei es nun vor Freude, oder um ein Zeichen auf die Straße hinab zu geben.

„Ist sie wirklich eine Fee?" dachte Felix, indem er die Aeuglein aufriß; denn es hatte sich bald darauf die Thüre geöffnet, es wurde der Korb hereingebracht, dann ein Kästlein, ein Stuhl, ein Tisch und noch allerlei Gegenstände. Die Ueberbringer entfernten sich schnell und nun ging es an ein Auskramen, wobei Felix helfen durfte, aber vor lauter Verwunderung gar nicht zurecht kam. Um so flinker war Karolina; bald erschien das Stübchen gänzlich umgewandelt und traulich gemacht, Alles stand und lag am gehörigen Platze, selbst das Kästchen war gefüllt und geordnet. Jetzt nahm Karolina ein Hämmerchen, schwang es lustig vor den Augen des Knaben, hüpfte auf einen Stuhl, schlug Nägel in die Wand und hatte eben das letzte Bild aufgehängt, als die Thüre sich öffnete und die arme Frau darunter erschien.

Aber sie trat nicht ein; wie zu einer Bildsäule verwandelt, blieb sie stehen. Ist das wirklich ihre eigene Stube? nein, es kann nicht sein! sie hat das Stockwerk verfehlt und ein anderes Zimmer betreten. Aber da steht ihr Felix und dort ihre unbekannte Wohlthäterin! Sie hält den Athem an, um den Zauber nicht zu stören. Jetzt hat Felix die Mutter erblickt; er eilt auf sie zu, er klatscht in die Hände und jubelt an ihr hinauf.

Karolina war inzwischen vom Stuhle gestiegen und sah mit ihrem dunklen Auge, in welchem helle Flämmchen der Freude leuchteten, auf die Beiden.

„Nun, hab' ich's recht gemacht?" sprach sie, um den Bann zu lösen, der die arme Frau zu fesseln schien. Diese fand kein Wort des Dankes; sie rang darnach, aber die Rührung war zu mächtig; sie ließ den Pack auf den Boden gleiten, preßte die beiden Hände zusammen, als wollte sie beten und dann brach sie in einen Strom von Thränen aus. In demselben Augenblicke war Karolina durch eine rasche Bewegung an der Thüre und hinter derselben verschwunden.

Ich überlasse es meinen Lesern, sich die Freude der armen Frau auszumalen. Jedes Menschenherz hat gewiß schon Leiden erfahren und ahnt, wie wohl es thut, Linderung und Freunde zu finden. Als Karolina am andern Tage wieder kam, ärntete sie so reichen und warmen Dank, daß im Vergleiche mit demselben, ihr die erwiesene Wohlthat sehr klein erschien und sie beschämt die Augen niederschlug. Aber das war nur Folge ihrer wahren Demuth; denn in Wirklichkeit war die Gabe um so größer, als sie nicht von Ueberfluß und Reichthum, nicht aus dem Schatze ihrer Gebieterin schöpfte, sondern sich durch eigne Entbehrung all dieses entzog.

Aber auch in geistiger Weise wurde Karolina der armen Frau eine Wohlthäterin. Obgleich unbekannt mit der Quelle, aus welcher deren Leiden geflossen waren, wußte sie Trost und Ermunterung zu spenden. Niemals drang sie mit verletzender Neugier in den geheimen Kummer, der in diesem Herzen walten mochte. Das Ver-

trauen muß, gleich der Quelle, selbst hervorbrechen, um sein Leid zu ergießen; dann aber thut es wohl und dann erheben sich daran Blüthen des Trostes.

Diese Stunde kam bald.

Felix war in die öffentliche Schule geschickt worden, nach welcher er so sehr verlangte und wo sein kindliches Gemüth im Umgange mit seinen Altersgenossen auf's Neue sich zu erfrischen begann, wie der Rosenstock, wenn er vom dumpfen Zimmer in die warme Gartenerde verpflanzt wird. Karolina kam eines Tages, während des Kindes Abwesenheit und als die Beiden sich zum Erstenmale allein sahen, erschloß sich das Herz der armen Frau. Es mochte sie freilich einen herben Kampf kosten, denn ihre bleichen Wangen überflog eine Röthe der Scham; ihre Stimme zitterte, aber als sie die Augen ihrer Wohlthäterin so milde auf sich gerichtet sah, schöpfte sie Muth zu ihrem Bekenntnisse. Sie begann:

V.

„Ich habe eine glückliche Jugend verlebt. Als einziges Kind meiner Eltern, die dem Beamtenstande angehörten, genoß ich eine sorgfältige Ausbildung. Meine Eltern liebten mich sehr und ich hörte täglich mein Lob aus ihrem Munde. Sie versagten sich hundert Dinge, nur um mir jeden Wunsch erfüllen zu können und mir eine heitere Jugend zu bereiten. Sie meinten es so gut! aber ich zog aus diesen Blüthen nur Gift, statt Honig: ich wurde eitel und bildete mir ein, es müsse

Alles nach meinem Kopfe gehen; ich lernte zwar vielerlei, nur nicht das Eine: mir irgend etwas zu versagen.

Vater und Mutter starben unerwartet schnell nach einander und es zeigte sich, daß mir fast kein Vermögen zufiel. Was sollte ich thun? Mein Brod unter fremden Menschen suchen? Das kam mir schreckbar vor; ich hatte mich nie in Andere fügen gelernt, ich schämte mich, in eine abhängige Lage zu kommen, denn ich war eitel und hochmüthig und hatte ganz verkehrte Begriffe von Ehre. Zu dieser Zeit erbot sich mir eine Gelegenheit mich zu verheirathen. Der Mann hatte zwar nur ein geringes Auskommen; aber es rettete mich doch vor einem dienstlichen Verhältnisse. An die Zukunft dachte ich nicht, und wenn es flüchtig geschah, machte ich mir Hoffnung, daß man ja im Leben vorwärts kommen werde.

Bald nach meiner Verheirathung merkte ich, wie geringes Talent ich zur echten Sparsamkeit hatte. Ich meinte wohl zu sparen, mir Vieles zu versagen, Alles wohl einzutheilen; aber ich war an so Vieles gewöhnt, von dem ich gar nicht wußte, daß man es entbehren könne. Ich kannte nicht den Werth des Kreuzers und war erstaunt, daß meine kleinen Ausgaben sich so rasch zu Gulden summirten. Wir kamen mit genauer Noth zurecht und ich fühlte mich dabei nichts weniger als glücklich in meinem Hause, denn ich brachte die nöthigen Entbehrungen nicht mit willigem, opferfähigem Herzen,

sondern zeigte meinem Manne eine verdrießliche Miene. Nur Eines söhnte mich mit meiner Lage aus: ich war eine Frau, und wußte doch mein äußeres Ansehen gerettet! — Das aber war der Grund, weßwegen ich nach Außen hin unsere Armuth zu verbergen suchte und mir einbildete, die Ehre verlange es.

Mein guter Mann konnte es nicht ertragen, mich traurig und mißvergnügt zu sehen und suchte mich auf jede Weise zufrieden zu stellen, nur damit ihn zu Hause ein freundliches Gesicht anlächelte. Er hoffte auch von Monat zu Monat auf eine Beförderung im Amte und damit auf eine verbesserte Einnahme, die seine Schulden decken würde; aber immer vergebens.

Zu jener Zeit kamen frühere Bekannte aus meiner glücklichen Jugendzeit in unsern Ort und sie befanden sich in sehr guten Verhältnissen. Das veranlaßte mehrere Einladungen und ich sagte mir vor, daß unser Standesansehen verlange, diese Einladungen zu erwiedern, daß man da und dort nicht zurückbleiben könne. Wieder war es der falsche Begriff von Ehrenhaftigkeit, welcher mich zu Ausgaben verleitete, die in Kürze unser Verderben nach sich zogen, und daß ich es kurz sage: nach einigen Monaten stacken wir so tief in Schulden, daß unsere Gläubiger drängend wurden.

Gerade damals stand für die niedern Beamten eine Gehaltaufbesserung in Aussicht und Jeder sollte auf einmal eine gewisse Summe erhalten. Mit dieser Voraussicht und in der augenblicklichen Drangsal geschah,

was nun der Jammer meines ganzen Lebens geworden ist: — mein Mann nahm aus seiner ihm anvertrauten Amtskasse einige Hundert Gulden und hoffte sie vor dem Abschluß der Jahresrechnung wieder ergänzen zu können.

Als ihm die Gehaltserhöhung in Einer Summe ausbezahlt wurde und er sie nach Hause trug, — hatten sich bereits jene Gläubiger eingefunden, die unbezahlt geblieben waren. Diese Ausstände bestanden nur aus kleinen Posten, welcher Gedanke uns stets beruhigte; aber als wir sie endlich zusammenzählten, gab es eine große Summe ab, und die eingezogene Gehaltserhöhung reichte nicht einmal zu deren Deckung hin.

Da fielen uns die Schuppen von den Augen, aber es war zu spät. Ersparen Sie mir die Erzählung des Uebrigen. — Einige Wochen darauf wurde mein Mann in das Gefängniß abgeführt und mir blieb nichts, gar nichts! Ich floh in der Nacht mit meinem Kinde aus dem Orte — von dem Schauplatze meiner Schande. Aber mich jagte nicht mehr das falsche Gespenst der verlornen Ehre. Wenn Einsicht, wenn Reue, wenn unverhüllte Selbstanklage der Anfang zur Besserung ist, dann war ich in Einem Augenblicke auf diesem Wege.

Um meine Schuld zu sühnen, denn es war großen Theils *meine* Schuld, wäre ich bereit gewesen, demüthig an jenem Orte zu bleiben. Aber mein Kind! mein Kind! nein, es sollte nie erfahren, welch ein Schandflecken auf der Ehre seines Vaters klebte; es sollte in

Liebe und Achtung zu seinem Vater auferzogen werden. Wie konnte aber dieses daselbst geschehen! Des Knaben wegen also entfloh ich und setzte mir nur die Aufgabe, ihn vor all' jenen Fehlern zu bewahren, die mich in's Verderben stürzten, ihn fähig zu machen, jede Entbehrung muthig zu tragen und lieber zu verhungern, als einen ungerechten Kreuzer zu berühren.

Ich hoffte in dieser großen Stadt mit Hilfe meines Fleißes und meiner Geschicklichkeit in Handarbeiten für uns Beide den Lebensunterhalt zu erwerben. Aber so viel ich mich auch darum bewarb, es blieb immer vergebens. Die gesetzliche Gerechtigkeit konnte mich freilich nicht strafen; aber Gottes Gerechtigkeit offenbarte sich an mir. Ich beugte mein Haupt in Demuth und vertraute auf Gott, daß Er zur rechten Zeit helfen werde. — Ich verkaufte Stück für Stück unserer mitgenommenen Habseligkeiten; ich nahm dem armen, unschuldigen Kinde sein letztes Spielzeug; als ich aber seinen Hungerschrei hörte, da krallte sich die Verzweiflung in meine Seele: ich ging aus, um zu betteln, aber ich wollte zuvor in der Kirche Muth und Selbstverläugnung sammeln. — Ja ich, — die aus Hochmuth gesündigt hatte, — ich sollte nun betteln! Gott! wie gerecht bist du und wie verfolgst du das Uebel bis in seinen Ursprung! —

In jenem furchtbaren Augenblicke neigte sich Gott helfend zu mir; er bediente sich Ihrer als rettenden Engel. Doch, er wollte mich noch zuvor prüfen, ob

ich stark genug sei, eher zu hungern und mein Kind hungern zu sehen, als mich durch ungerechtes Gut zu retten Und nun werden Sie begreifen, warum ich zurückschauderte, als Felix den Thaler, der für die Armenkasse bestimmt war, in seine unschuldigen Hände preßte!"

Die arme Frau schwieg und senkte die Augen auf ihre gefalteten Hände, die sie im Schoße ruhen ließ. Karolina war tief bewegt, sie konnte kein Wort sprechen. Diese Reue, diese Buße und Demuth erschienen ihr im geheiligten Gewande der Sühne. Tiefe Stille herrschte im Gemache, eine lange, lange Pause. Endlich wagte es Karolina, ihre Hand leise auf die gefalteten Hände der Frau zu legen. Das löste einen Strom von Thränen aus deren Augen und sie floßen nieder auf Karolinens Hand.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und herein stürmte mit freudestrahlendem Gesichte der kleine Felix. Er hielt in hoch erhobener Hand ein Bildchen und rief:

„Mutter! Mutter! das hat mir der Lehrer gegeben, weil ich so gut lesen kann, besser als alle Andern!"

Der Knabe glich in diesem Augenblicke dem Sonnenstrahl, welcher den Nebel zerreißt und in dessen Tropfen funkelt. Die Mutter und Karolina wendeten sich liebkosend zu dem Kinde und letztere sprach:

„Also du kannst schon lesen, kleiner Felix?"

Dieser streckte sich und sagte stolz: „Ja ich kann lesen und nicht nur in meinem Geschichtenbüchlein; nein!

— in jedem Buche, wo du aufschlagen willst. Soll ich dir's zeigen?"

Karolina nickte bejahend und Felix schleppte die große Bibel herbei.

„Schlag einmal auf und tupfe mit Deinem Finger auf eine Stelle!" rief er.

Karolina that, wie er verlangt hatte. Sie legte das Buch auf den Schooß der Mutter; Felix trat hinzu, zeigte mit seinem Fingerchen nach und las deutlich:

„Trübsal wirket Geduld, Geduld Bewährung, Bewährung aber Hoffnung und die Hoffnung macht nicht zu Schanden."

Der Knabe blickte triumphirend zu der Mutter und Karolinen auf und wahrlich! ein helles Licht leuchtete ihm von da entgegen. Hatte Gott selber durch den Mund des Knaben gesprochen? Gott, der ihr offenes Selbstbekenntniß gehört hatte; Gott, der Kinderlippen zu seinem Lobe erwählt: sollte Er dieselben nicht auch zur Verkündung Seines Trostes erwählen? — Mit überwallendem Herzen zog die Mutter den Knaben an ihre Brust und wiederholte die Worte:

„Hoffnung macht nicht zu Schanden!"

Karolinens Herz war übervoll von Mitgefühl und ihr Auge war von jenem Thränenflor der Menschenliebe umzogen, den nur die edle Seele weben kann. Sie wußte, daß die arme Frau der Einsamkeit bedurfte und bot wortlos Beiden die Hand zum Abschiede. Felix verstand von dem Allen nichts; aber mit dem echten

Instinkte der Kindesliebe schmiegte er sich immer inniger an das Mutterherz.

Von jenem Tage an verstand Karolina die arme Frau gänzlich und deren aufrichtige Buße hatte für sie etwas Ehrwürdiges. So oft es ihr möglich war, lenkte sie die Schritte in das Dachstüblein und sah es als ihren Beruf an, Ermunterung zu bringen. Sie sprachen nie mehr von der Vergangenheit; sie woben aus der Gegenwart die tröstende Hoffnung für die Zukunft. Die arme Frau benützte ihre Leidensschule gewissenhaft. Bereits hatte sie entbehren, arbeiten, dulden gelernt und endlich lernte sie auch auf Gott vertrauen und hoffen. Felix verbreitete Heiterkeit in dem engen Raume und wenn er beim Nachtgebet die Hände faltete und so innig flehte: „Lieber Gott, führe meinen Vater bald zu uns zurück!“ — dann wiederholte seine Mutter die Worte und fügte stille in ihrem Herzen bei: — „damit wir künftig gemeinsam den Weg gehen, der in wahrer Ehre durch's Leben und zum Himmel leitet.“

Ja, — „Trübsal wirket Geduld, Bewährung, Hoffnung und die Hoffnung macht nicht zu Schanden!“ — denn die ersehnte Zeit kam, wenn auch langsam, wenn auch voll der schwersten Mühen, Entbehrungen und Leiden; aber sie kam endlich doch!

Eines Tages kehrte Karolina freudestrahlend von einem Ausgange zu ihrer Gebieterin zurück. Sie hatte die wieder vereinten Ehegatten gesehen. Diesesmal beantwortete sie die Frage ihrer Gebieterin über die Ursache

solcher Glückseligkeit mit der kurzen Erzählung dieser Blätter, wobei sie ihr eigenes Verdienst bescheiden zu schmälern suchte. Sie ahnte, daß ihr Wort in ein warmes Erdreich fiel, aus dem ein schützendes Laubdach für die Leiden der vereinten Ehegatten erblühen würde.

„Warum hast du mir das Alles nicht früher gesagt?“ sprach ihre tief ergriffene Gebieterin fast vorwurfsvoll. „Ich wäre hier besser zu helfen im Stande gewesen, als du.“

Karolina schüttelte das Haupt, denn sie dachte an jene Worte der heiligen Schrift, und daß Trübsal erst wirken mußte Geduld, Bewährung und Hoffnung. Das aber sagte sie nicht, sondern sie sprach entschuldigend:

„Auch ich muß mein kleines Schatzkästlein füllen, damit ich es einstens nicht ganz leer bringe zu Gottes Thron.“ Warum hat aber Karolina ihre edle That nicht auch jetzt noch eine stille bleiben lassen?

Ihre Macht zu helfen, war hier zu Ende, sie mußte die Vollendung des Werkes ihrer Gebieterin übergeben. Und so geschah es. — Mit Hilfe der Fürstin erhielt der Mann bald eine, für dessen Fähigkeiten angemessene Beschäftigung und ward damit in den Stand gesetzt, die verlorne Ehre wieder zu gewinnen, und die Ehegatten fühlten die Wahrheit jener weisen Worte:

„Ein guter Name ist besser, als großer Reichthum, und beliebt sein besser, als Silber und Gold.“

IX.

Aus den Jugend- und Lehrjahren eines Malers.

„Der Mensch ist Gottes Ebenbild.“ Das ist wohl ein bekannter Satz, den wir schon als kleine Kinder im Katechismus lernten; aber erst später kommen uns die rechten Gedanken, wie unendlich viel uns dieser Satz sagen könnte, wenn wir nur auch rechtzeitig darauf hören wollten. Ein Ebenbild hat ja mit dem Urbilde so viel gemein; da muß also wohl im Menschen mancherlei von der Wesenheit Gottes liegen und etwas zurückstrahlen von Seinen Eigenschaften. — Streiche nur das vorgesetzte Wörtchen „all“ und du könntest sie im Menschen finden, wenn man ihnen den rechten Boden zum Aufkeimen gäbe und ließe.

Eine dieser Eigenschaften heißt Allmacht. Diese hat der Mensch freilich nicht, sonst würde er wohl sein eigenes Geschick gar oftmals anders gestalten. Aber es geht ihm auch hier gar oft, wie dem, der sein Talent vergrub, statt damit zu wuchern, und dieses Talent ist die Macht, welche ihm als Ebenbild Gottes zu eigen wurde. O, wenn er es nicht vergrübe, sondern sich dabei als treuer Haushalter erwiese; wie siegreich stünde er dann oftmals vor dem sogenannten Schicksale, und

wie gern reichte Gottes Allmacht der menschlichen Macht die helfende Hand, wenn er überhaupt zu Ihm emporstrebt, aber nicht ausreicht mit der eigenen Kraft!

Ja, eine große Macht besitzt der Mensch durch den starken, festen Willen, der ja auch eine Gabe Gottes ist, wie Alles, was uns nach Innen und Außen zu eigen ward. Der Wille setzt uns Flügel an. Empor, empor, o Mensch mit ihnen!

Ueber diese Macht des Willens möchte ich nun etwas berichten, so wahr und treu, wie ich es in den Papieren eines Malers gefunden habe. Ich will es erzählen, weil ich immer meine, daß Alles, was mich empor hebt und kräftigt, wohl Andere auch, besonders jugendliche Herzen, empor heben und kräftigen werde, und weil das ein Flügelpaar ist, so recht geeignet, um sich aus dem Erdenstaube zu ringen.

I.

Vor vielen, vielen Jahren stand in der alten, ehemaligen Reichsstadt Aachen und zwar in der Marschierstrasse, ein altes Haus. Es war seltsam genug anzuschauen und gebaut. Sein Dach war fast so hoch, wie die Mauern selber und darin zeigten sich verschnörkelte Dachfenster, als ob da Oben ein ganz abenteuerlicher Haushalt geführt würde. Das Haus war nur einstöckig und hatte vornheraus fünf, mit starken Kreuzen versehene Fenster; gegen unten wölbte sich die Mauer bauchartig und die Fenster des Erdgeschosses waren mit Eisen-

gittern versehen. Das Alter hatte große Risse durch die Mauern gezogen und kein neuer Anstrich suchte sie zu verdecken. Ein großes, rundes, eisenbeschlagenes Thor führte in das Innere und dort gab es Irrgänge, Winkelchen, Seitengänge, Treppen und Verstecke aller Art.

Längst ist dieses alte Haus von Grund aus zerstört und wo es gestanden, erhebt sich nun ein stattliches Gebäude. Damals aber, in den Anfangsjahren unsers Jahrhunderts, gehörte es einem Bierbrauer, der eben keinen großen Reichthum besaß und die übrigen Räumlichkeiten an eine Familie vermiethet hatte, aus welcher der Held unserer Geschichte abstammt.

Das Oberhaupt derselben — Meister Johann Peter — war, wie der Schild ober der Thüre auswies, seines Zeichens ein Maler nach altem Schlag, der sein Talent wie die Sonne, nach allen Seiten strahlen ließ. Fast in jedem Hause zu Aachen und der weiten Umgegend, sah man große Oelporträte und kleine Miniaturbilder in auffallender Aehnlichkeit von seiner Hand gemalt; aber auch alte Kirchengemälde frischte sein Pinsel auf. Mit der Zeit, als die Künstlerschaft ihn überflügelte und die vielen Kinder immer größern Erwerb nothwendig machten, malte er Alles, was nur immer begehrt und bezahlt wurde: schöne, bunte Kirchenfahnen für die Bruderschaften mit der von Engeln umringten, emporschwebenden Himmelskönigin; Schützenfahnen mit der Leidensgestalt des heiligen Sebastians; — fromme Hausverzierungen aller Art, ja, sogar Hausschilde und zur Weihnacht marschirten

aus seiner Werkstätte ganze Heere hölzerner Soldaten zusammt den Pferden und manches Wiegenpferd verdankte dem ehrlichen Meister sein neues, stattliches Aussehen.

Meister Johann Peter war ein hochgewachsener schöner Mann, immer höchst sauber und wohlgekleidet, mit weißer, würdespendender Halsbinde, eine Brille vor den Augen, welche aber nicht den milden, warmen Blick zu verdecken vermochte. In seinem Innern waltete nicht nur die Kunst; darüber stand eine hehre Gebieterin: die heilige Religion seiner Väter, welcher er innigen Herzens anhing und seine schönsten Bilder zu Ehren malte. Er war die Liebe und Sanftmuth selbst. Aus der milden Wärme seines Herzens strömte Friede, Glück und Poesie über den ganzen Kreis der Kinder, während die Mutter daselbst die häusliche Prosa tüchtig handhabte und zu des Vaters fast übergroßer Milde die nöthige Strenge zu fügen wußte. Wohl ein halbes Dutzend blühender Mädchen bildeten den kleinen Rosengarten des frommen Meisters und mitten darunter stand als kräftiges Bäumchen sein einziger Sohn Kaspar, der Held unserer Geschichte.

Kaspar war ein gesundes, kräftiges Kind mit edel geformten Gesichtszügen, lebhaften, feurigen, großen Augen. Der rasch wechselnde Ausdruck derselben quoll aus der Seele, welche schon in frühester Zeit ein sprudelndes Brünnlein war, daneben die Liebe und Poesie als Blumen dufteten und blühten.

Die alte Stadt Aachen war besonders zu jener

Zeit für unsern kleinen Kaspar gleichsam ein Theater, auf dem die wunderlichsten Züge vor seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem aufmerksamen Sinne vorüberschwebten. Die Franzosen hielten ihre Durchmärsche; es klang oft den ganzen Tag von lustiger Kriegsmusik.

Voran zog der große Tambourmajor mit der Bärenmütze auf dem Haupte, der den messingnen Stab künstlich schwang und warf; ihm folgte eine Abtheilung Mohren, welche die Becken schlugen, und hierauf die ganze, hellklingende Musik. Dann schritten fest und stattlich die Sappeurs mit den blanken Beilen einher und mit schallenden, gleichtönenden Schritten die andern Soldaten; Kosaken und Baschkire, wild und phantastisch, wie ein Heer Zigeuner, durchzogen die Stadt und als die Schlacht von Watterloo viele Verwundete nach Aachen sandte, daß sie halbverhungernd und sterbend auf den Straßen lagen, hatte der kleine Kaspar vollauf Gelegenheit, Mitleiden zu lernen. An der Seite seines Vaters und Oheims trug er ihnen Schnapps und Brod zu und oftmals überfloß das helle Auge des fünfjährigen Knaben von Thränen und sein Herz bebte zum erstenmale in stechendem Weh.

Auf diese, von schauerlichen Kriegen bewegte Zeit, folgte endlich der Friede. Prächtige Fürstenzüge treten an die Stelle jener Scenen des Elends, als im Jahre 1818 die Kaiser von Rußland und Oesterreich, sowie der König von Preußen mit ihrem stattlichen Gefolge aus Fürsten, Grafen und Soldaten zum Friedens-Con-

gresse Einzug hielten. Kaiser Franz wohnte sogar nicht ferne von dem alten Hause und sein Marstall mit 60 Pferden befand sich in demselben.

Das war eine Lust und Augenweide für den phantasievollen Knaben! In seinem Kopfe wogten alle diese Bilder durcheinander, bildeten ganze Gruppen und was der Tag begann, das vollendete die Nacht mit ihrer Traumwelt. Auf diese Weise wurde er gleichsam innerlich zum phantasievollen Künstler herangebildet; aber die rechte Weihe gab ihm dann unbewußt zur Friedenszeit der Vater selber, obgleich dieser den Knaben nicht zum Künstler heranbilden wollte. —

Alles, was den Menschen recht tüchtig macht, muß von Innen, aus jenem Heiligthume kommen, wo Gott selber mit seinen Engelschaaren waltet. Das wußte Meister Johann Peter gar wohl, und weil er seinen Knaben, wenn auch im unscheinbarsten Berufe, tüchtig machen wollte, suchte er vor Allem, ihn fromm zu machen. Wenn früh Morgens die Glocken mit ihrem trauten Tone von St. Leonard herüberläuteten, nahm er den Knaben an die Hand und folgte dem Rufe. Da lernte unser Kaspar beten und die ganze Umgebung übte eine hehre Macht über sein Gemüth. Es war ihm daselbst so feierlich zu Muthe, wie sonst nirgends auf der Welt.

Jeden Gegenstand betrachtete er mit heiliger Scheu und Bewunderung, — vom Opferstock, in welchen er die Gaben rollen sah, wobei er die Geber beobachtete und zu denken anfing, warum sie doch so ver-

schiedene Mienen machten — bis zum kupfernen Gitter vor dem heiligen Grabe. Auf einer Seite stand St. Leonard und hielt einen goldenen Stab; dieser schien ihm aus dem Himmel zu stammen und in seiner Seele regte sich das Verlangen, ihn zu berühren; aber er getraute sich nicht. Da winkte einmal St. Leonard freundlich durch seinen Traum, und des andern Tages berührte er den Stab wirklich. O, wie selig das junge Herz dabei klopfte! Nun schlich er sich oftmals hin zu seinem lieben Heiligen und es war ihm, als ob er mit seinem Stabe den Himmel eröffne, — so schöne Sachen sah die Phantasie des frommen Knaben. Er wurde gar nicht müde, an die marmorne Säule zu lehnen und von da aus das ganze Kirchlein zu überschauen. Die vielen Lichter, das Klingeln der Chorknaben, die Musik, das Sonnenlicht, welches oft gewaltsam durch die hohen, dunklen Fenster brach und den Priester auf der Kanzel oder am Altare übergoldete: all das übte auf seine Seele einen frommen, wunderbaren Zauber.

Aber auch noch in andere Kirchen führte ihn der Vater bei seinen künstlerischen Geschäften, und während dieser arbeitete, schaute unser Kaspar stundenlang gegen die hohe, gewölbte Decke mit ihren Gemälden und Sculpturen, oder er stand vor den alten Grabdenkmälern und dachte so mancherlei, was ein Kind denkt, daß ihn der Vater oft wie aus einem Traume aufrütteln mußte. — Dann zog der geschickte Restaurateur aber auch in große Bildergallerien und Kaspar durfte ihm den Malerkasten

tragen. Das war immer ein besonderer Festtag für ihn, und er trat so leise in die mit lebensgroßen Bildern behangenen Säle, als ob es Schläfer wären, die er aufzuwecken fürchtete. — Das war noch mehr, als was die bewegte Kriegszeit ihm hatte zeigen können, denn da sah er allerlei, und manche Bilder in großen Gold-Rahmen waren sogar mit seidenen Gardinen verhängt. Wie geheimnißvoll! und er dachte sich aus, was darunter wohl verborgen sein mochte. Sein Herz schlug andächtig, fast wie in der Kirche; es waren ja auch da so viele heilige Bilder und der Knabe stand in der Mitte des Saales mit dem Malkasten, wie ein frommer Chorknabe mit dem Rauchfaße. — Dann eilte er nach Hause und zeichnete auf jedes Stücklein Papier, um die gesehenen Bilder festzuhalten. Oft aber fesselte auf der Straße ihn mancher Anblick und er blieb zur Sorge seiner Eltern stundenlange fort, ohne daß man wußte, wo er hingerathen sein mochte. In einer Seitengasse war die Werkstätte eines Schmiedes. Wenn die Funken vom Ambos sprühten und wie ein Feuer-Regen herabfielen, wenn der Blasebalg die Glut anfachte und die rußigen Gesichter aufleuchteten in heller Glut des Wiederscheins: — da schlich er sich herzu, bis er selber einmal den Blasebalg ziehen durfte, und dann kam er immer wieder und konnte sich nicht satt daran sehen. — Und in einer andern Gasse arbeitete ein Drechsler. Das war auch etwas zum Anstaunen. Sein Blick verfolgte das raschkreisende Rad und ver-

mochte nie so schnell zu sein, wie dessen Lauf. Die Holzspäne flogen umher, und sie waren so fein, so dünn und sie ringelten sich gar so schön! — Nicht weit davon war eine enge Sackgasse; auch da gab es der Raritäten allerlei. Auf einer kleinen Hühnersteige spazierten Hahn und Hennen auf und ab, und das war ein komischer, lustiger Anblick. Wie gerne wäre er auch einmal hier auf und abgestiegen! Daneben wohnte eine Obsthändlerin; die hatte statt der Treppe fast so eine Hühnerstiege; es war nur eine Leiter. Zu dieser kroch er empor und saß stundenlang bei der Alten; denn es war ein so seltsames Stübchen und Kaspar liebte das Seltsame. —

Das Alles war unserm Kaspar freilich lieber, als in die Schule zu gehen, wo die dicke Schwester Latour statt allen lebenden und gemalten Bildern nur die schwarzen Buchstaben der Lesefibel vor Augen stellte. Unser kleiner Freund hing aber mit Liebe an der guten, dicken Nonne und wollte ihr keinen Verdruß machen; darum lernte er eifrig, was aber nur eine baldige Trennung von derselben zur Folge hatte, die er schmerzlich empfand. Nun freute ihn vom ganzen Unterrichte nichts so sehr, als mit der Feder schöne Striche und Buchstaben zu bilden, und schön schrieb der Knabe, so schön, daß er bald Musterschriften liefern konnte. War ja seine kleine Hand durch das Zeichnen an die Nachbilderei gewöhnt und darin geübt.

Eines Tages fügte es sich, daß er wieder mit dem Vater gehen und den Malkasten in ein schönes Schloß nachtragen durfte. Während der Vater in der Bilder-Gallerie beschäftigt war, hatte sich eine festliche Gesellschaft im Speisesaale versammelt. — Der Herr des Hauses bewirthete einen gar fürnehmen Gast, einen edlen Meister der Malerzunft. — Als die Tafel beendigt war und die Gespräche reger über die edle Malerei kreisten, sprach man auch von dem alten Johann Peter, der mit seinem kleinen Sohne durch den Hof geschritten war. Letzterer wurde nun durch einen Bedienten in den Speisesaal beschieden und der Herr des Hauses rief:

„Nun, tritt einmal näher, Kleiner, fürchte dich nicht, tritt keck auf! Sieh, da sitzt ein großer Meister der Malerzunft; vor dem sollst du deine Kunst zeigen. Schau ihn fest und recht an, und dann zeichne uns sein Conterfei getreu mit der Kreide hier auf den Boden."

Unser Kaspar glühte von Erregung und Begeisterung, denn er hatte des Meisters Namen vernommen und sein junges Herz war ein Opferaltar der ehrfurchtsvollsten Huldigung geworden. Dennoch sah er dem großen Meister offen in's Gesicht und dann neigte er sich zum Boden, fuhr mit der kleinen Hand weit aus und zog so richtige und kräftige Striche, daß alle Umstehenden herzlich lachten und der große Meister seine Hand auf des Knaben Haupt legte, wie zur Einsegnung. —

Mehrere Jahre waren darüber hingeschwunden und

Kaspar hatte bereits ein Alter von vierzehn Jahren erreicht, als der Vater ernstlich an eine Berufswahl für seinen Sohn dachte. Da bestellte eines Tages ein reicher Kaufmann sein eigenes Porträt bei Meister Johann Peter und gewahrte auf dem Tische die schönen Schreibhefte des Sohnes.

„Was der Junge für eine hübsche Hand schreibt! das gäbe einen brauchbaren Comptoiristen!“ Also rief der Kaufmann, und sah dabei den Meister Peter fragend an. In diesem Augenblicke war der Zweifel gelös't. — Es schien über dem Hause ein Glücksstern aufgegangen zu sein. Die Mutter, welche das Geld als die Quelle alles Erdenglücks betrachtete, sah ihren Kaspar bereits umlagert von harten Thalern in großen Rollen, von blinkenden Goldstücken, von schweren, eisernen Geldtruhen. Der Vater dachte an sein eigenes Geschick und mühevolles Leben, das ihm nur spärlichen Gewinn zugebracht hatte, und obwohl die Kunst mit ihren Lichtblicken ihm stets noch holdselig zulächelte, so blinkte von unten herauf doch auch des Geldes Schein und der arme Kaspar mußte ungefragt in die Schreibstube des reichen Kaufherrn wandern.

Der arme Kaspar! ja. — Denn sein Herz hing an den Bildern und Farben. Er hatte sein Leben lang und bei jedem Spaziergange nur Bilder und Farben, Licht und Schatten geschaut. Die Farben waren seine Sonne geworden und sie brannte in seiner Seele, daß Alles, was er mit leiblichen und geistigen Augen er-

schaute, sich in hellen Farben brach. Nun aber drohte ein tiefes Dunkel sich auf dieselben zu legen.

Wie anders erschien ihm die graue, feuchte Decke des Waarengewölbes, die staubige Comptoirstube voll dicker Zahlenbücher, diese Zahlen und steifen Buchstaben, endlich der mit Kisten, Fässern, Ballen vollgestellte Hausgang — gegen die trauten Räume des Vaterhauses, die schönen Kirchen, Gallerien, ja, gegen die liebe sonnige Gottesnatur! Aber der Vater hatte gesagt: „Kaspar, geh! das ist dein Lebensglück," — und der gute Sohn wußte nicht, daß sein Herz und Mund nein sagen durfte. Er ging, er setzte sich an das Comptoirpult und copirte emsig die Bestellbriefe der Handlung. Aber er hatte in seiner Schulzeit viel zu mechanisch den Schreibunterricht getrieben und während dessen seine Phantasie kreisen lassen in Feld und Flur. Die schönen Buchstaben glichen den leeren Halmen, — sie entbehrten der Rechtschreibung.

Das merkte der Kaufmann in Bälde und Kaspar verlor die Gunst seines Herrn; er machte einen Rückschritt in seiner Stellung und wurde vom Lehrjungen der ehrsame Laufbursche der Firma. Da schwand der elterliche, goldgewebte Traum von Glück und Ansehen, und wieder flüsterte der Genius seiner Kunst dem Vater einen Rath in's Herz, so, daß er beschloß, den Sohn in die eigene Handtirung aufzunehmen, d. h. einen Maler aus ihm zu machen.

„Du sollst ein Maler werden, Kaspar," sagte eines Tages Meister Johann Peter zum Sohne, und Kaspar

fiel dem Vater um den Hals; er weinte und jauchzte in Einem Athem; seine Wange glühte gleich der Wiese im Glanz der Maiensonne und seine Stirne leuchtete im Strahle der Begeisterung.

„Vater, ja! ich werde ein Maler!" — rief Kaspar. „Ich will! ich will! und zwar ein rechter Maler. Vater! wie glücklich bin ich, weil ich ein Maler werden darf!" —

II.

Kaspar hatte nun den Rock des Laufburschen mit der blauen Malerblouse vertauscht; er lebte wieder im elterlichen Hause, in des Vaters Malstube unter Bildern, Staffeleien, Farben; — aber er sah bald ein, daß diese äußere Umgestaltung nicht so rasch zum Ziele führe, als seine jugendliche Hoffnung geträumt hatte; daß er noch öde Haiden durchwandern müße, wie der Pilger erst eine beschwerliche Reise durch sandige Wüsten bestehen muß, um in's gelobte Land zu kommen.

Gleich dem Soldaten, welcher von der Picke auf dient, sollte auch unser Kaspar durch die Schule der Kunst mühsam gehen. Stunden lang saß er nun da und rieb Farben, theils um die Blasen für Oelgemälde zu füllen, theils um alle möglichen Hausgeräthschaften anzustreichen, und ein Kasten war auch das erste Oelgemälde, welches er lieferte. Aber es verminderte nicht seinen Muth. Bald kam er schon ein Stücklein vorwärts. Er bemalte die Aushängtafeln der Kaufläden und Gewerbe mit schönen Buchstaben und Schnörkeln, ja,

wohl auch mit einem passenden Abzeichen, vergoldete große Bilderrahmen, lernte alte Gemälde säuberlich putzen und mit Firniß überziehen, daß sie wie neugeschaffen glänzten und ihn ermunterten, ein Maler zu werden und nicht zu ermüden im treuen Dienste. Hatte ja auch der Erzvater Jakob, den so ein Bild vorstellte, viele Jahre um Rachel gedient, wie sollte er verzagen im Dienste der Kunst! Der liebevolle Vater freute sich des emsigen Schülers und versäumte keine Gelegenheit, denselben zu bilden. Dies geschah aber weit besser in der freien Gotteswelt, als in der Malstube. Wenn sie gemeinsam in den Freistunden durch die liebliche Gegend zogen, schloß er des Sohnes Auge für jede Naturschönheit auf und das Herz empfing das Bild und hielt es fest. Die wallenden Halme des Feldes, die malerisch durcheinander wogenden Gräser, Farrenkräuter und Blätter am Rande des Weges, die mannigfaltig gemischten Baumgruppen, der kahle Fels, der Steinblock auf dem Pfade, um den traulich die Blumen sich schaarten, die sprudelnde Silber-Quelle, der schäumende Waldbach und das ruhig dahin wallende Bächlein, die seltsam gestalteten Wolken am blauen Himmel, das Abendroth und das Gewitterdunkel, hier eine versteckte Waldkapelle, dort ein einsames Kreuz, auf der Felsenkuppe der alte Thurm von Raben umkrächzt, Gruppen von dahin wallenden Betern, Landleuten und Soldaten, tiefer Schatten und helles Licht, Mondenschein und fahles Dämmergrau: — Alles das mußte sein Lehrmeister werden.

So wurde unserm Kaspar die mühevolle Lehrzeit erleichtert und er saß dann wieder geduldig vor seinen kleinen Papierstreifen, die er mit Freundschaftstempeln, Täubchen, brennenden Herzen und zierlichen Reimen fein säuberlich bemalte. Als die Nikolauswoche und die Weihnachtszeit nahte, war er der unermüdliche Gehilfe des Vaters, bestrich die Gesichter der Puppen mit rosigen Farben, malte die schönsten, blauen Augen, gab dem Schaukelpferdchen ein stattliches Aussehen und war ein Freudenspender für die ganze Kinderwelt der Stadt und Umgebung. Aber die Schaufenster boten in dieser Zeit auch für ihn reiche Genüsse. Oftmals versäumte er ein Stündlein vor den ausgestellten Bilderbüchern, Kupferstichen und Büchern, nach denen sein wißbegieriger Sinn verlangte; oft auch vertiefte er sich zu Hause in ein erborgtes Buch und versteckte es eilig hinter den Eisengittern der Fenster, wenn der Vater ungeahnt nahte.

Kaspar hatte während dieser Zeit nur wenige Schritte seinem fernern Ziele näher gethan, — er war noch kein Maler geworden, aber er hatte zwei Dinge gelernt; *unermüdet zu arbeiten* und dem Vater in tiefster Unterwürfigkeit *zu gehorchen*. Sein Herz glühte im süßen Bewußtsein, denn er war des Vaters Gehilfe geworden, er verdiente bereits Geld.

Als die ruhigere Geschäftszeit anbrach, konnte und durfte er sich zum Lohne an die Staffelei setzen, und nun begann er mit rastlosem Fleiße Oelgemälde zu copiren, Gypsstatuen abzuzeichnen und die alten Meister

zu studiren, wozu ihm die früher genannte Bildergallerie Gelegenheit bot. Als aber der Frühling wieder seine Blumenglocken schüttelte und die ganze Natur zur Auferstehung läutete — zog er mit dem Vater hinaus durch Wälder und Felder, setzte sich auf einen Stein oder Baumstumpf, nahm die Mappe hervor und zeichnete oft von Tagesanbruch bis zur Nacht. Das brachte ihm bald Würde und Ansehen ein, man nannte ihn nur „den jungen Maler" und die herumziehenden Bilderhändler kauften seine Gemälde. Dieses Geld floß in seine eigene Sparkasse, auf welche er ordentlich stolz war, denn sie füllte sich allmählig.

So waren in rastloser Thätigkeit vier Jahre verstrichen und Kaspar hatte viel gelernt, wenn ihm auch die rechte, künstlerische Ausbildung gänzlich mangelte.

Da fügte es sich, daß ein alter Freund des Hauses, ein Kunsthändler, der mehrere Jahre nicht gekommen war, wieder bei Meister Johann Peter vorsprach. Er sah die Bilder des jungen Malers, sah lange, lange darauf hin, hielt sie in einiger Entfernung und betrachtete sie immer wieder von Neuem. Endlich brach er in den Ruf aus: „Bursche! in dir steckt ein ganzer Meister! Du bist zu gut, um hier zu versauren! Du mußt fort auf die Kunstschule!"

Meister Johann Peter sah ganz verwirrt darein. Was sollte das heißen? War er ja doch selber ein Meister und hatte sich in Ehren durchgebracht. Sollte das dem Sohne nicht genügen? Doch der Freund wußte

dem ehrlichen Alten die Einsicht so klar und das Herz so warm zu machen, daß ihm die Augen überfloßen, als er den in Begeisterung glühenden Jüngling vor sich stehen sah und die ruhmverkündenden Worte des Freundes hörte. Aber er dachte nun auch an die strenge Hausfrau, welche sich wenig auf Künstlerhoffnungen verstand, und sagte kleinlaut:

„Wie soll das werden? Wie soll ich ohne ihn allein zurecht kommen? und woher das Geld nehmen für den Burschen?“

Bei diesen letzten Worten war Kaspar verschwunden; aber er kehrte fast im selben Augenblicke zurück, schüttete mit zitternder Hand und innerer Bewegung seine Sparkasse aus, daß die Thaler auf dem Tische herumrollten und rief: „Vater, laßt mich fort! Haltet mich nicht zurück! Ihr hört es ja, es kann noch ein rechter Meister aus mir werden. So steht's auch in meiner Seele geschrieben und das Verlangen darnach glüht in mir mit Sehnsucht und Muth. Sorgt nicht um das Geld! Ich selber will es mir verschaffen! Bin ich doch alt genug, um zu verdienen und will's Gott,“ — fügte er mit weicher Stimme bei, — „ja, will's Gott, dann sollt Ihr auch nicht Schaden leiden, weil ich fern bin und nicht mithelfen kann! —“

„Nun so sei es!“ sprach der Alte unter Rührung indem er den Sohn in die Arme schloß, „und Gott helfe dir weiter!“

Bald ward auch die Mutter für diesen Beschluß gewonnen und nun begann ein reges Leben und Treiben

in dem alten Hause, um den jungen Kunstschüler gehörig auszustatten. Ein alter Koffer wurde mit frischer Oelfarbe bestrichen; da hinein that die Mutter täglich Stück für Stück, und bei jedem lag ein Segen. Der Vater packte die Malergeräthschaften zusammen, und endlich war es geschehen.

Ein herrlicher Maisonntag stieg aus dem Osten, als Kaspar in einer weißen, mit allerlei Zierrath gestickten Blouse, reisefertig in die elterliche Wohnstube trat. Es läutete eben von St. Leonard herüber zur Frühmesse. Das Glöcklein that ihm heute fast weh, denn ihm war's, als nähme es Abschied von ihm. Es zog ihn gewaltig zu der lieben heiligen Stätte. Wie früher lehnte er sich an die Säule, schaute lange in das ewige Licht, auf die Altäre, den heiligen Leonard und seinen goldenen Stab. Thräne um Thräne fiel auf den grauen Boden. Er kniete nieder, betete inbrünstig für Vater und Mutter, für Geschwister und Verwandte und empfahl sich selbst dem Schutz des Ewigen. Da war die Messe zu Ende. Er richtete sich empor, ging leise zum Altare und berührte wie ehedem in kindlicher Ehrfurcht den goldenen Stab des Heiligen; es war ihm, als ob dieser Stab ihn leiten und stützen würde auf der Lebensreise.

Als er zu Hause ankam, war das Frühstück zurecht gemacht. Man nahm es zum Letztenmale gemeinsam in herzbewegter Stille ein. Nun langte der Vater in den Weihkessel ober der Stubenthüre, segnete den

Sohn mit halberstickter Stimme; dieser warf sich schluchzend an den Hals der Mutter, bot den Schwestern reihenweise die Hand und ging, von Allen begleitet zur Post, um mit der Landkutsche abzufahren. Dort standen schon der alte Oheim und die zwei Tanten; alle hatten bereits für ihn eine Messe gehört und den heiligen Antonius von Padua um ein gutes Reisegeleit gebeten.

Die Pferde waren angespannt. Meister Johann Peter gab dem Conducteur ein Trinkgeld, damit er den unerfahrnen Sohn wohlbehalten an Ort und Stelle bringe; die Tanten baten den Postillon, ja nicht zu schnell zu fahren, daß der Junge nicht in Schaden und Unglück käme. Schon knallte dieser und setzte sich auf. Da schloß der alte Onkel den Neffen nochmal in die Arme, wobei sein Hut vom Kopfe fiel und vom Winde getragen über den Hof jagte, — ein lustiges Lachen stieg aus der jungen Brust, Alles stimmte ein, der Postillon blies — und fort rollte der Wagen. „Fahr wohl! Jüngling! mögen deine Hoffnungen dich nicht betrügen, dein Muth nicht erlahmen und dein Herz nicht erkalten im einsamen Leben! Möge es rein bleiben, wie im Scheiden!“

III.

Ohne Weltkenntniß, ohne Erfahrung, als Talismann nur ein unentweihtes Gemüth in der Brust, zog der jugendliche Kaspar in die Fremde. Alles war ihm neu; er hatte bisher nie Aachens Umgebung verlassen.

Jetzt aber waren seine Augen noch von innerer Traurigkeit für die Neuheit geschlossen; er drückte sich in die Wagenecke und lebte nur der Trennung von seinen Lieben. So verschwand die Zeit rasch und er war erstaunt, als man auf der ersten Station bei Jülich anhielt, wo ein neuer Reisender sich in die andere Ecke des Wagens setzte. — Es war ein Jüngling seines Alters, ebenfalls in eine Blouse gekleidet und reis'te desgleichen zur Akademie. Diese Entdeckung war für die Beiden eine große Freude. Sie rückten näher zusammen, gaben sich traulich die Hand und es schien Jedem, als sei er nun nicht mehr so ganz in der Fremde; sie vergassen im raschen Anschluß der Jugend, wo das Herz der Frühlingserde und jeder freundliche Blick dem Sonnenscheine gleicht, daß sie Beide einander ja selbst fremd seien. Julius, so hieß der Neuangekommene, war noch ängstlicher und schüchterner, als Kaspar und dies wurde ein neues Band, denn Einer suchte Muth und Beistand beim Andern. Als der Wagen zum Mittagessen hielt, getrauten sie sich kaum, in die Gaststube zu treten und wurden glühroth auf den Wangen, als man sie nach ihrem Begehren frug. Sie getrauten sich nur schüchtern, die Speisen zu berühren und es galt einen ganzen Aufwand von Keckheit, nach der Zeche zu fragen.

So vereint war es schon ein ganz anderes Reisen. Es lachte die Maisonne auf die Gegend und die Sonntagsfeier spiegelte sich darin, darf ja auch sogar die Erde am Tage des Herrn rasten. Immer neue Gegenstände

zogen an ihnen vorüber. Das war ein Staunen und Wundern! als endlich gar der Rheinstrom so ruhig majestätisch aus der Ferne blickte, als die Kirchen und Gebäude der Kunststadt sich darin spiegelten — jubelten die beiden Jünglinge in voller Glückseligkeit.

Sie stiegen aus, gaben ihre Koffer in Verwahrsam, und suchten gemeinsam ein bescheidenes Gasthaus für die Nacht. Da stand auf einem Schilde: „Zur guten Hoffnung.“ Es fehlte nicht viel, daß die Jünglinge auf offener Straße sich um den Hals gefallen wären. Sie riefen wie mit einer Stimme: „Da laß uns einkehren, und möchte es für uns ein weissagendes Omen sein!“

Nachdem sich die Freunde etwas zurecht gerichtet hatten, gingen sie durch die Stadt, um sich ein gemeinsames Zimmer zu suchen. Die schönen Gebäude, die freundlichen Straßen, der schattige Hofgarten mit dem ruhigen Wasser, in welchem sich die Baumgruppen abspiegelten: Alles erregte ihre Bewunderung. Auf der Rheinstraße traf Kaspar einen ehemaligen Schüler seines Vaters, einen Landsmann. Zwar hatte er sich daheim niemals mit dessen rauhem, unfreundlichen Gemüthe einigen können; aber wer weiß nicht, wie traut und werth uns ein bekanntes Gesicht in der Fremde wird! Die Erinnerung an die Heimat verleiht demselben plötzlich eine Zauberkraft, daß sich das Herz aufschließt und ihm entgegenfliegt. Kaspar grüßte seinen ehemaligen Kameraden Ludwig mit hellem Freudenschrei. Dieser führte nun die beiden Jünglinge an allen Häusern vorbei, wo Künstler

wohnten. Kaspar hatte ein so warmes Gefühl der Ehrerbietung, daß er jedesmal die Mütze abzog und sie an das freudepochende Herz drückte. Mit Hilfe des neuen Bekannten erkundschafteten sie bald ein kleines Dachstübchen in der Kasernstraße. Die gutmüthig aussehende Hausfrau lachte den beiden „Jüngelchen" in's Gesicht, versprach um sechs Thaler des Monats Jeden in Quartier und Pflege zu nehmen, und ihnen für die kleine Summe die fettesten Bissen zu bereiten. Nun, Beide waren genügsam genug, um sie nicht später Lügen zu strafen.

Am andern Morgen zogen Kaspar und Julius in ihre neue Wohnung, wohin nun auch die Koffer gebracht wurden. Mit welchem Stolze zog unser junger Freund die neuen Kleidungsstücke hervor und that sich nun gleich damit an. Es war eine schwefelgelbe Weste und ein blauer Rock, auf dem die Messingknöpfe ganz vornehm glänzten. Geführt von Ludwig trat er nun seinen Gang zur Akademie an, und stand bald in dem Hofe derselben; Ludwig bezeichnete ihm die Treppe und das Zimmer des Direktors und verließ den Kameraden.

Da stand nun der von Hoffnung belebte Jüngling, da stand er in dem Raume, welcher ihm durch die Kunst geweiht schien. In diesem ernsten Augenblicke aber fühlte er das tiefste Verzagen. Ein Zittern durchflog seine Glieder, denn er sollte nun mutterseelen allein vor den Direktor treten. Auf jeder Treppenstufe hielt er inne und flüsterte ein Stoßgebetlein. Vor der hohen

Thüre, die ihm bezeichnet war, kam ihm fast das Weinen an; er vermochte noch nicht zu klopfen, er mußte zuerst sein laut pochendes Herz etwas zur Ruhe bringen. — Endlich faßte er Muth und klopfte leise.

„Herein!“ — rief es in unmuthigem Tone über die Störung. Kaspar schrack zusammen und wollte eben rasch hinweg eilen, als ein junger, freundlicher Mann öffnete und ihn zum Direktor führte. Dieser stand eben mit Pinsel und Palette vor prächtig schönen Bildern der vier Evangelisten; der junge Mann wendete sich wieder zum Löwen des heiligen Markus und strich die lange Mähne mit seinem Pinsel.

Zaghaft, wie ein kleiner Junge, stand unser armer Kaspar nun vor dem großen Meister, der in wenig Jahren die Akademie zu so hohem Ansehen gebracht hatte. Aber dieser war eben gar übel gelaunt und gönnte dem unscheinbaren, schüchternen Jünglinge keine Aufmerksamkeit, sondern beauftragte den jungen Mann an seiner Seite kurzweg, den Neuling in den Antikensaal zu führen. Unter knabenhaften, unbeholfenen Knixen verließ Kaspar den Meister und zwar so traurig und verzagt, wie ein Kind. Der junge Mann mochte ahnen, was in demselben vorging. Mitleidig kam er ihm zu Hilfe und sagte ihm, daß sie nun zum Professor gingen, daß dieser ein leutseliger Mann sei und daß er sich gar nicht zu fürchten brauche.

Der Herr Professor war auch all' dieses und nahm unsern Kaspar freundlich auf, der von einem Empfehl-

ungsbriefe seines Vaters etwas stotterte. Jener streckte sogleich die Hand nach demselben aus, — Kaspar suchte in allen Taschen, konnte den Brief nicht finden und stand übergoßen von Schamröthe da. Der Professor sagte aber milde lächelnd:

„Laß es gut sein, mein Junge! Was brauchst du eine Empfehlung? Dein offenes Auge ist viel mehr werth, als ein Brief und morgen sollst du statt dessen eine Zeichnung machen.“ —

IV.

Kaspar war also förmlich in die Klasse aufgenommen und seine erste Zeichnung, die er nach einem Gyps-Kopfe mit Kreide auf ein blaues Papier sicher und fest entwarf, wurde wirklich zu einem Empfehlungsbriefe bei dem Professor des Antikensaales. Mit jedem Tage suchte er dessen gute Meinung von seinem Talente und Fleiße mehr zu rechtfertigen und zu begründen. Er war der Erste am Platze und der Letzte, welcher im Saale aushielt. Er zeichnete so eifrig und unabläßig, als ob die leblosen Statuen ihm davon laufen könnten. Sein Auge hing an jedem Zuge, es war ein doppeltes Bild, das er zeichnete: eines auf das blaue Papier, das andere stand eingegraben in seiner Seele. Und doch ging es ihm so schnell von der Hand, daß seine Mitschüler darob erstaunten und ihm unwillkührlich Achtung zollten.

Das Leben im Antikensaale unter den Zöglingen des verschiedensten Alters, Wesens und Charakters hatte

für den unerfahrnen Jüngling einen ganz wunderbaren Reiz. Oft schallte lauter Gesang durch den Saal; die ältern würzten ihre Arbeiten vielfach mit Witzen und Neckereien; bescheiden und demüthig gaben die jüngern die Zielscheibe dafür ab; der Eine hatte diese, der andere jene Eigenthümlichkeit, und Alle waren sie von ganz absonderlicher Art, wie es bei Künstlern vorzukommen pflegt. So ging z. B. das ganze Streben und Verlangen eines Westphalen auf schwarze Wischkreide und nachdem er dieselbe endlich fabrizirt hatte, äußerte er sich ganz unglücklich, weil der Schlagschatten der Kreide doch um einen Ton schwärzer sei.

Dergleichen Absonderlichkeiten kamen in Menge vor und Kaspar wurde nicht müde, mit seinem Freunde Julius darüber zu lachen und zu plaudern.

Diese Freundschaft, die ihm der liebe Gott gleichsam mit auf den Berufsweg gegeben hatte, war und blieb für unsern Kaspar ein werthes Gut; denn ein taugsamer Umgang, eine warme Freundschaft ist für den Jüngling in der Fremde gleichsam das rettende Boot im großen Meere des Lebens. Die lustigen Gesellen des Antikensaales versuchten es oft, ihn mit in den Strudel ihrer Vergnügungen zu reißen und manche davon imponirten ihm auch gewaltig. Der Eine war eine Art Raphael mit langen Haaren; der Andere trug einen gewaltigen Knebelbart und redete eine so burschikose, eigenthümliche Sprache, daß Kaspar neugierig die Ohren aufsperrte; ein Dritter prahlte mit

seinem bereits eingeärnteten Ruhme und verschwendete sein Geld in Hülle und Fülle, und so trieb es Jeder anders. Aber trotz aller Unerfahrenheit und Unkenntniß der Welt, merkte Kaspar in Bälde, daß diese Gesellschaft nicht für ihn tauge und daß sein guter Vater dazu den Kopf schütteln würde. Da zog er sich mit Julius in das eigene Dachstübchen zurück und entwarf daselbst einfache Compositionen, ja, er malte die sämmtliche Einwohnerschaft des Hauses, was ihm daselbst großes Ansehen verschaffte und auch noch einiges Geld einbrachte. So benützte er diese Lehrzeit mit seltener Ausdauer; aber der rechte Lichtstrahl der Kunst hatte dennoch nicht seine ganze Seele berührt.

Eines Tages, als Kaspar wie gewöhnlich im Antikensaale zeichnete, hörte er im Gange hämmern und klopfen, und man sagte ihm, daß eben mehrere große Bilder in Kisten verpackt würden. Augenblicklich verließ er den Saal und eilte hinzu. Aber wie ward ihm, als er zwei Bilder erblickte, welche eben an die Reihe kommen sollten. Bisher hatte er bei seinem Vater nur Landschaften ohne Poesie und Leben geschaut; hier sah er auf einmal die Natur in all' ihrer wunderbaren Tiefe, welche das empfängliche Menschenherz mit heiliger Stimmung, mit wahrer Andacht, mit einem Lobgesange auf den Schöpfer erfüllt. Wie er darauf hinschaute, war's ihm, als erwache er aus einem tiefen Traume und vor ihm stand die Wirklichkeit!

Das erste Bild stellte ein wildes, einsames Thal vor. Auf der Gegend lagert Sonnenschein; am rauschenden Wasser stehen Buchen und Eichen, deren Gezweige durch die Wiederspiegelung hineingetaucht scheinen; rothes Haidekraut überdeckt die Erde; d'rin sitzt der einsame Hirt mit seinen beiden Ziegen.

Das zweite Bild zeigte von Tod und Erstarrung. Der frühe Morgen schaut in einen Klosterhof. Am Glockenstrange liegt der Schnee; die Zweige der Tannen biegen sich unter demselben; das Wasser im Brunnen ist zu Eis erstarrt; durch diese Erstarrung der Natur schreiten in tiefer Verhüllung die Nonnen zum Katafalke, der in Mitte der Kapelle vom geheimnißvollen Lichte der ewigen Lampe beleuchtet, steht und an den Stufen des fernen Altars kniet eine in Trauer versunkene Schwester.

Dies waren die Bilder, welche unsern Jüngling zur Erkenntniß brachten, was die echte Kunst sei. In Entzücken versunken stand er lange vor den Bildern und bemerkte nicht, welch' freudig prüfendes Auge auf ihm ruhte. — Von diesem Augenblicke war ein anderer Geist auf ihn herabgestiegen, er hatte die Weihe empfangen. Mit heißem Seelendurste begehrte er nun nach solchem Anblicke und harrte oft versteckt in den Winkeln des Hauses, wenn am Freitage die Säle der ersten Meister gescheuert werden, um verstohlen einen Blick hinein zu thun, was er sich durch eine kleine Geldbestechung zu verschaffen wußte.

Doch das verminderte nicht seinen Fleiß im An-

tikensaale. Es drängte ihn vielmehr gewaltig, die ersten Sprossen auf der Himmelsleiter der Kunst zu ersteigen.

Als er eben eine Gruppe auf dem Zeichnungsbrette vollendet hatte, trat der Direktor in den Saal; er hatte den Jüngling seit jenem ersten Auftreten völlig aus dem Gedächtnisse verloren. Als er aber nun sich ihm näherte, gerieth dieser in so große Seelenangst, daß er floh, während der Meister die Zeichnung prüfte. Sogleich frug er die Umstehenden: „Wer ist der tolle Mensch, der sich fürchtet und weigert, sich zu solch einer Arbeit zu bekennen?"

Kaspar trat nun vor und nannte mit bebender Stimme seinen Namen. Da erwachte die Erinnerung an den kurzen Empfang in des Meisters Geiste; er bot dem Jünglinge freundlich die Hand, hieß ihn jetzt vor allen Anwesenden willkommen, und wies auf die Zeichnung als ein Muster für Andere hin. Nun erwachte in Glück und Jubel der erste glühende Funke des edlen und nothwendigen Selbstgefühls in Kaspar's Künstler-Seele. —

Unser junger Freund war ein wirkliches Muster von Fleiß und Ausdauer. Beim ersten Schall der Trompete, welche Morgens fünf Uhr aus der nahen Kaserne zu ihm herauf und herüber tönte, gönnte er sich und dem Freunde keine Ruhe mehr. Rasch kleidete er sich an und ging, wie er es seit frühester Kindheit gewohnt war, zur Kapuzinerkirche, lehnte sich an die Säule eines Beichtstuhles und betete in der Einfalt seines Her-

zens zu Gott. Besonders waren es drei Anliegen, welche inbrünstig flehend aus seiner Brust stiegen: daß Gott die Eltern und Geschwister beschützen, seine Arbeiten und Studien segnen und ihm vom Soldatenstand befreien möge.

Aber die Studien des Jünglings sollten nicht so ungehindert voranschreiten. Allmählig schmolz seine Baarschaft trotz Sparsamkeit und manchem kleinen Erwerbe. Der Vater schrieb ernste Briefe, daß er heimkehren müsse, wenn nicht der Direktor ein besonderes Talent in ihm entdecke und ihm zugleich Mittel zur ferneren Ausbildung verschaffe; unmöglich könnte ihm vom Hause ein Zuschuß gereicht werden.

Ach, wie sollte der große Meister sich seiner annehmen! Er hatte dazu nicht die mindeste Aussicht. Wahrscheinlich wußte der Direktor nicht einmal seinen Namen. Erst zweimal war Kaspar vor ihm gestanden, bei seinem Eintritte und neulich im Antikensaale. Ja, das war schon etwas! „Aber so ein Herr hat Anderes zu denken, als an meine armseligen Zeichnungen!" dachte unser bescheidene Kaspar. Dennoch sann er auf Mittel, wie er den Meister für sich gewinnen und Geld verdienen könnte, um nichts vom Vater zu brauchen. — Wieder standen die beiden Landschaften, die ihn so sehr begeistert hatten, vor seiner Seele und sie rang nach solchem Ziele. Da faßte er einen kühnen Entschluß: er wollte selbst eine Landschaft komponiren und damit vor den Direktor treten. Aber zuerst mußten Studien

dazu gemacht werden. Noch war die Jahreszeit günstig und der Spätsommer schmückte Wald und Wiese oft noch so feenhaft, wie in den schönsten, vergangenen Tagen. Kaspar eilte also mit seiner Mappe in den einsamen Wald, malte einen Baumstamm, einen Zweig, einen Abhang, ganze Laubgruppen, den rieselnden Waldbach, die Quelle, Alles, was er erschaute und was zu seinem Bilde taugsam schien. Mancher Maler, der vorüber ging, lobte seine Zeichnung und die Farben und dies gab ihm stets neuen Muth. Selbst bei heftigem, andauerndem Regenwetter unterbrach er diese mühsamen Studien nicht. Einmal strömte der Regen doch gar zu arg vom Himmel. Der arme Junge setzte sich also in einen hohlen Baumstamm und führte mit feuchtem Finger den Pinsel. Der ganze Wald lag in Dampf und Nebel gehüllt. Eine arme Frau sammelte Holz in der Nähe, wo Kaspar saß. Sie waren die Einzigen, welche die herbe Noth in den Wald trieb; das Weib hatte Mitleid mit dem Jünglinge und dieser hingegen lud sie ein, an seinem kleinen Mahle Theil zu nehmen.

Endlich hatte Kaspar seine Vorstudien beendet und schritt zur Ausführung. Der Hintergrund des Bildchens war eine Waldgegend, aus der eine Mühle hervorsah; das Wasser trieb die Räder, Enten schwammen auf dem klaren Spiegel und eine ehrwürdige Eiche stand daneben; in der Ferne aber ragte ein Schloß in die blauen Lüfte.

Kaspar verwendete jede freie Minute auf die Aus-

führung dieses Bildchens. Seine Bekannten lächelten und spöttelten; aber er ließ sich nicht irre machen; des Vaters Briefe drängten immer mehr und inwendig drängte die Kunst. — Nun war er fertig; die ernste, entscheidende Stunde rückte heran. — Sorglich packte er sein Bild in die Umhüllung und schritt damit zur Kirche. Diesesmal kniete er nieder auf den grauen Stein und sein geängstigtes Gemüth schrie zu Gott um Hilfe. Im Geiste berührte er, wie ehedem als Kind, den goldenen Stab St. Leonard's; es war ihm als müsse dieser ihm das Geleite geben. Dann schritt er zum Hause des Direktors. Er zog die Klingel; er hörte kaum das helle Läuten vor dem heftigen Schlage seines Herzens und doch ward mit diesem Glockenzuge das Thor zu seiner Existenz geöffnet.

Der Bediente führte den Jüngling zum Gemache seines Herrn. Mehrere Minuten mußte er in peinlicher Aufregung des Eintrittes harren. Nun durfte er erscheinen. Freundlich frug ihn der Meister, was sein Begehr sei; aber Kaspar war keiner Antwort fähig, sondern reichte schweigend sein Bildchen dar. Mit sichtbarer Ueberraschung und Freude betrachtete es der große Meister, lächelte, schaute auf den Jüngling, dann wieder auf das Bild, rief seine Frau herbei, damit sie es auch bewundere und legte es dann nieder, indem er unserm Kaspar ein Album zur Durchsicht darreichte, bis er seinen Anzug vollendet haben würde; er solle ihm dann zur Akademie folgen. Stolz, wie ein zum

Ritter geschlagener Held, der zum ersten Male an der Seite seines Königs dahinschreitet und doch wieder so demüthig, wie ein aus schweren Banden erlöster Gefangener, ging Kaspar neben seinem Meister durch die Straßen. So langten sie in der Akademie an, wo der Direktor das Bild allen seinen Kunstgenossen zeigte, die es einstimmig belobten. Da legte der Meister seine Hand wie im Segen auf das Haupt des Jünglings und sprach:

„Reise nach Aachen zu Deinen Eltern, mein Junge. Sage Deinem Vater, daß ich Dir eine glänzende Zukunft verheiße, wenn Du bald wieder kehrst und so unermüdet fortfährst Dein Talent zu pflegen. Ich aber will selber Dein Lehrer werden und für Dein Weiterkommen sorgen und so fahr wohl!"

Ohne seine Ankunft erst anzukündigen, reiste Kaspar von Glück beseelt in die Heimat und brachte Freude, Ueberraschung und Vaterstolz in das alte Haus. Nun waren alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Vier glückliche Wochen schwanden dahin, während der Sohn eben so demüthig und willig dem Vater in seinen Arbeiten beistand, als in früheren Tagen, wo er noch nicht zu glänzenden Hoffnungen berechtigt war. Als er aber eines Tages in einem Zeitungsblatte unter dem Kunstberichte sein eigenes Bild als von der Akademie angekauft las, da duldete es ihn nicht länger mehr zu Hause und er zog wieder zur Akademie.

Wie ihm der Direktor verheißen hatte, so geschah

es: er wurde dessen Schüler und seine nachherigen Bilder fanden Anerkennung und Käufer. In wenig Jahren wurde er ein geachteter Künstler und der Freund jener großen Meister, deren Bilder ihn einst so hoch entzückt und ihm den rechten Geist der Kunst verliehen hatten. Ich könnte noch Vieles von seinen herrlichen Bildern voll Naturwahrheit, voll Frömmigkeit, voll Phantasie und Poesie beifügen; — aber der Zweck dieser Aufzeichnung ist erreicht: die Macht des Willens, des Fleißes, der Ausdauer steht hier als leuchtendes Beispiel für meine jungen Leser. Aber es ist jene Willensmacht, welche demüthig zu Gott aufblickt, um aus seiner Gnade Hilfe und Beistand zu schöpfen.

X.

Das Abendläuten.

I.

Es war ein heißer Sonntags-Nachmittag; die Sonne spielte in den zackigen Ahornblättern und schimmerte in dem jungen Grün der frisch gemähten Wiese. Des Bächleins lustige Wellen glänzten wie Silber und der weiße Schaum, welcher über das Gestein und Gerölle spritzte, leuchtete zauberhaft in allen Farben des

Regenbogens. Am herrlichsten war aber doch der majestätische Watzmann geschmückt. Er schien eine demantene Halszier zu tragen, so hell glitzerte die Sonne in seinen Schneefeldern. Auch die andern Berge schaarten sich um ihn, wie ein vornehmer Hofstaat um seinen König. Friedlich und bescheiden ruhte das kleine Berchtesgaden zur Seite. Doch auch die Dächer und Mauern der armen Hütten waren von der Sonne wie in Festtagsgewänder gehüllt. Ja, die Sonne war überall und Alles war durch sie wie umgewandelt.

Nicht weit von dem Oertchen befindet sich eine hügelichte Halde. Hier hatte sich eine sonderbare Gruppe gelagert. Im Schatten eines kleinen Wagens, der mit zerfetzter Leinwand überwölbt war, ruhte halb aufgerichtet ein Mann. Seine armselige Kleidung trug einen fremdartigen Anstrich, wie man ihn häufig bei herumziehenden Savoyarden bemerkt; der Mann war jedoch etwas anderes, nämlich ein Zigeuner. Der kurze Mantel, den er über eine Schulter gelegt hatte, verdeckte nicht die kräftigen und wohlgebauten Glieder; unter dem niedern, breiträndigen Hute wallten lange, kohlschwarze Haare bis auf die Schulter hernieder; ein dichter Bart umkräuselte Lippe und Kinn; die Augen leuchteten in unheimlichem Feuer; seine gelbbraune Gesichtsfarbe schien von der Sonnenglut förmlich geätzt zu sein; zwischen den weißen Zähnen hielt er die Tabakspfeife, deren qualmendem Rauche er wie in Gedanken verloren nachschaute.

Sein Weib war an dem kleinen Wagen, der alle ihre Habseligkeiten barg, beschäftigt. Sie mochte einst schön gewesen sein, wenigstens hatte sie dafür in den Zelten der ungarischen Stammgenossen gegolten; jetzt aber waren die braungelben Wangen zu Höhlen eingesunken, die schwarzen Augen verriethen trüben Unmuth, wenn nicht ein Ausdruck der Neugierde diesen verdrängte. Von ihrer armseligen Kleidung stach ein Tuch in grellen Farben, das sie um den Kopf und Hals geschlungen hatte, sonderbar ab. Ihre ganze, hohe Gestalt trug deutliche Spuren des mühsamen Nomadenlebens, einer Mauer gleich, an welche Sturm und Regen schlägt und die versengende Sonne brennt.

Nun stiegen aus dem Innern des Wagens zwei Kinder, im Alter von acht bis zehn Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, die getreuen Ebenbilder der Eltern. Sie liefen dem freigelassenen Esel nach, der sich gemüthlich sein Distelmahl schmecken ließ. Sogleich saß der Knabe auf des geduldigen Thieres Rücken, während das Mädchen die Glöcklein ihrer Tambourine hie und da erklingen ließ.

Verwundert über die seltsame Erscheinung der Zigeuners-Familie blieben die Vorübergehenden stehen; der Glöcklein lustiger Ton hatte bald eine große Schaar Kinder herbei gelockt und in kürzester Zeit war ihnen die halbe Einwohnerschaft des Ortes gefolgt. Nun klopfte der Mann seine Pfeife aus, steckte sie in die Tasche des Mantels, ging zum Wagen, langte eine

Geige hervor und warf dem Knaben wortlos seine Kastagneten hin, zwei nußbraune, ausgehöhlte Hölzer, durch eine bunte Schnur verbunden. Die Kinder verstanden diese Sprache. Mit einem Satze war der Kleine vom Esel und das Schwesterlein tanzte klingend in den Kreis. Sie steckte den Daumen kunstgerecht in die Oeffnung des messingenen Ringes, drehte ihn mit der andern Hand, fuhr mit den gebräunten Fingern streichend über das ausgespannte Fell der Tambourine, schlug im Takte darauf, hob und senkte die kleinen Arme, verdrehte den Körper in allerlei Wendungen und die gebräunten Füße machten unter dem kurzen zerfetzten Röcklein die seltsamsten Sprünge, wobei ihre großen, lebhaften Augen leuchteten und im Kreise herumschauten. Der Knabe stand ruhiger zur Seite und schlug mit den Kastagneten seine wunderliche, doch höchst taktvolle Musik.

Die beiden Kinder waren trotz ihrer Lumpen bei diesem Tanze und dieser Musik ganz schön anzusehen; denn Sonne und Bewegung hatten ihre Wangen geröthet und als erst noch das Mädchen zur Mutter herantanzte, deren rothgelbes Tuch vom Halse zog, und es sich um die schwarzen Haare wand, da riefen ihr alle Leute lauten Beifall zu.

Immer neugieriger näherten sich die schüchternen Gebirgskinder. Welch einen Gegensatz bildeten sie zu den braunen Zigeunern! Unter dem grünen Hütlein schauten meist blaue Augen treuherzig hervor; um die rosigen Wangen und Schläfen legten sich entweder die

sorglich geflochtenen Zöpfe der Mädchen, oder die kurzen Haare der Knaben. Auch die ärmsten darunter schienen noch gut ausgestattet gegen die verwilderten Zigeuner-Kinder.

Nach langem Tanze sanken sie erschöpft auf den weichen Grasboden und nun begann der Vater sein Spiel. Das war eine noch seltsamere Musik, obgleich der einheimischen Geige entlockt. Zuerst erklang ein ungarischer Marsch und dann sprang er in sehnsuchtsvolle Weheklagen nach den fernen Zelten der Stammesbrüder über; endlich lenkten diese wieder in den wildesten Wirbeltanz ein.

So wechselte das fast unheimliche und doch kunstvolle Spiel des Mannes mit dem heitern Tanze der Kleinen, und die Fröhlichkeit ergriff die Zuschauer. Jodelnd und jauchzend fielen die Buben ein in die Glöcklein der Tambourine und schwangen die Hüte; schreiend und lachend drehten sich die Mädchen selbander im Kreise. Reichliche Gaben fielen in die ausgestreckte Hand der Zigeunerin, welche wortlos durch die Menge schritt und mit den runden schwarzen Augen allein darum forderte. Stunde um Stunde verrann; immer neue Zuschauer stellten sich ein und Niemand schien von dem Platze weichen zu wollen, als sollte der Nachmittag ewig dauern. Dennoch wurden die Schatten bereits länger und dunkler; der früher so tief blaue Himmel schwamm in lichtere Färbung über, welche sich endlich in mattes Gelb verlor; doch Niemand achtete darauf.

Plötzlich erscholl feierlich in lang gezogenen Tönen die Abendglocke vom Kirchthurme. Ihr Klang war wie ein ernstes Vaterwort, das in den Kreis spielender Kinder tönt. Augenblicklich war die Scene, wie von einem Zauberschlage verwandelt. Die ganze Schaar der Zuschauer, welche kurz zuvor, gleich den Sonnenstrahlen, die sich in Brennstoffe sammeln, sich um die tanzenden Kinder vereinigt hatten, wandte sich davon ab und der herübertönenden Glocke zu. Die Mädchen und Frauen sanken auf die Knie; die Knaben und Männer hatten das Haupt entblößt und falteten betend die Hände. Ei'n Gefühl der Andacht schien Alle zu beseelen. Während die Abendglocke zum Gebete der Menschen klang, hielt auch die großartige Bergnatur ihre Abendfeier. Wie im Menschenantlitz die Begeisterung auflodert, so leuchteten jetzt die Berge; immer höher und höher hinauf stieg die wundersame Glut, bis die höchste Spitze zum Himmel empor zu flammen schien.

Die Glocke mit ihrem ernsten Gottesworte hatte ausgetönt und nun folgte der feinere Klang des „Seelenglöckleins" mit seinem viel irdischern Tone. Wie ein frommes Wiegenlied zog es über die Gräber des nahen Friedhofs. Da zogen die Gedanken der Umstehenden zu ihren dahingeschiedenen Lieben und Alle beteten laut: wie mit einem Tone:

„Herr! gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen! Herr, lasse sie ruhen in Frieden. Amen."

II.

Das Glöcklein war verstummt, auch die Berge hatten abgeglüht und standen fahl und geisterbleich da. Stille und langsam verließen alle Zuschauer nun die Halde; bald war die Zigeunerfamilie einsam, kein Laut regte sich. Die beiden Kinder waren unter der feierlichen Stille des Abendläutens ermüdet niedergesunken und eingeschlafen. Die Tambourine noch in der kleinen Hand, den Arm um den Kopf geschlungen, lag das braune Mädchen neben dem Bruder, der das Gesicht gegen die glühenden Berge gerichtet hatte und dabei wohl der heimatlichen Zeltfeuer dachte, die jetzt in seinen Träumen brennen mochten.

An einen alten Ahornstamm gelehnt, schaut der Zigeuner ernst auf die Abendlandschaft, durch welche sich der Zug ins Dorf bewegt hatte. Seine Hand ist mit dem abgezogenen Hute herabgesunken und die Nachtluft spielt in seinem langen Haare. Des Mannes Auge glänzt jetzt nicht mehr in seinem stechenden Blicke; fast ein wehmuthsvoller Ausdruck ruht darin und endlich hebt sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust. Aber er schaut unverwandt auf all die Heimziehenden, auf jedes Lichtlein, das durch die Fenster bricht und auf den Rauch, der von dem heimatlichen Herde aufsteigt.

Unbeachtet tritt die Frau vor die beiden schlafenden Kinder, die sie mit der eigenthümlichen Zärtlichkeit ihres Stammes liebt. Lange steht sie vor ihnen, dann kniet

sie bei den Schläfern nieder. Ihre Erinnerung ringt nach einem Verslein, das sie vor Jahren auf ihrer Wanderschaft vernommen hatte. Immer wieder leise murmelnd beginnt sie die Strophen. Jetzt leuchtet ihr Auge, — sie hat die Worte gefunden. Sie beugt sich über die schlafenden Gesichter, macht das Kreuzzeichen über die Kinderstirnen und flüstert:

„Engelein sollen euch decken,
Engelein sollen euch wecken,
Sollen geleiten und bringen euch
Bis hinüber in's Himmelreich."

Immer von Neuem flüstert sie die Worte und ich weiß nicht, wurde das Gras nur vom Abendthau oder auch von den Thränen der Mutter naß. Immer wieder klang es leise:

„Sollen geleiten und führen euch
Bis hinüber in's Himmelreich."

Der Mond war bereits aufgegangen und warf sein bleiches Licht auf die Wiesen, daß sie wie ein See glänzten und die Berge standen da wie ernste Wächter der Gegend. Sanft und milde blickte dieß große Auge der Nacht auf die Mutter und die Kinder. Immer noch stand der Zigeuner an dem Baumstamme in tiefes Nachdenken versunken, die Tabakspfeife zwischen den Fingern haltend. Da legte sich leise eine Hand auf seine Schultern und die Stimme seines Weibes sprach in ungewohnter Weichheit:

„Beppo! ich habe die wollene Decke über das

Gras gebreitet. Du wirst müde sein; leg Dich schlafen; wir müssen ja morgen früheſten wieder fort."

„Müde! fort!" wiederholte der Mann mit tiefem Athemzuge: „Ja, Annitta, ich bin müde, aber müde vor Allem des ewigen Wanderns und Weiterziehens. Hast auch Du heute Abend auf das Glockengeläute gehorcht? Mir war's immer, als hörte ich mitten hindurch rufen: „Kommt heim! kommt heim!" — Aber das galt nicht Dir und nicht mir und nicht unsern Kindern! Das galt nur den weißen Leuten; die braunen, wie wir, Annitta, die haben keine Heimat auf Erden."

Er schwieg, das Weib hatte ihren Kopf traurig gesenkt und schwieg auch. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Heim! heim!" ja so klang die Glocke, und merktest Du, wie dann Alle den Heimweg einschlugen, in ihre Häuser traten, wie die Lichter darinnen leuchteten, wie der Rauch aus den Kaminen stieg. Jetzt ist Alles dunkel, sie schlafen in ihren Betten. Freilich, unsere Kinder schlafen auch," fügte er bei, — „aber die Nachtluft saust um ihre Haare und der Nachtthau netzt ihre Glieder. Die armen Tröpflein haben nicht einmal gegessen; die Müdigkeit war allein ihr Abendbrod."

Da richtete das Weib ihr Haupt empor und sagte:

„Beppo! auch ich habe das Alles gehört und gesehen und dabei an unsere Kinder gedacht, indem ich ihr Loos beklagte. Aber noch etwas Anderes ist mir schwer auf's Herz gefallen. Hast Du bemerkt, wie die

Leute beim Klang der Glocken sich plötzlich von uns weg wandten, als wäre unser Thun und Treiben eine Sünde, und sich der Kirche dort zukehrten?"

Der Mann sah das Weib fragend an und schien sie nicht zu verstehen. Diese fuhr fort:

„Wie ich die Dorfkinder beten sah, da fiel es mir wie ein Vorwurf auf's Herz, daß wir unsere Kinder nicht beten lehrten. Und es ist doch Einer da droben, der den Mond, die Sterne, die Sonne und Alles rings herum erschaffen hat. Dort in der Kirche, sagen die frommen Leute, sei Er aber ganz besonders, und Er ist reich und mächtig; wenn wir einmal nicht mehr leben, könnte Er für die Kinder sorgen und ihnen eine Heimat geben. O, Beppo, noch niemals kam es mir so traurig vor, keine Heimat zu haben! Hätten wir die Kinder doch wenigstens in die Kirche geführt, wo der große, mächtige Gott ist! Diese wäre wohl auch für sie eine Heimat."

Lange standen die Beiden schweigend neben einander. Der Glockenton und das Gebet der frommen Gebirgsleute hatten vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben kirchliche, religiöse Gedanken in ihrem Herzen geweckt. Nach einer Weile begann das Weib wieder:

„Hast Du gehört, Beppo, was sie am Schluße beteten von der ewigen Ruhe dort im Kirchhofe? Ich wollte, daß wir auch einmal in solch einem Kirchhofe lägen, daß über unser Grab so ein Glockenton klänge und die Leute mir ein solches Gebet verrichteten!"

Nur ein tiefer Seufzer antwortete dem Weibe; dann wandte sich der Mann gegen den Rasen, wo die Kinder schliefen, und murmelte einen Segen zwischen den Lippen. Hierauf legte er sich auf die ausgebreitete Decke, die Mutter hüllte die Kinder noch besser ein, tiefe Ruhe senkte sich auf die Müden und ihre Athemzüge vermischten sich mit der kühlen Nachtluft.

Beim ersten Tagesstrahle war die Zigeunerfamilie wieder auf dem Wege. Als die Kirchenglocke zum Morgengebete läutete, standen sie vor dem eisernen Kirchengitter und legten ihre Gesichter an die Stangen, welche den innern Eingang verschlossen. Da nahte der Küster, drehte den großen Schlüssel um und leise folgten ihm Alle zum Altare, vor dem er sein Knie beugte. Von einem innern Drange gezogen, sank auch der Zigeuner auf das Knie und beugte sein entblößtes Haupt. Blutroth hing über demselben die ewige Lampe und durch das Fenster brach der erste Sonnenstrahl des Tages, der wie mit einem langen Finger auf das Kreuz zeigte. Da preßte der Zigeuner die beiden verschlungenen Hände an die Brust, als wollte er daran klopfen: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig!" Neben ihm sank eine Thräne aus dem Auge seines Weibes auf den grauen Stein; sie zog die erstaunten Kinder neben sich auf die Kniee und ihre Lippen bewegten sich in einem stillen Weihegebete.

Nach einer halben Stunde zogen sie wieder hinaus in die weite Welt; aber doch nicht mehr so heimatlos,

wie zuvor. Sie hatten bei jenem Abendläuten Gott zum Vater und die Kirche zur Mutter gewonnen; Engel zogen mit ihnen und wo ein Gotteshaus sich öffnete, da traten sie ein, horchten auf die Worte des Priesters und bald fühlten sie sich nicht mehr fremd in der Gemeinde der Gläubigen. Sie ließen sich bald darauf in einem betriebsamen Oertchen nieder, arbeiteten und erzogen ihre Kinder im Christenthume. Wenn dann der Rauch aus ihrem eigenen Kamine stieg und die Abendglocke erklang, dachten Vater und Mutter an jenen Abend auf der Halde und sie sprachen gemeinsam ein Dankgebet.

O ihr lieben, geweihten Kirchenglocken, welch' hohe Macht übt euer Klang doch über die Menschenherzen! Gottes Stimme ruft durch euch die Menschen zur wahren Heimat! Und wenn eine Seele hienieden ganz arm und verlassen wäre, so sagt ihr mit ernstem Tone: „Bei Gott findest du ein Vaterherz, eile zu Ihm!" Möchten wir euern Ruf immer verstehen und im Glücke der irdischen Heimat nie vergessen, auch nach der ewigen zu trachten.

XI.

Das arme Studentlein.

„Guten Morgen, Veit! wie geht's dem Baptist? krieg ihn ja gar nicht mehr zu sehen seit der Vakanz!"

Also sprach der leutselige Pfarrer zu seinem Taglöhner, der im Garten arbeitete. Dieser zog ehrerbietig die schwarze Zipfelkappe herab, stieß die Schaufel in die Erde und seufzte schier, als er antwortete:

„Dank für die Nachfrag, Hochwürden; aber mit dem Buben ist's ein wahres Kreuz!"

Der Pfarrer stutzte anfangs verwundert, dann aber entgegnete er fast lächelnd:

„Nun, nun, wird so arg nicht sein! war ja immer ein fleißiger Bub der Baptist und brav auch dazu."

Veit kratzte sich hinter den Ohren und sagte:

„Will gerad nicht sagen, daß der Baptist was Unrechtes thu; aber ein Kreuz ist's und bleibt's! Da sind ihm beim vielen Lernen die Bücher in den Kopf gefahren und — glaub ich, — der Hochmuth auch noch dazu. Studiren will er; — ein Herr will er werden, wie Ihr, Hochwürden; vor den Büchern will er hocken, statt zu arbeiten, zu hauen und zu graben, und er ist groß und stark, könnt ihn nothwendig genug brauchen. Aber er stellt sich dabei so dumm an, daß es ein Graus ist."

Veit schwieg und der Pfarrer zog nachdenklich mit seinem Spazierstocke allerlei Querstriche durch den Sand. Endlich sah er empor und sagte rasch: „Nun, Veit, so laßt ihm halt seinen Willen und macht einen Studenten aus ihm!“ —

Veit fuhr ganz erstaunt und erschrocken zusammen, denn diese Antwort hatte er am allerwenigsten erwartet. Er entgegnete zögernd:

„Ja, um Gotteswillen, Hochwürden, woher soll ich denn das Geld nehmen? — Ihr wißt ja selbst, daß ich mit meinen zwei Händen kaum so viel verdiene, als wir brauchen und ich hab d'rauf gerechnet, daß mir der Bub bald hilft. Statt dem soll ich ihn gar in die Stadt schicken und für ihn bezahlen, Bücher kaufen, und weiß Gott, was Alles noch? Zudem sagt das Sprichwort: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Es gibt vornehme Leute genug, die ihre Kinder studiren lassen müssen, und ich hab mir sagen lassen, daß die im Leben nimmer vorwärts kommen; wie würd' es erst meinem Buben gehen!“

Das war eine lange Rede für den armen Veit gewesen; er athmete tief auf und wischte sich die Stirne mit der Zipfelkappe. Der Pfarrer lächelte aber immer noch und entgegnete:

„Nun Veit, wir wollen sehen, was da zu machen ist. Schickt den Baptist morgen früh zu mir.“

Drauf brach er die Unterredung schnell ab, grüßte den Taglöhner und schritt gedankenvoll weiter.

Am andern Morgen nach obigem Gespräche stand Baptist mit klopfendem Herzen in des Pfarrers Studirzimmer; denn der Vater hatte ihm gesagt: „Geh nur hin; der Herr wird Dir den Kopf zurecht rücken.“ Aber Veit hatte sich in des Pfarrers Absicht völlig getäuscht und das merkte auch der Knabe sogleich, als er den alten Herrn behäbig in seinem gepolsterten Lehnstuhle sitzen sah, das runde Käpplein etwas schief auf die Seite geschoben, darunter das allerfreundlichste Gesicht ihm entgegenlächelte. Der Pfarrer wollte nämlich auf den Grund kommen, ob Baptist wirklich einen ernstlichen Trieb und gute Fähigkeiten zum Studiren besitze. Er theilte nicht die Ansicht vieler Leute, daß die Einen studiren müssen, weil der Vater ein Amt, Geld und Ansehen habe, und die Andern davon ausgeschlossen seien des Standes und der Armuth wegen; denn er wußte, daß die Talente im Himmel ohne Ansehen des Ranges vertheilt werden und daß ein reiches Herrlein oft schlecht, hingegen ein armes Bauernbüblein gut dabei wegkomme, und so auch umgekehrt. Er selbst war so ein blutarmer Bub gewesen und hatte noch nicht vergessen, wie es ihm nicht Rast noch Ruhe gelassen, bis er endlich doch ein Student geworden war.

Baptist stund also mit klopfendem Herzen vor dem Pfarrer; aber seine Augen leuchteten frohmuthig, als nun das Verhör begann, der alte Herr ihm die Mühseligkeiten des Studirens schilderte und die Noth und Plage, welche eines so armen Bürschleins warteten.

Nichts vermochte ihn zu entmuthigen und der Pfarrer theilte bald die Zuversicht und Freudigkeit des eilfjährigen Knaben. Es wurde beschlossen, daß der Versuch gemacht werden und Baptist alle Tage in's Studirzimmer kommen solle; der Pfarrer selber wollte sein Lehrmeister werden.

Mit einem lauten Jubel kehrte Baptist nach Hause zurück und rief dem Vater schon von Weitem entgegen: „Ich darf studiren; der Pfarrer hat's gesagt und er will mich selber unterweisen!"

Da schüttelte Veit bedenklich den Kopf, kratzte sich heut noch öfters, als gewöhnlich, hinter den Ohren, aber er sagte nichts; unzeitige Worte waren seine Sache nicht; er sparte sie so gut wie das Geld.

Inzwischen suchte der Pfarrer seine alte Grammatik hervor, wischte den langjährigen Staub davon ab, lächelte oft still vor sich hin, denn es fielen ihm tausend Geschichten aus seiner Studentenzeit ein, und die lustigen schwammen oben auf, denn es war ein grundfröhlicher Herr. Dann aber versenkte er sich selbst wieder in die fast vergessenen Anfangsgründe des Latein und oft war ihm wunderlich genug dabei zu Muthe, wie in alten Tagen.

Des andern Morgens begann der Unterricht. Der Pfarrer war ein gründlicher Lehrer und Baptist riß Aug und Mund auf vor lauter Achtsamkeit. Es ging vortrefflich, und als die Unterrichtsstunde vorüber war, freuten sich alle Beide schon auf die nächste Lehrstunde

und jener liebevolle und feste Bund, welcher Lehrer und Schüler vereinigt, war bereits zwischen ihnen geschlossen. Mit dankbarer Freude küßte Baptist des Pfarrers Hand und dieser legte sie dann, wie im Segen, auf des Knaben Haupt.

Am selben Nachmittag suchte der Pfarrer den Taglöhner wieder im Garten auf und redete ihn folgender Weise an: „Nun, Veit, ich denk, es wird halt doch sein müssen, daß wir den Baptist zum Studiren schicken."

Veit sah zur Erde und entgegnete: „Euer Wort in Ehren, Hochwürden, aber das seh ich nicht ein."

„Hört mir aufmerksam zu, Veit," fuhr der Pfarrer in seiner unterbrochenen Rede fort, und der Taglöhner horchte: „Jeder Mensch bringt, wenn er auf die Welt kommt, seinen Beruf mit; wird man älter, dann merkt man's. Bei einigen geht's Hand in Hand mit dem Vater weiter, bei Andern bleibt's zurück oder lauft's voran. — Glücklich ist nur derjenige, welcher auch den rechten Beruf wirklich ergriffen hat, und die Eltern haben die Schuldigkeit, ihre Kinder darin zu leiten oder sie doch nicht zu verhindern. Wie ich nun fest glaube, hat der Baptist einen ganz ausgemachten Beruf zum Studiren, nicht weil er gescheidt ist, denn auch unter dem Bauern- und Bürgerstande braucht man gescheidte Leute, sondern weil er in den Büchern lebt und schwebt. Nun sagt Ihr j.. selbst, daß er sich bei Euren Arbeiten ungeschickt anstelle; gewiß aber gibt er einen guten Studenten ab: also — was bleibt Euch übrig? Ihr müßt den Buben

studiren lassen!" — Diese Auseinandersetzung schien dem Taglöhner allerdings einzuleuchten, aber die andere Frage, wie das einzurichten sei, das war die harte Nuß zum Knacken. Auch dafür wußte der Pfarrer Rath; er sagte:

„Wir wollen den Buben auf die Probe stellen. Hält er bei seiner Vorbereitung tapfer aus in Fleiß und Talent, dann will ich für's Uebrige Sorge tragen. Kümmert Euch weiter nicht darüber, Veit, und werft Eure Sorge auf den Herrn da Oben, der wird's recht machen."

Veit war nun zufrieden und ging in des Pfarrers Absicht getrost ein. Aber so leicht, wie den Stadtkindern, welche Zeit und Ruhe in Hülle und Fülle haben, wurde es dem armen Baptist doch nicht gemacht. Wenn er seine Aufgabe lernen oder schreiben sollte, wußte ihm mitten drin die Mutter ein nothwendiges Geschäft, der Vater rief ihn zu sich, die Geschwister ließen ihm keine Ruhe; bald fehlte es am Papier, bald an Tinte und Federn. Er mußte sich die Zeit für's Lernen vom Schlafe abstehlen. Bei der frühesten Morgenstunde sprang er schon aus seinem Bette; sein liebes Buch hatte neben ihm geruht und er trug es nun mit sich in jedes Versteck, das er finden konnte. Wenn am Sonntage seine Kameraden in großer Gesellschaft zum Anger zogen und dort jubelten, daß die Luft davon wiederhallte, sah er ihnen ohne allen Mißmuth nach und blieb zu Hause bei seinem Buche. Alle diese Schwierigkeiten und Hemmnisse machten ihm das Lernen nur noch lieber und er

gewöhnte sich frühzeitig an Ernst und Ausdauer. Immer kam er völlig vorbereitet in die Unterrichtsstunde und als nun der Herbst heranzog, der Storch sein Nest verließ und auch die Vögel eine andere Heimat suchten, da mußte auch unser Baptist das Vaterhaus verlassen. Die Mutter hatte ihn so gut als möglich ausgestattet und der Dorfschneider im Auftrage des Pfarrers ein Röcklein nach dessen eignem Rockmuster angefertigt.

Da stand nun der kleine Student trotz aller Hoffnung doch recht traurig. Die Geschwister weinten; die Mutter fuhr sich zum öftern mit dem Schurzzipfel über die Augen; der Vater trug stillschweigend die kleine Kiste auf's Wägelein, um nicht beim Abschied zu sein, und rief fast rauh: „Macht nicht so lang, 's ist Zeit!" Der Pfarrer spendete noch gute Ermahnungen; Nachbarn und Kameraden riefen: „Ades!" und nun rollte das Wägelein fort, daß es bald den Nachschauenden aus dem Gesichte verschwunden war.

Der Pfarrer hatte für seinen Schüler die beste Vorsorge getroffen. Er selbst bestritt den Miethzins des kleinen Stübchens, und seine Freunde und Bekannten hatten ihm das Versprechen gegeben, durch Kosttage und Monatgelder das arme Studentlein unterstützen zu wollen. Er trug viele Empfehlungsbriefe in seiner Tasche und auch ein kleines Beutelein mit Geld, das ihm die alte Haushälterin, des Pfarrers Schwester, eigens genäht, gefüllt und zugesteckt hatte. Und nun, Glück auf; junger Bergknappe im Schachte der Wissenschaft!

II.

Baptist war nun nach mehrstündiger Fahrt bereits in seinem gemietheten Stüblein eingezogen und der Vater hatte den Heimweg angetreten.

Das Häuschen, in welchem er Aufnahme gefunden hatte, gehörte einer ziemlich armen Schuhmachersfamilie. Es befand sich in einer sehr engen Seitengasse, die aber nur aus einer Reihe Häuser bestand, die andere war durch einen langen Zaun vertreten, welcher schöne Gärten einschloß. Da mochte es im Frühjahr und Sommer ganz schön sein; jetzt aber hatten die Bäume ein kahles Aussehen; nur noch wenige Blätter hielten sich an den Zweigen fest und diese waren theils von Herbstnebeln eingeschrumpft, theils fahl und verwelkt. Die auf dem Boden zerstreut umher liegenden rothen und gelben Blätter hatten unbarmherzige Fußtritte zertreten; Alles bot ein Bild der Zerstörung. Baptist's Stüblein war so winzig klein, wie etwa die Gnomen im Bergesschoße sie haben mögen. Kaum, daß die kurze und schmale Bettlade Platz fand; statt des Tisches und Stuhles aber mußte Baptist's Kiste dienen und der übrige Raum war eben groß genug, um sich ankleiden und umdrehen zu können.

Baptist brauchte auch keine größere Stube, denn ein Ofen zum Einheizen befand sich nicht drinnen und wäre durch den Mangel an Holz auch vollkommen überflüssig gewesen; also mußte er in den Wintermonaten jeden Falls eine Unterkunft in der Familienwohnstube

suchen, wo ihm auch ein Platz am Tische und zunächst an der Lampe ausgemacht war.

Baptist verbrachte den Rest des Nachmittags vor seiner lieben Kiste, in der er herumkramte. Es wurde ihm dabei fast stolz und dann wieder abwechselnd weh und traurig zu Muthe. Früher hatte er nie ein Eigenthum gehabt und er kam sich mit seiner eigenen Kiste ganz reich, auch schon wie ein Herrlein vor. Dann aber gemahnte ihn Alles an die Heimat, an die Sorgfalt der Mutter und daß er sie Alle mitsammen lang, lang nicht mehr sehen werde, und daß er hier ganz einsam sei. Er verglich die rundliche Gestalt, die gutmüthigen Augen und die ländliche Sprache seiner Mutter mit der großen, magern Schusterin, die in schrillem Tone dem Einen oder Andern der Kinder rief, und die er oft nicht recht verstand. Da wurde es ihm schwer und bang im Herzen und er war froh, wie er in's Bett kriechen und Alles verschlafen konnte. Der Schlummer ließ auch nicht lang auf sich warten und ein mitleidiger Traum führte ihn zu Vater, Mutter, den Geschwistern und der ehrwürdige Pfarrer lächelte ihm Muth in's Herz.

Als er erwachte, kostete es ihm Mühe, sich in seinem Stüblein zurecht zu finden. Endlich war ihm Alles klar und er sprang fröhlich aus dem Bette, denn heute sollte ja das rechte Studiren, freilich vorerst nur mit der Inscription, beginnen. Nachdem er seine Frühstücks-Semmel gegessen hatte, ging er die Gasse entlang, welche gerade in den weiten Platz vor dem Studiengebäude

auslief. Viele Knaben seines Alters schaarten sich hier zusammen; er kannte keinen und getraute sich nicht, näher zu treten. Dann folgte er ihnen unbeachtet in das Haus und in das Studienzimmer.

Der Professor war noch ein junger und sehr freundlicher Mann, der die ihm bekannten Schüler mit einigen Worten begrüßte und die fremden gleich zutraulich zu machen wußte. Unser Baptist zog sein Brieflein hervor, das ihm der Herr Pfarrer zur Empfehlung mitgegeben hatte und reichte es dem Professor erröthend dar; dieser erhob die Augen vom Blatte, betrachtete seinen neuen Schüler wohlgefällig und sagte scherzend: „Nun kleiner Student! lern nur so fleißig weiter, wie Du daheim angefangen hast.“

Diese Rede that dem fremden Knaben wohl und er hätte seinem Professor gern die Hand geküßt, wie er sonst beim Pfarrer gethan hatte; aber er getraute sich nicht; that es ja Keiner der übrigen Knaben. Sein Herz hing bereits an dem freundlichen Professor und alle Scheu war entschwunden.

Bald war die herkömmliche Feierlichkeit der Klassen-Eröffnung zu Ende und Baptist trat nun mit viel schwererm Herzen den Weg an, um in den fremden Häusern seine Empfehlungsbriefe abzugeben. Das Städtlein war nicht groß und überall konnte man ihm die erbetene Auskunft geben. Es war auch nicht so prächtig; aber gegen die Hütten seines heimatlichen Dorfes kamen ihm diese Häuser doch wie Palläste vor. Da pochte sein Herz

gewaltig in Scheu und seine dicken Backen kamen aus der Glut der Verlegenheit gar nicht mehr heraus. Es ging damit schon an, wenn er die Stiegen empor sprang; vor der Gangthüre blieb er oft stehen, ehe er anläutete, nur um zu Athem zu kommen. Die Mägde, welche ihm öffneten, sah er meist für die Frauen, die Bedienten für die Herren an und bückte sich im tiefsten Respect vor ihnen, daß er nicht selten tüchtig ausgelacht wurde. Hie und da ging es ihm jedoch noch übler. Man ließ ihn unbeachtet stehen oder empfing ihn mit groben Worten, daß er augenblicklich unverrichteter Sache wieder davon lief.

Drang er nur bis zur Herrschaft selbst durch, dann hatte er gelungenes Spiel; seine treuherzigen, blauen Augen, das frische Aussehen, die blond gelockten Haare, sein bescheidnes Wesen, gewann rasch alle Herzen und manche Mutter fühlte ein Bedauern mit dem Knaben, der schon in jungen Jahren so einsam in die fremde Stadt ziehen mußte.

Endlich waren auch diese sauren Gänge überstanden und Baptist hatte auf seinem Blättchen für alle sieben Tage verschiedene Kost-Häuser verzeichnet; da und dort bekam er auch gleich zum Antritte ein Monatgeld, womit er seine übrigen Ausgaben bestreiten sollte.

Als er heute in sein Stüblein kam, zog er mit Heißhunger die unter Wegs gekaufte Wurst hervor und verzehrte sie, nebst einem Stücklein Brod. Dann nahm

er sein lateinisches Buch zur Hand, um sich für den morgigen Anfang vorzubereiten. Auf die Schule war ihm nicht mehr Angst, desto banger machte ihm aber der Gedanke, morgen zum erstenmale in einem vornehmen Hause essen zu müssen. Dennoch fürchtete er sich dabei weit mehr vor der Dienerschaft, als vor Herr und Frau. „Wie wird dir's da gehen!" flüsterte sein schüchternes, beklommenes Herz. Und es ging dem armen Jungen anfangs in den fremden Häusern mit ihren fremden Sitten allerdings etwas mißlich. Meistens durfte er entweder am Familientische, oder, war die Zahl der Familienglieder groß, mit den Knaben an einem eigenen Tischlein essen. Da wußte er oft nicht, wie er mit Messer und Gabel zurecht kommen, dieses und jenes zu Munde bringen sollte. Er schielte zu seinem kleinen Nachbarn hinüber und bestrebte sich, es ihm nachzuthun. Dies fiel aber meist ungeschickt aus, die Gabel entfiel seiner Hand, ein lautes Gelächter erscholl auf seine Kosten und seine Wangen glühten in dem Purpurroth der Beschämung. Auch kamen Speisen auf den Tisch, welche er zuvor nie gesehen oder gekostet hatte. Aus Besorgniß, wieder eine Ungeschicklichkeit zu begehen, dankte er, und ging oftmals nur halb gesättigt fort. Baptist hatte aber des Tages nur diese Eine Mahlzeit; seine Kasse reichte nicht weiter, als für ein Stückchen Abendbrod. Dies genügte dem eilfjährigen Magen, und wie begehrlich ist ein solcher! in obigen Fällen manchmal nicht, und er mußte sich hungrig zu Bette legen. Doch

das störte seinen heitern Sinn nicht, und allmählig ging es ihm auch bei seinen Kosttagen besser. Er lernte städtische Sitten und Gewohnheiten kennen, die Knaben gewannen ihn lieb und bei Allen war er seines bescheidenen Wesens halber wohl gelitten. Die Hausväter erkundigten sich nach seinen Noten und da kam es nicht selten vor, daß Baptist zum Beispiel für die eignen Kinder dienen konnte.

Gleich bei der ersten Scription hatte sich gezeigt, daß der Bauernbube, wie ihn seine Mitschüler nannten, wohl unterrichtet sei und „Etwas los habe." Sie bekamen allmählig Respekt vor ihm, besonders, da er Keinen durch Anmaßung verletzte und Jedem gefällig war, wenn es ihm auch ein klein wenig Schaden brachte. Der Professor merkte dies wohl und hatte seine Freude an dem muntern Burschen. Oft sah er ihm nach, wie er auf dem Heimwege sich die harmlosen Neckereien gefallen ließ und hinwiederum auch manchen Puff austheilte, eben so harmlos, wie das Wortgefechte. Baptist kam nie unvorbereitet in die Schule, und wenn alle Uebrigen einmal bei der Aufgabe, die hie und da zu groß ausfiel, stockten, Baptist glich dabei einem geübten Reiter, der fest in seinem Sattel sitzt, auch wenn es über Stock und Stein geht. Hätte der Professor erst gewußt, mit welchen Hindernissen der Knabe zu kämpfen habe, er hätte ihn wirklich bewundert.

Wie schon erwähnt, war die allgemeine Wohnstube zugleich sein Lernzimmer. Immer und immer erscholl

der Hammer des Meisters oder der Gesellen; bald klopfte der Eine oder der Andere das Leder. Dazwischen plauderten sie miteinander, oder ein Nachbar kam des Abends, oder die Kinder schrien und weinten, daß man sein eigenes Wort nicht verstand. Da saß unser Baptist oft ganz verwirrt da, steckte in jedes Ohr einen Finger, nur um nichts zu hören; aber Alles reichte nicht aus und die lateinischen Worte wollten nicht in den Kopf hinein. Da versagte er sich oft sein Abendbrod und kaufte dafür eine Kerze, die er in aller Frühe heimlich anzündete, um im kalten Stübchen noch die Aufgabe zu lernen. Wie gut kam es ihm nun zu statten, daß er von frühester Kindheit auf nicht verwöhnt, sondern abgehärtet worden war, und daß er schon bei seiner Vorbereitung zu Hause mit allen Hindernissen zu kämpfen gehabt hatte. Wenn er aber dann einen guten Platz, ja, oftmals gar den ersten errang, dann jubelte sein Herz in wahrer Glückseligkeit. Er dachte sich schon über das ganze Jahr hinüber und malte sich die Freude aus, wenn er nun mit einem schönen Preise zu den Eltern und zum Pfarrer hintreten durfte.

So schwand Monat um Monat unter Freuden, Mühen und Entbehrungen; das Frühjahr hatte sich bereits eingestellt und die Gärten prangten im Blüthenschmucke. Da freute sich Baptist über die frühen, hellen Morgenstunden, sprang beim ersten Sonnenstrahl aus dem Bette und konnte nun ganz ungestört lernen. Jetzt that er es Allen zuvor und seine Kameraden, die mit

ihm um den Platz stritten, sagten oft halb im Aerger, halb im Scherz: „Bauernbub, Dich soll der Kukuk holen!" — Aber sie hatten ihn nichtsdestoweniger gerne, bis auf Einen, der unserm armen Baptist, wie sich zeigen wird, das Ende des Schuljahres bitter und sauer machte.

III.

Unter den Familien, welche unserm Baptist allwöchentlich Kost verabreichten, befand sich auch die des Kaufmanns Weichbrunner. Der einzige Sohn dieser Familie hieß Albert, war Baptist's Mitschüler und mit demselben fast in gleichem Alter. Es war ein gar eigenthümlicher Junge, wenig umgänglich und gesprächig mit den andern Knaben; er ging steif daher wie ein Soldat und drehte den Kopf nur langsam, wenn er seinen Namen rufen hörte. Eben so steif und pedantisch war er auch in jeder Arbeit; sie zeichneten sich durch Korrektheit aus, aber es mangelte ihnen hingegen das eigentliche Talent.

Verschlossen, eitel, ehrsüchtig und neidisch wie er war, wurde er gemieden und nur heimlich mit dem Namen „Haarzopf" bezeichnet. Er mochte auf diese Benennung wohl schon gekommen sein und betrachtete also die Knaben sammt und sonders als seine Feinde. Dies zog die bereits bestehende Kluft immer weiter und des Professors Ermahnungen verhinderten nur die offenen Feindseligkeiten: „Laßt den Haarzopf laufen!" sagte

Einer zum Andern, und so kam es auch; Niemand schien ihn zu beachten.

So verschieden Baptist auch von Albert war, that er doch Alles, ihm seine Freundschaft zu bezeugen. Er half ihm bei seinen Aufgaben, machte ihn auf manchen Fehler aufmerksam und bedachte dabei gar nie, ob es ihm nicht selber zum Nachtheile gereiche. Aber obgleich Albert die angedeuteten Fehler heimlich verbesserte, schien er doch jedes Mal darüber eher beleidigt als froh zu sein. Als Baptist bei der Setzung ihm jedes Mal vorkam, wurde er gegen denselben so neidisch und unfreundlich, daß er ihn gar nicht mehr offen ansehen konnte; ja er nannte ihn sogar einen undankbaren Buben, was Baptist sehr schmerzte. „Ich kann Deinetwillen doch nicht weniger lernen," sagte er einmal fast weinend. „Ich lerne ja nicht, um Dir voran zu kommen, sondern weil's uns der Professor aufgegeben hat. Ich will ihn aber bitten, daß er Dich jedes Mal voransetzt."

Da fiel ihm Albert mit glühendem Gesichte in das Wort: „Dies laß bleiben, sag ich Dir, oder Du betrittst unser Haus nimmer."

Baptist schwieg, aber es war ihm jedes Mal am Samstag schon wieder auf den Freitag bang, auf welchen Tag ihn das Essen bei Alberts Eltern traf. Er merkte es gar wohl, daß derselbe ihn angeklagt habe; gar nichts konnte er mehr recht thun und es setzte jedes Mal scharfe Verweise ab, ja, der Vater zeigte sogar offenbares Mißtrauen in Baptist's Ehrlichkeit, da ein-

mal ein Federmesser abhanden gekommen war, welches man trotz jedes Nachsuchens nicht entdecken konnte. Es traf sich auch, daß Albert mit einem Mitschüler in Streit gerieth. Wie es zu geschehen pflegt, machten die andern Knaben Partei und Albert stand mutterseelenallein da. Baptist, der die Ursache des Streites wohl kannte, aber unmöglich auf Alberts Seite zu treten vermochte, schlich sich davon. Dies hielt ihm des andern Tages Albert's Mutter vor, welcher freilich die ganze Sache höchst unrichtig berichtet worden war. So hatte der gute Baptist manche Demüthigung zu erleiden und er dachte wohl an den guten Herrn Pfarrer, der ihm seine Laufbahn so dornenvoll ausgemalt hatte. Aber bald waren wieder diese Unannehmlichkeiten vergessen; Baptist fühlte sich glücklich und noch keine Minute bereute er ein Studentlein, wenn auch so ein recht blutarmes, geworden zu sein.

Die schöne Pfingstzeit war herbeigekommen und der herrlichste Sonnenschein beleuchtete die beiden Feiertage. Baptist erinnerte sich lebhaft an die frühern Jahre, wo er den lustigen Gebrauch der Dorfjungen mitgemacht hatte und als Pfingstritter mit dem Papierhelm voll Hahnenfedern auf dem Kopfe auf dem stattlich ausstaffirten Steckenpferde von Haus zu Haus geritten war. Hui! wie ließ man das Rößlein ausschlagen! welche Seitensprünge gab es da, welche Neckereien hielt man in Bereitschaft, daß die Dorfmädeln lachend davonsprangen und doch wieder herzukamen, um den

stigen Spaß mit anzuhören. Baptist hatte heute seine lateinischen Brocken alle vergessen und der Pfingstspruch, der ihm so manches Gröschlein eingetragen hatte, summste immerwährend in seinem Kopfe herum.

Als er, versunken in diese ländlichen Erinnerungen, zu seinem Fenster hinaus und auf die Straße hinab sah, schrie er laut auf vor Freude, denn am Anfang der Gasse stand wahrhaftig und leibhaftig der lange Michel, Nachbars Michel, des reichen Bauern Sohn, freilich nochmal so alt, wie er selber, mit dem er daheim aber doch so oft in's Feld gefahren war und die Kühe gefüttert hatte.

Da stand er und schien nach ihm zu fragen und sich nicht auszukennen.

„Michel! Michel! da bin ich! siehst mich denn nicht!" schrie und winkte ihm Baptist zu. Endlich sprang er die Stiege hinab, die Straße entlang, bis er vor Michel stand, der über seinem Haupte ein Päcklein tanzen ließ.

„Woher kommst, Michel? kommst von daheim? Was macht der Vater und die Mutter und der Herr Pfarrer und der Schullehrer und die Gretl und —"

„Nun, nun!" lachte Michel, „halt nur ein mit Deinen Fragen; die kann ich doch nicht alle auf einmal beantworten. Da nimm das Tüchel, es gehört Alles Dir, was drin ist; Deine Mutter schickt's Dir und meine Bas hat noch das Hutzelbrod dazu thun. Du sollst Dir's schmecken lassen, hast schon lang nichts

solches mehr gessen, armer Bub! Siehst ja ganz z'samma-g'studirt aus."

Während dieser Rede hatte Baptist das Tüchlein geöffnet. Da lag ein safrangelber Kirchweihkuchen, ein Hutzellaibchen und Aepfel- und Birnschnitz in Menge. Michel sah dem Knaben wohlgefällig zu, wie er einen Schnitz um den andern in den Mund steckte. Er selber zog aus der Seitentasche seiner Jacke das kurze Tabak-Pfeiflein, stopfte es, hielt es im Munde, während er Feuer schlug und dampfte dann in langen Zügen, daß es fast ein Gewölk bildete.

„Nun, was treiben wir denn heut Nachmittag?" fuhr Michel fort. „Weißt was, du gehst mit mir spazieren, dahin, wo's lustig ist und wo man viel Stadtleut sieht."

Baptist lächelte vergnüglich. So hatte er doch auch ein fröhliches Pfingsten, obwohl ganz anders als ehedem, und einen Kameraden aus der Heimat; das war das Beßte. Michel versprach, sich den Weg zu merken und ihn Schlag 3 Uhr nach der Vesper abzuholen. — Baptist aß heute vor lauter Freude und wohl auch in Folge der verzehrten Schnitze sehr wenig, obwohl es bei dem Herrn von Thalmann einen köstlichen Pfingstbraten gab. Er konnte den Schluß der Mahlzeit kaum erwarten, und stand schon lange vor drei Uhr unter seiner Hausthüre, ein Spazierstöcklein, d. h. ein selbstgeschnittenes, in der Hand.

Unter lautem Jubel sprang nun Baptist seinem

langen Kameraden entgegen und Fragen und Antworten wechselten so rasch, daß sie schon am Ende des Städtleins standen, ehe sie es gewahrten.

„Nun, wohin?“ frug Michel.

„Grad aus, da am Wasser hinab;“ antwortete der Knabe. „Dieser Weg führt an einem Wäldchen vorbei über eine herrliche Wiese; da wirst schauen, was wir für geputzte Leute antreffen, Alles unter einander, Herrschaften und Dienstboten, und die letztern sehen oft noch vornehmer aus, als die erstern; weiters Bürgersleute und auch Soldaten, Gesellen, Kinder und Betteleute obendrein; nur keine Bauern mit so schöner, goldner Trodel auf dem Hut nebst dem Blumenstrauß; solche Bauernbursche wie Du, sind hier rar.“ — Michel lachte, nahm seinen Hut herab und betrachtete ihn wohlgefällig.

In solch heiterer Stimmung waren sie immer weiter gegangen und die Zeit entschwand unter Plaudern und Schauen den Beiden wie auf Windesflügeln. Endlich nahm Michel sein rothes Tüchlein hervor, wischte sich die Stirne und sagte: „Aber wie's heute heiß macht! Ich bin schon so durstig, g'rad zum Verschmachten. Schau, dort am Ende des Wäldleins ist ein Wirthshaus; da kommt mir's ganz heimlich vor; weißt was, da kehren wir ein und trinken mit einander einen Krug voll.“

Baptist entgegnete: „Nein, Michel, beleibe nicht! Uns Studenten ist's verboten, in's Wirthshaus zu gehen! gelt, wenn mich der Pedell erwischte —“

„Was ist denn das für Einer?“ frug Michel neugierig.

„Nun, der die Studenten einsperrt, wenn sie die Statuten übertreten.“

„Sei mir still mit deinen ausländischen Worten,“ — entgegnete Michel lachend; „ich hab noch nie gehört, daß es verboten sei, zu trinken, wenn's Einen durstet, — als in die Hitz hinein; und wir wollen uns schon abkühlen. Wenn wir aber getrunken haben, gehen wir gleich wieder, und legen uns dann in den kühlen Schatten hier bei dieser Staude; da gefällt mir's auch besser als auf der Wirthshausbank, wo man nichts reden und kaum schnaufen kann, was nicht Alles ringsum hört.“

Baptist war damit zufrieden, und gleich darauf standen sie vor dem Wirthshause. Ein schäumender Bierkrug ging von einem zum andern, aber so sehr sie der Trunk auch labte, — löschte er doch den Durst nicht; es war gerade wie Oel in's Feuer gegossen. Da mußte mit einem zweiten Kruge nachgeholfen werden. Immer noch stehend leerten sie auch diesen.

In diesem Augenblicke ging Albert mit seinem Vater auf der Wiese an dem Wirthshause vorbei und Ersterer hörte deutlich, wie Baptist zu Michel sagte:

„Aber nun hab ich wahrhaftig einen Dusel; das Bier hat mir noch heißer gemacht und es schwindelt mir ordentlich.“ —

Michel lachte und sagte: „Du bist mir der Rechte!

Komm nur, wir gehen auf unsern schattigen Platz, da legen wir uns gestreckter Länge hin und da kannst Du meinetwegen schlafen."

Sie gingen miteinander weiter und führten ihr Vorhaben aus. Baptist hängte sein Röcklein auf einen Ast und legte sich neben Michel in's Gras. Dieser rauchte wieder sein Pfeifchen dabei und blies dem Knaben die Wolken in die Augen.

„Ist jetzt das auch was Gutes?" frug Baptist.

„Nun, versuch's einmal," entgegnete Michel und steckte dem Knaben die Pfeifenspitze in den Mund. Baptist that ein Paar Züge, hustete und wurde von Michel ausgelacht. Da wollte er ihm zeigen, daß er es schon besser könne, und dampfte so tüchtig darauf los, daß er ganz in Wolken eingehüllt war. Ohne daß Baptist ihn bemerkte, schritt Albert wieder auf dem Rückwege an den Beiden vorbei und zeigte seinem Vater den rauchenden Knaben. Dieser schüttelte den Kopf und sagte:

„Das ist auch zu früh. Hör' Albert, laß dir das nicht einfallen, sonst reden wir miteinander im bösen Ernst." Sie schritten weiter und als sie an's Ende des Wäldchens kamen, begegneten sie dem Pedell. Der Kaufmann winkte ihm und sagte: „Wenn Sie noch einige hundert Schritte weiter gehen, finden Sie ein sauberes Früchtlein, das zuerst im Wirthshause wacker dem Kruge zusprach und nun darauf losraucht, als ob er zwanzig Jahre und darüber auf dem Rücken hätte."

Der Pedell war ein etwas mürrischer Alter, weil er von den großen Studenten täglich allerlei Schabernack erduldete, so, daß er mit ihnen in beständigem Hader lag. Diese Anzeige kam ihm nun wie gerufen. Er beeilte seine Schritte und langte eben an der bezeichneten Stelle an, als Baptist seinen ersten Rauchversuch mit einer heftigen Uebligkeit büßte. Der schnelle Trunk, er war ohnedem an das Bier nicht gewohnt, dazu noch das viele Sprechen und schließlich das Rauchen, hatten ihn in eine bitterböse Lage versetzt, und er konnte dem Pedell gar nicht antworten. Michel verschlimmerte die Sache noch, indem er ziemlich grob dazwischen fuhr und nicht begreifen wollte, daß dies Alles den fremden Mann etwas angehe.

Da zog der Pedell sein Notizbüchlein hervor und nun weh dir, Baptist! Nach einiger Zeit erholte sich Baptist wieder, aber die Pfingstfreude war dahin. Vor seinen Augen stand unbeweglich der Alte, den er immer so gefürchtet hatte. Michel begleitete ihn noch nach Hause und nahm Abschied von ihm, da er morgen in aller Früh in die Heimat zurückkehrte. „Grüß mir den Vater und die Mutter — und den Pfarrer," — fügte er unter Thränen bei. Ach, diese Thränen galten nicht so sehr der Heimat, als vielmehr der Angst vor dem, was er im Geiste kommen sah. So schieden die Beiden. Michel eilte, denn am Himmel zog sich ein Gewitter zusammen. Baptist blickte traurig in die Wolken; es kam ihm vor, als ob sie ein Vorzeichen eines andern Gewitters seien,

das sich über seinem Haupte grau und schwer zusammenzog. Der Knabe hatte sich nicht getäuscht.

IV.

Die Pfingstfeiertage waren vorüber, ohne daß Baptist eine weitere Mahnung an jenen Nachmittag erhalten hätte. Schon glaubte er, gnädig durchgeschlupft zu sein. Hatte er ja niemals den Alten geneckt, nie sich den losen Streichen der Andern beigesellt! Dieses Bewußtsein ließ ihn leicht aufathmen, und als er am Mittwoch in der Kirche kniete, dankte er Gott aufrichtig für sein Glück. Doch diese Freude sollte sich bald in ein banges Gefühl verwandeln. In dem Klassenzimmer befand sich an der Wand eine schwarze Tafel, welche zu allerlei Aufzeichnungen, guten und bösen — diente. Augenblicklich gewahrte er daselbst seinen Namen — 11 Uhr — Rektorat. Was sollte dies anders bedeuten, als eine Angabe seines sonntäglichen Wirthshausbesuches, — obgleich sein Gewissen ihm gar keine Vorwürfe machte.

„Ich werde dem Herrn Rektor Alles haarklein erzählen," — sagte er zu sich und suchte damit sein bange klopfendes Herz zu beschwichtigen. Aber trotz dessen klopfte es immer lauter und lauter. Es war ihm nicht anders, als wühle ein ganzer Ameisenhaufen in seiner Brust. Diese unbeschreibliche Unruhe quälte ihn dermaßen, daß er heute zu keiner Aufmerksamkeit fähig war. So fest er auch das Auge auf den Professor richtete, — gleich schweifte es wieder zur schwarzen Tafel, als

ob er stets daselbst etwas Neues zu lesen hätte und es nicht sein eigner, ihm so wohlbekannter Name wäre, der dort geschrieben stand. Fort war alles Gelernte aus seinem Kopfe; die schwarze Tafel hatte Alles verschlungen. Er hörte wohl des Professors Worte, doch es lag für ihn kein Sinn in denselben; er hätte Hebräisch auch nicht weniger verstanden. Ein Einziger Gedanke, eine Einzige Furcht hatte ihn gänzlich in Beschlag genommen, und als ihn der Professor über die gegebene Aufgabe ausfrug — sah er ihn ganz verwirrt an. Dieser wiederholte die Frage; Baptist suchte nach der Antwort in seinem Kopfe — hatte er doch Alles so gut gelernt! Vergebens! es war darin so leer, wie in der Brodtruhe des Bettlers. Da schüttelte der Professor den Kopf ganz bedenklich: — „Sollte Baptist wirklich auf einmal leichtsinnig geworden sein?“ Die Angaben des Pedell, auf die er kein großes Gewicht gelegt hatte, stimmte höchst verdächtig mit der gegenwärtigen Lage zusammen. Zum ersten Male in seinem Leben fuhr er den Knaben rauh an und fügte der Weisung, sich zu setzen, den Befehl bei, nach beendeter Klasse zum Herrn Rektor zu gehen.

Da saß nun Baptist ganz niedergedrückt, ganz gedemüthigt, den Kopf in die Hand gestützt. Verstohlen schweiften viele Blicke auf ihn, denn er war von allen Mitschülern geliebt. Baptist fühlte diese Blicke, obgleich er sie nicht sah; sie kamen ihm wie Pfeile vor, welche aus verborgnem Hinterhalte auf ihn abgeschossen würden.

Aber er fühlte noch etwas Anderes; ihm war, als ob gerade von seiner linken Seite her ein kalter Nordhauch ihn anwehe. Ihm zunächst saß Albert. Er allein von allen Knaben schien gar nichts von Baptist's gedrückter Stimmung, die sich fast der halben Klasse mitgetheilt hatte, zu merken. Steif und gerade wie immer saß er da, die Augen auf den Professor gerichtet, stets bereit, ruhig und klar zu antworten. Er sah nicht rechts und nicht links, lächelte weder in Schadenfreude, noch gab er ein leises Zeichen des Mitgefühls kund. Er antwortete heute offenbar am beßten von Allen und es schien, als ob er noch keinen Blick auf die verhängnißreiche, schwarze Tafel gesendet hätte. So saß er da, das Muster eines wackern Schülers. Für Baptist schienen heute die Minuten zu schleichen, und als es gegen eilf Uhr ging, kam es ihm plötzlich vor, als hätten sie Flügel angelegt. Die Schüler strömten hinaus; Baptist nahm langsam seine Bücher, schnallte sie in den Riemen und ging gesenkten Hauptes von dannen.

Vor der Thüre stand der Pedell; er verstand seine Blicke und ein flehender Gegenblick drängte dessen drohendes Wort hinter die Pforte des Mundes. Sie gingen miteinander die langen Gänge entlang, und die Schritte hallten auf dem gepflasterten Boden, daß Baptist davor erschrack, es war gar so einsam und still. — Endlich stand er vor dem strengen Rektor, für die kleinen Studentlein eine so seltene Erscheinung, wie ehemals die fränkischen Könige für das Volk: nur bei festlichen Ge-

legenheiten oder bei solchen, wie eben jetzt war der Herr Rektor zu sehen. Es war ein lieber, milder, guter Herr; aber die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er öfters die strenge Seite herauskehren mußte. Jetziger Zeit wollen schon gar oft die kleinsten Bürschlein räsonniren und die Herrn spielen; wollen Alles besser wissen, als erwachsene Leute und übergescheidt sein. Da thut es wirklich Noth, daß strenge Zucht einschreitet und man die kleinen Gesellen, wie man zu sagen pflegt, mit dem Daumen niederdrückt. Der Rektor aber, der für den geregelten Gang einer ganzen Anstalt zu sorgen hat, muß gehörigen Ernst in sein Angesicht legen, so mild gegen jugendliche Fehler auch das Herz schlagen mag. — Diese Ueberzeugung hatte auch dieser gute Herr gewonnen und darum sah Baptist eine ernste Miene, als er sprach:

„Was muß ich von Dir hören? Du entheiligest das hohe Pfingstfest, indem Du in Wirthshäusern herumziehst — trinkst, — rauchst — Du, ein blutjunges Büblein — Alles den Vorschriften unserer Studienanstalt entgegen, und dazu noch in Gesellschaft eines rohen, ungesitteten Bauernburschen; — eines —"

Da war Alles vergessen, was Baptist sich zur Rechtfertigung ausgesonnen hatte. Michel, sein guter, ehrlicher Michel, sein Landsmann — wurde angegriffen, und das seinetwegen, dem er den Pfingsttag gewidmet hatte, statt mit lustigen Kameraden des eignen Alters umherzuschwärmen. Ihm war, als ob seine ganze Hei-

mat verlästert wurde. Brennendes Roth stieg in seine Wange; sein Herz klopfte in Muth; er unterbrach fast unehrerbietig den Rektor, wendete sich gegen den Pedell, der ihm zur Seite stand, und sagte: „Mit Verlaub, Herr Rektor, — der Pedell da hat Sie angelogen; der Michel ist ein recht braver, ordentlicher Mensch."

Da blickte der Herr Rektor verwundert auf den Knaben und winkte dem Pedell Stillschweigen zu.

„Knabe" — sagte er, „ich denke, ehe wir über die Sache weiter reden, lernst Du Schweigen und Demuth hinter den engen vier Wänden, welche Deiner warten. Hätte ich über Deinen Fleiß und Dein Betragen nicht so gute Nachrichten eingezogen, Du dürftest Dein Wanderbündelein ergreifen und wieder zu Deinem Michel heimziehen." — Der Rektor sah bei diesen Worten milde und gütig in des Knaben Augen, und diese wurden dabei feucht in Reue über seine ungeziemende Antwort, welche ihm in der Hitze entfahren war. Er beugte sich nieder auf die Hand des Rektors, küßte sie und ging dann gesenkten Blickes wieder durch die langen Gänge, immer weiter, weiter, bis sich ihm eine Zelle öffnete — das kleine Studentengefängniß.

Die Thüre wurde hinter ihm zugeschlossen und er war allein. Jetzt brach er in ein lang zurückgehaltenes Schluchzen aus und weinte, bis er nicht mehr weinen konnte. Das hatte ihm die Brust erleichtert; aber nun fing er an, zu denken, daß er eben doch nicht hätte die Statuten übertreten sollen, ein kleiner, erster Fehler

führe ja immer weiter; und dann dachte er, was sie zu Hause sagen würden, wenn sie ihn da sitzen sehen könnten; und dann schämte er sich vor ihnen und hatte gar keine Freude mehr an dem Wiedersehen. Endlich schlug er seine Bücher auf und wollte lernen; aber es ging nicht; immer kamen die alten Gedanken. Es wurde düsterer im Zimmer; kein Sonnenstrahl fiel mehr herein und nun fing auch sein Magen an zu rebelliren. Er hatte ja bereits seit 28 Stunden nichts mehr als ein Stücklein Brod und heute früh eine winzig kleine Semmel über die Lippen gebracht. Immer stärker nagte der Hunger; es war ihm, als ob ein Wurm da drinnen in seinem Magen die Semmel noch vollends aufzehre. Da tröstete er sich mit der Hoffnung, doch bald erlöst zu werden und dann konnte er ja noch etwas zu essen bekommen. Freilich hatte er nur mehr 13 Kreuzer; aber der Monat nahte sich ja bereits dem Ende und lieber wollte er sich das Frühstück versagen, als diesen Hunger länger zu ertragen. —

Die Erlösungsstunde kam wirklich; der Pedell öffnete die Thüre und zeigte ihm mit kurzen Worten an, er hätte morgen 12 Kreuzer Einsperrgebühren zu entrichten. Dies war ein Donnerschlag für den Knaben. 12 Kreuzer, und 13 hatte er nur. Beinahe kam ihm das Weinen wieder; doch er nahm sich mannhaft zusammen und dachte: „Trag deine Strafe" — grüßte den Pedell freundlich und ging. — Zu Hause angekommen, kaufte er um einen Kreuzer schwarzes Brod,

ließ es sich gut schmecken, — wickelte die übrigen zwölf Kreuzer ein und war ganz guter Dinge; er fühlte sich ordentlich erleichtert, die Strafe überstanden zu haben.

Am andern Morgen konnte er recht kindlich fromm beten; dies that ihm ganz wohl; es mußte statt des Frühstücks gelten. Dann gab er demüthig und bescheiden sein Strafgeld ab, setzte sich neben Albert in seine Bank und war wieder der ehemalige, wackere Baptist. Sein Professor hatte eine wahre Freude an ihm und gab ihm heute genug Gelegenheit, die gestrige Scharte auszuwetzen. Alle Mitschüler theilten die Freude und eine lustige Bewegung herrschte in den Reihen. Nur Albert saß wieder da, steif, ernst, theilnahmslos. Hatte ihn gestern Baptist's Schande nicht berührt, so ließ ihn auch heute dessen Ehre völlig ruhig. Es zeigte sich in seinen Blicken weder Neid noch Theilnahme.

Als die Schule zu Ende war und Alle hinausstürmten, trat Albert vor Baptist und sagte: „Meine Eltern trugen mir auf, Dir mitzutheilen, daß Du morgen nicht zum Essen kommen sollest, und die andern Freitage eben so wenig. Die Ursache wirst Du schon selbst wissen."

Dann ging Albert ruhig weiter. Baptist stund da, wie versteinert. Solch eine Schande hatte er sich zugezogen, daß man ihm den Kosttag entzog? — „Gewiß weiß es Jedermann in der ganzen Stadt; Alles sieht dich darum an!" — dachte der arme Knabe. Da fiel es ihm zentnerschwer auf's Herz, was Herr von Breiten-

bach, wo er heute einen Kosttag hatte, von ihm denken, wie er ihn empfangen würde.

„Nein! um keinen Preis geh' ich hin!" flüsterte sein Ehrgefühl. „So? willst du verhungern?" entgegnete stürmisch sein Magen, der bereits seit zwei Tagen fasten gemußt hatte. In seinem Entschluße schwankend, ging Baptist mutterseelen allein an der Häuserreihe dahin; es war ihm unmöglich, heute mit einem Kameraden gleichgültige Dinge zu reden. Je näher er dem Hause kam, wo er essen sollte, desto höher wuchs die Scheu und als er unter der Hausthüre stand, kamen ihm die Steine ganz glühend vor, so, daß er einen raschen Satz machte und eilends weiter schritt. Er getraute sich gar nicht, den Kopf zu drehen; es könnte ihn leicht Jemand vom Erkerfenster aus erkennen, ihm rufen, — und er fürchtete sich in diesem Augenblicke vor nichts ärger, als diesem.

Baptist war so rasch gegangen, daß er kaum zu Athem kommen konnte. Nun befand er sich auch bereits außer der Stadt und hielt in seinem Laufe inne. Vor ihm wogten die beinahe schon reifen Aehrenfelder, welche ihre gefüllten Halme beugten. Die Schmetterlinge flatterten von einer Blume zur andern und nippten von der süßen Honigkost; auch die Bienen und Wespen summsten umher und trugen Speise ein. Alles war fröhlich und sättigte sich an der offenen Tafel, welche Mutter Natur für ihre Millionen Geschöpfe bereit hält. Im ganzen, weiten Kreise war nur Einer, welcher hung-

erte, und dieser Eine war ein Knabe — fast noch ein Kind, — unser Baptist. Wehmüthig blickte er auf die goldgelben Aehren, auf diesen reichen Brodvorrath. O, wie sehnte er sich nur nach Einem, wenn auch kleinen Stücklein Brod! Da gewahrte er einen grauen Grenzstein; er ging weiter, setzte sich darauf, denn es wollte ihm vor Hunger fast übel werden. Zum ersten Male in seinem ganzen Leben dachte er an's Sterben. „Gestern kein Mittagsmahl, heute keines und morgen also wieder keines! O, ich werde den heutigen Tag nicht überleben, und wenn auch — morgen geht's dann um so gewisser zu Ende."

Das waren Baptist's Gedanken und je mehr der Hunger nagte, um so düsterer wurden sie. Inzwischen stieg auch eine leise Hoffnung auf und dann sagte er zu sich: „O, wenn ich jemals wieder etwas zu essen bekomme, wie bedächtig will ich das thun. Nie mehr will ich gedankenlos die Speisen verschlingen, sondern das Glück der Sättigung recht genießen. Hätte ich jetzt nur ein wenig von all' den Sachen, die ich gar nicht mehr gemocht hatte, die mir zu gering gewesen waren!"

Aber all' sein Denken machte ihn nicht satt; von Minute zu Minute wurde er noch hungriger und dann kamen der Gedanken immer mehrere und traurigere, bis er endlich sich bereits todt da liegen und seine Eltern und Geschwister bitterlich weinen sah. Nun war jede Selbstbeherrschung zu Ende und er brach selber in ein überlautes Schluchzen aus. Er nahm sein Sacktüchlein

herfür, hielt es vor die Augen und weinte da hinein so recht, recht bitterlich. Es war ein trauriges Bild, das Büblein mitten von Aehren umgeben, auf dem Steine sitzend. Dies mochte einem Spaziergänger aufgefallen sein. Er trat näher; der weiche Rasen trug seine leichten Tritte tonlos, und so stand er vor dem Knaben, ohne daß dieser ahnte, er sei nicht mehr allein. Zitternd fuhr er in einand, als zwei Hände ihm die seinen mit dem durchnäßten Tüchlein vom Auge zogen; ein Stich fuhr durch seine Seele, wie er den Rektor erkannte; als er aber den milden Blick liebevoll fragend auf sich gerichtet sah, kam es ihm vor, als sei eben jetzt erst die Sonne hellfunkelnd aufgegangen.

„Warum weinst Du und sitzest da auf dem Steine, während andere sich's schmecken lassen, Knabe?" frug der Rektor im weichen Tone. Er mochte fast den Zusammenhang gefunden haben, denn auf den ersten Blick hatte er Baptist erkannt und sich der gestrigen Scene erinnert, nach welcher er auch nähere Erkundigungen bei Baptist's Professor eingeholt und sich daran erfreut hatte. Augenblicklich fühlte der Knabe, daß hier Güte und Mitleid herrsche, und sein Herz schloß sich auf in kindlichem Vertrauen. Oft durch wiederkehrendes Schluchzen unterbrochen, erzählte er Alles vom Pfingstsonntag angefangen bis zum gegenwärtigen Augenblicke. „Komm, komm," hatte inzwischen der gute Rektor gesagt, den Knaben bei der Hand ergriffen und ihn weiter geführt. Als sie vor dem ersten Hause des Städtchens stunden,

hielt er inne, zog sein eignes trockenes Sacktuch herfür und sagte: „So, Baptist, jetzt wisch Deine Augen ab, daß man Dir das Weinen nicht ansieht; heute bist Du mein Gast, hörst Du's?"

Baptist that, wie ihm geheißen, und lachte zwischen hinein, denn es ist ja wohl bekannt, daß Kinder das Lachen und das Weinen in Einem Säcklein beisammen haben; und auch von den Erwachsenen singt ein großer Dichter:

„Vergessen ist die finst're Nacht,
Sobald die Sonn' am Himmel lacht;
Vergessen ist der Winter auch,
Beim ersten, schönen Frühlingshauch:
So leicht spült aus der Menschenbrust
Das Weh ein Einz'ger Tropfe Lust."

Bald darauf saßen der Mann und der Knabe beim Mittagessen. Baptist dachte daran, was er sich vorgenommen hatte: langsam und mit köstlichem Wohlbehagen genoß er die vorgelegten Speisen. Nun sprudelte seine ganze kindliche Heiterkeit hervor, gleich einem Quellchen, das sich aus der Fessel des Eises losgewunden hatte, und bis das Mittagessen vorüber war, saß er zu tiefst in der väterlichen Zuneigung des guten Rektors. Dieser entließ ihn zur Nachmittagsschule, sagte aber: „Nachher kommst wieder zu mir herauf, Baptist; ich habe noch ein paar Worte mit Dir zu reden."

Hei! wie froh und glückselig heute unser Baptist in der Schule war! Albert sah erstaunt und miß-

billigend auf ihn; der Professor aber lachte ihm einige Mal freundlich entgegen.

Als Baptist zum Herrn Rektor eilte, sagte dieser: „Weißt was? Schnür Dein Bündelchen zusammen und trag Alles herüber zu uns in's Seminar; dann bedankst Dich schönstens bei Deinen Wohlthätern, denn Du sollst künftig bei uns bleiben. Für den Rest dieses Jahres besorg ich die Auslage und für später erwirke ich Dir einen Freiplatz. Kommt der Michel dann wieder in die Stadt," setzte er lächelnd bei, „dann muß er Dich bei mir abholen."

Baptist verwußte sich gar nicht mehr vor Glückseligkeit. Er that Alles, was ihm geheißen ward, in einem gewißen Freudentaumel. Allen Bekannten auf der Straße erzählte er sein Glück, und Niemand freute sich mehr darüber, als sein Professor. Die Schustersleute, welche den kleinen, friedlichen Hausgenossen lieb gewonnen hatten, freuten sich zwar auch, waren aber doch auf eigne Rechnung traurig und die kleinen Kinder wollten ihn gar nicht fortlassen.

Baptist wurde im Seminar recht froh und freundlich begrüßt. Die Einen kannten ihn bereits, und die Andern wurden ihm bald von Herzen gut. Darunter befand sich zu oberst — der Pedell. Er that ihm Alles zulieb und zeigte ihm nie mehr eine mürrische Miene. Selbst gegen die übrigen Knaben wurde er etwas freundlicher und als Baptist, dem ein offenes Wörtlein schon gestattet war, den Alten darüber neckte, sagte er: „Die

bösen Buben sind selber Schuld, wenn man am Ende gar nicht mehr anders, als finster darein sehen kann. Warum treiben sie's auch so arg! und warum lassen sie allen Muthwillen gerade an mir aus? Sie zwingen mich ja, daß ich ihnen nichts Gutes zutraue. Dir zu lieb, Baptist, will ich in Zukunft besser von ihnen denken, damit ich nicht wieder Einem Unrecht thue."

Baptist trug am Ende des Schuljahres den ersten Preis und noch mehrere Preise aus verschiedenen Gegenständen nach Hause. Freudestrahlend empfing ihn der Pfarrer und sagte zu Veit, als er die Bücher durchblätterte: „Nun, Veit, ist's noch ein Kreuz mit dem Buben?"

Der Veit sah freilich mit Vaterstolz auf seinen Baptist, sagte aber nichts darauf, denn, wie gesagt, viel Worte waren seine Sach' nicht. Für Baptist aber war und blieb gesorgt.

* * *

Diese Geschichte des armen Studentleins habe ich der Wahrheit getreu nacherzählt zur Beherzigung für Jene, denen es beim Studiren gut geht, die ein stilles Stübchen und einen stets angerichteten Mittags-Tisch haben, aber doch nicht lernen mögen; hingegen zur Aufmunterung für alle Schicksalsgenossen des fleißigen Baptist. Wo der rechte Beruf zum Studiren vorhanden ist, da geht's gut hinaus!

XII.

Ein Vergehen aus Irrthum.

I.

Es hat zehn Uhr geschlagen. „Noch zwei Stunden auf Mitternacht!“ seufzt ein Mann, der in seinem kleinen, ärmlichen Dachstübchen sitzt und nur das Haupt aufrichtet, um auf den Schlag der nahen Thurmuhr zu horchen. Seit mehreren Stunden ist er eifrig beschäftigt, Documente zu copiren; doch jetzt scheint er zu ermüden, denn er wiederholt: „Zwei Stunden auf Mitternacht und ich soll noch diese acht halbbrüchigen Seiten vollkritzeln! Ja, kritzeln! denn die Feder geht spottschlecht und bei diesem erbärmlichen Talglichte wäre es eine wahre Kunst, sie zu schneiden.“

So rief er in höchst ärgerlichem Tone, als er sein dünnes Licht näher herbeizog und mit seinem etwas schartigen Messer an der Feder zu spitzen begann. Es mußte doch etwas genützt haben, denn nun schwieg er, die Feder glitt rasch über das Papier hin und unterbrach nur die Todtenstille ringsum durch ihren leisen Ton. Nach kurzer Weile hielt der Mann inne, steckte die Feder hinter das Ohr, fuhr mit der Hand über die bereits etwas kahle Stirne, hüstelte, langte nach dem Medizinglase, das auf dem Tische stand, und verschluckte den Rest darin. Dann zog er wieder die Feder hervor und

wollte seine Arbeit auf's Neue beginnen, als er die Beleuchtung gar zu düster fand; die dünne Kerze hatte einen verkohlten Docht angesetzt und flammte eben in einer prächtigen Rose. „Ich wollt', du verkündigtest mir einen Brief, aber mit etwas Geld darin, und wär's auch nur so viel, um mir ein besseres Licht zu kaufen, oder doch wenigstens eine Putzscheere." — Nun langte er nach seiner rostigen Papierscheere und schnitt den verkohlten und noch glühenden Docht ab. Jetzt brannte das Licht wieder leidlich helle. Aber heute lag nun einmal das Mißgeschick im Quartier, der abgeschnittene Lichtputzen war auf seine fertige Schreiberei gefallen und ein brauner Fleck verdarb etwas die saubere Arbeit. Unser Schreiber war darüber sehr ärgerlich, denn er liebte die Pünktlichkeit über Alles. Er rief: „Hole der Kukuk das schlechte Licht, die Schreiberei und meinetwegen den Schreiber obendrein! Ist das ein Leben! Ich will nichts über die viele Arbeit sagen; die ist mir schon recht! vertreibt einem braven Kerl die bösen, unzufriedenen Gedanken, den Hunger und allerlei! Aber wenn für unser Einen doch die Sonne nie unterginge oder es eine Zeitlang nicht Nacht würde, wie bei den Grönländern, — oder — ja, oder wenn man nur etwas von dem Oele hätte, das im Oberamtsgericht täglich unnütz verschüttet wird."

Während dieser Worte hatte das Kerzlein bereits wieder einen verkohlten Docht angesetzt. Der Schreiber war nunmehr gewitzigt; er netzte den Daumen und

Zeigefinger, fuhr damit gegen das Licht und putzte es, wobei er die beiden Finger nicht nur ein wenig verbrannte, sondern auch abscheulich beschmutzte. Das machte ihn auf's Neue verdrießlich; denn wenn sich so ein Aergerputzen in der Seele ansetzt, wird es nicht leicht mehr helle und klar darin. Er ließ nun seinen Verdruß an dem Federbarte aus, den er herabriß, sich damit die Finger reinigte, und das ist immer noch besser, als wenn ein Mensch oder ein armes Thier darunter zu leiden gehabt hätte. Dies wäre für unsern Schreiber auch eine absonderliche Kunst gewesen; der arme Mensch war mutterseelen allein und besaß kein lebendes Geschöpf als Eigenthum. So übel das im Allgemeinen ist, kam es ihm doch zu gute; denn als ehrsamer Oberamtsschreiber des untersten Ranges reichte seine Einnahme trotz der nächtlichen Nebenarbeit, doch eben nur nothdürftig für die eigne Person, und daß diese nicht über Gebühr gepflegt ward, konnte man leicht an der spindelförmigen Gestalt erkennen.

Wie es dem Schiffer zu ergehen pflegt, wenn er auf eine Sandbank geräth, wo er dann stundenlang sitzen bleiben kann, ebenso geht es dem Menschen bisweilen mit seinen Gedanken. Für unsern armen Schreiber war der Oelgedanke auch eine Art Sandbank; er konnte davon nicht wegkommen, besonders da seine Arbeit in einem mechanischen, jahrelang geübten Abschreiben bestand, wobei sich gar mancherlei denken läßt; sogar zum Philosophiren über seine Verhältnisse und Lage

erschwang sich manchmal sein Geist; heute aber brachte ihn das Oel zu Sophistereien, wie wir in Bälde erfahren werden. „Ja, nur die muthwillig vergeudeten Oeltropfen, wenn unser Einer hätte!" sagte er vor sich hin, indem er satzweise abbrach und dann wieder fortfuhr: —

„O, dann ließe ich mir die Nachtarbeit wohl gefallen. — Was soll ich Abends auch Anderes thun, als schreiben? — In's Wirthshaus gehen? — kostet viel Geld und ist wenig Spaß dabei; könnte auch leicht etwas ausplaudern vom Amt. — Und für meinen Husten taugt es auch nicht. — Nur so viel Oel für jeden Abend, als in dieses Medizinfläschlein geht. — Ich hätt' auch ein Lämpchen, mein Gott! Das einzige Erbtheil von meiner Mutter. Gott hab' sie selig!" —

Wieder hatte die Kerze einen Putzen angesetzt, das machte ihm von Neuem Mühe und schmutzige Finger, so, daß seine Gedanken auf der alten Stelle blieben, und er im Selbstgespräche fortfuhr: „Wie das ein schönes Schreiben bei einem Lämpchen wäre, wo man nicht zu putzen braucht! — Immer gleich hell! — Und es käme nur dem Gerichte zu gut durch bessere Schrift. 's ist ohnedem gerade, als ob die studirten Herren erst das Lesen lernen müßten; wenn man auch noch so deutlich schreibt, gerathen sie in's Stocken. — Ja, ja, so ein Oellicht! könnt' leicht bestellt werden vom Gerichtsstubenöl! thät' es wahrhaftig keine Seele merken. Die Arbeit wird ohnedem schlecht genug bezahlt, und wer

bezahlt mir mein Augenlicht, das ich bei dem elenden Lichtlein noch einbüße?"

Von Neuem ging die alte Plage des Lichtputzens an, unser Schreiber schien es nachgerade satt zu bekommen und rief in ärgerlichem Tone: „Nein, so geht's nimmer! Es ist bei Gott wahr, mir gehört so ein Fläschlein Oel von Rechtswegen. O, die Herren Beamten nehmen's auch nicht so genau; der Eine trägt für alle seine sechs Buben Federn und Papier nach Hause; der Andere hat gestern seinem Jungen einen Drachen gemacht, der sicherlich fünfzig Ellen hoch in die Luft stieg. Spagat und Papier dazu ist nicht aus dem Kramladen gekommen! Aber bei so einem armen Teufel, wie ich, fängt das Sparen an!" —

Inzwischen hatte er die acht Seiten völlig beschrieben und es schien höchste Zeit, denn die Kerze war bis auf ein kleines Stümpchen niedergebrannt. Unser Schreiber packte nun Alles sorgfältig zusammen, stellte, wie in Gedanken verloren, das leere Medizinfläschlein neben die Schriften, zog sich langsam aus und legte sich zu Bette. —

Der Mond schien voll und klar auf sein Lager; aber ihm war's, als sei es nicht der Mond, sondern als brenne eine große Oellampe am nächtlichen Himmel. Er schlief bald ermüdet ein, während dieses helle Auge der Nacht über ihm wachte und fast wehmüthig auf seine bleichen Wangen schaute. Als der arme Schreiber unruhig im Traume murmelte, hüllte sich der Mond

in einen Wolkenmantel; vielleicht hat er die Traum-Gedanken des unzufriedenen Schläfers belauscht. —

II.

Es herrschte noch Morgengrauen in des Schreibers Dachstüblein, als derselbe früher als gewöhnlich sein Bett verließ, beim Ueberreste der Kerze seine schmale Person fein säuberlich in Ordnung brachte, und das spärliche Frühstück verzehrte. Dann legte er seine Schreibereien zusammen, steckte, wie in Gedanken verloren, das leere Medizinfläschlein in die Tasche und als die Thurmuhr 7 $^{1}/_{2}$ verkündete, stand er bereits in der Kanzlei, welche der Gerichtsdiener stets eine Stunde früher, als das Personal erschien, zu öffnen pflegte, um daselbst Alles in gehörigen Stand zu setzen. Dies war bereits geschehen; das Feuer knisterte lustig in den Oefen, die abgebrannten Lichter waren mit neuen vertauscht und im Vorzimmer auf dem großen Schranke standen in Reih und Glied die einzelnen Lampen, deren man sich in den verschiedenen Stuben zu bedienen pflegte.

Es herrschte tiefe Stille im ganzen Gebäude. Das Schreiberpersonal glich meistens jenen Uhren, welche die Gewohnheit haben, zu spät zu gehen; nur Franz Berger, so wollen wir unsern Bekannten nennen, gehörte zu der pünktlichen Sorte und war sogar häufig zu frühe daran, wenn er Vorbereitungen zu treffen hatte, — eine Unordnung, die dem Oberamtsrichter sogar sehr wohl gefiel. Franz Berger hatte einen Schreiber-

Beruf. Sein Pult war seine Heimat, die regelrechten Buchstaben sein Stolz, der Amtsvorstand sein Orakel und die Gerichtsstube ein geheiligter Raum.

Unser Schreiber war also mutterseelen allein. Er sah sich heute ganz ängstlich um, als ob er fürchte, daß aus den verschlossenen Schränken all' die streitenden Parteien treten möchten, als ob die Unterschriften sich in Personen verwandeln könnten. — Doch die Schränke blieben verschlossen, die Federn auf den Pulten regten sich nicht; kein Blatt knisterte, es herrschte Todtenstille. Da näherte er sich ganz sachte, ganz leise dem Schranke, wo die Oellampen standen. Sie waren noch von jener alten Construktion, wo der grüne Blechschirm das Licht mildert, wo das Oel zunächst dem breiten, schmalen Dochte durch ein fingerdickes Löchlein in das Behälter geschüttet wird. Doch sie litten allgesammt an der üblen Gewohnheit, daß das Oel sich in die Röhre nach Unten senkte und in den hohlen Fuß abtröpfelte, den man ausziehen, und so von Zeit zu Zeit entleeren konnte. Dabei setzte es nun regelmäßig jene Verschüttungen ab, welche unser armer Schreiber am vorhergehenden Abende so sehr bedauert hatte.

Wie also erwähnt, näherte er sich diesen Lampen, langte sein Fläschlein hervor, zog die Röhre heraus — und richtig, — der halbe Lampenfuß war mit Oel gefüllt. Vorsichtig leerte er dieses in sein Fläschlein, brachte die Lampe wieder in Ordnung und machte nun die Reihe durch. Sein Fläschlein war bereits gefüllt;

er hielt es gegen das Tageslicht; ihm war's, als sähe er das gelbe Oel bereits brennen und die ganze trauliche Einsamkeit seines Dachstübchens erschloß sich vor seiner genügsamen Phantasie. Plötzlich vernahm er das Glöcklein an dem Ganggitter, das liebe traute Glöcklein, dessen Ton ihm seit mehr als einem Jahrzehent bekannt war, das er aus Tausenden heraus zu kennen vermocht hätte, das er in Stunden, wo sein böser Husten ihn an's Krankenbett fesselte, so sehnsuchtsvoll zu hören begehrte, und das er sogar in seinen Fieberphantasien zu hören glaubte. In diesem Augenblicke dünkte es ihn einen verwandelten Ton zu haben: dieselbe Glocke und doch wieder eine ganz andere! Es war ihm, als läute sie dicht an seinem Gewissen. Er zitterte, seine Hand war von fieberhafter Unruhe bewegt. Schnell richtete er die Lampe zurecht, griff dann nach dem Fläschchen, das auf dem Boden stand, stieß ungeschickt mit dem Fuße daran, daß es sich ergoß und einen klirrenden Ton von sich gab. Aber er hatte keine Zeit zum Denken; im Nu stack sein Fläschlein in der dünnen Tasche und ohne einen Blick nach Rückwärts zu werfen, eilte er durch die in einander gehenden Zimmer, bis er das letzte, wo sein eigenes Pult stand, erreicht hatte. Zitternd öffnete er das oberste Thürlein des großen Kachelofens, schob die Flasche hinein, wischte sich die beschmierten Finger am Taschentuche und trat zu seinem Pulte. Er langte nach der Feder, aber schrieb nicht, denn er horchte, daß ihm die Schläfen klopften, ob die erste Thüre sich öffnen

würde. Es mußte doch noch Niemand gekommen sein, denn noch eine geraume Zeit herrschte die alte Stille ringsum. Er getraute sich dennoch nicht den Platz zu verlassen und gab sich Mühe, unbefangen auszusehen. Nach einer geraumen Zeit erschienen die Beamten und Schreiber durch alle Thüren, und er hatte soweit seine Fassung gewonnen, um die gebotenen Grüße zu erwidern. Er dankte seinem guten Engel, mit dem Schrecken glücklich davon gekommen zu sein.

III.

Die kurze halbe Stunde war unserm Schreiber dreifach so lang erschienen, und aller Sorge entledigt, hatte er bereits seine Arbeit begonnen, als er plötzlich ein seltsames Gemurmel aus dem ersten Zimmer bis in das letzte herüber vernahm. Die Schreiber traten horchend an die Thüren, und nun konnte man die Stimme des Oberamtsrichters unterscheiden, welcher den Gerichtsdiener herbeirief. Nun horchte unser Schreiberlein mit banger Ahnung, er hörte die Frage, wer das Oel verschüttet habe, und nun verwob sich wieder eine Stimme mit der andern; Alles schien dort versammelt, Jeder hatte etwas zu sagen; endlich hörte er den Oberamtsrichter fragen: wer heute der erste Ankömmling gewesen sei, — und — „Gott steh' mir bei!“ dachte er, denn sein eigener Name, mit dem Befehle zu erscheinen, drang bis in seinen entfernten Winkel. Instinktmäßig gehorchte er im Augenblicke und stand nun

vor dem ganzen Gerichtspersonale, das sich in der Nähe des verrätherischen Oelflecks aufhielt. „Berger, haben Sie das Oel hier verschüttet?“ frug der Oberamtsrichter in ungewöhnlich ärgerlichem Tone. Der arme Schreiber stotterte ein höchst verlegenes „Nein, — ich weiß nichts davon“ — indem er näher trat und den dunklen Fleck anstarrte, als ob ein gähnender Abgrund sich vor ihm öffne. „Nun, das ist doch sonderbar!“ rief der Oberamtsrichter. „Man muß der Sache auf die Spur kommen.“

In diesem Augenblicke erschien der Aktuar, welcher inzwischen durch die Zimmer gewandelt war, und sagte: „Meine Herrn, haben Sie die Güte, mir zu folgen. Die Blutspuren entdecken das angeschossene Wild, — die Oelspuren vielleicht den, der den Fleck gemacht hat.“

Im Augenblicke war Alles in Bewegung. Voran schritt der Oberamtsrichter, ihm folgte Mann an Mann, Berger, halb vernichtet und dem Irrsinne nahe, beschloß den Zug. Dunkel lag auf dem Boden Ein Oeltropfe nach dem andern; Schritt für Schritt zog sich die Spur durch alle Zimmer bis in das äußerste, wo sich endlich dieselbe vor dem Ofen verlor. Jetzt begann die Nachforschung. Berger hörte den Schieber des Ofenthürleins knarren, — es vergingen ihm die Sinne; in demselben Augenblicke hörte er: „Franz Berger, alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen!“ und darauf folgte ein schallendes Gelächter, das nicht enden wollte, und alle Anwesenden schauten auf ihn. Er sah sein Medizinfläschlein mit der verrätherischen Signatur in der Hand des Oberamtsrichters, der es weit

von sich hielt, um sich mit dem geringen Ueberreste nicht zu beschmieren. Es schwindelte dem ertappten Schreiber und doch war ihm Alles sonnenklar: er hatte nicht bedacht, daß die Flüssigkeit durch den dünnen Sack tropfen werde. Er folgte den Blicken der Anwesenden, welche an seiner Person hernieder streiften, und — o neuer Schrecken! sein Beinkleid, das einzige außer dem Festtagsstaate, war vom Oel befleckt, gänzlich ruinirt! — Das auch noch! seine Ehre, vielleicht seine ganze Existenz schienen ohnehin unrettbar verloren; und immer und immer wieder tönte das höhnende Gelächter in sein Ohr.

Der Oberamtsrichter gebot nun Ruhe und brachte durch seine ernste, aber doch milde Aufforderung, Alles zu berichten, den armen Schreiber zur Besinnung. Und nun enthüllte sich vor der ganzen Versammlung dessen verborgener Gedankengang, wie wir ihn bereits am verwichenen Abende belauscht hatten. Die Reue des sonst so ehrlichen Menschen, die Schilderung seiner Armuth im kleinen Dachstübchen, der unermüdete Schreibeifer, mußten für alle Anwesenden doch etwas Rührendes haben, denn Niemand lachte, es herrschte noch tiefe Stille, als er bereits geendet hatte.

Nach einer Weile sprach der Oberamtsrichter: „Wissen Sie auch, Berger, daß Ihre heutige Handlungsweise eigentlich Entlassung aus dem Dienste verlangt? Die Ehrlichkeit leidet keinen Flecken; der kleinste schon gefährdet ihre Existenz. Wer am Begriffe der Ehrlichkeit rüttelt, hat bereits an ihr gefrevelt und steht zunächst dem

Unrecht, denn vom Oelkruge bis zum Geldkasten ist keine viel größere Kluft, als vom verkehrten Begriffe bis zur That. Danken Sie Gott, daß Ihre erste Versuchung gleich mit der Entdeckung bestraft wurde. Weil Sie jedoch seit Jahren sich als ein ehrlicher, fleißiger Mensch betragen und auch bei diesem Vergehen Ihre Arbeit für's Gericht im Auge gehabt haben, sollen Sie mit dem Schrecken davon kommen und nicht weiter darum angesehen werden. Was meinen Sie, meine Herren, von diesem Urtheile?" — also wandte sich der Gerichtsvorstand zu den Umstehenden. Alle gaben ihre Beistimmung und so endete diese komisch-ernste Scene.

In der Abendstunde stand Berger allein vor seinem Amtsvorstande. Dieser sprach noch ernst über den Vorfall, und da er dessen aufrichtige Reue sah, drückte er ihm zum Schlusse noch einen Thaler in die Hand, indem er freundlich sagte: „Kaufen Sie Oel darum, und sollte es ihnen wieder daran mangeln, ohne daß Sie im Stande sind, es aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten, so sagen Sie es getrost mir; meine Frau wird Sie dann damit versorgen. Nur keine Oelflecken mehr! sie könnten sich sonst unvertilgbar an Ihre Ehre, ja, was noch mehr ist, an Ihr Gewissen anhängen." —

Damit endete des Oberamtsrichters milde Strafpredigt, mit welcher er jedoch bei dem armen Schreiber mehr erreichte, als wahrscheinlich die Entlassung von seiner Stelle vermocht haben würde.

Inhalt.

Druck von F. S. Hübschmann.